This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UNS. 162 c. 9

Vet. Ger. III A. 100

2 tomi in 1

2 vignette gr.

f

G 377

550
t 38

153
K 47

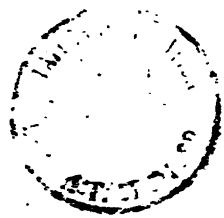
# Klara du Pleſſis
## und
# Klairant.

Eine
Geſchichte zweier Liebenden.
Von
A. Lafontaine.

Erſter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Berlin, 1801.



Jedermann hält jezt seine Blike auf den französischen Adel geheftet. Die Stimmen sind über die Frage getheilt: ob man diese Menge von Unglüklichen fürchten oder bemitleiden müsse. Man kann ihnen sein Mitleiden nicht versagen; denn ist es nicht für sie ein großes Unglük, ihr Vermögen, ihr Vaterland, ihre Gewohnheiten, ihre Lebensart, ihre Sitten zu verlieren; ohne Unterstüzung, ohne Schuz, ohne Mittel sich beides zu erwerben, mit dem Hasse des Volkes beladen, das sie ausstieß, von dem Mißtrauen des Volkes empfangen, das sie aufnimmt, gleichsam in eine ganz neue Welt einzutreten, deren Sprache sie nicht einmal verstehen? Wahrlich, das Glük hat viel zu thun, wenn sie ihren Verlust vergessen sollen! Aber wie viele Einzelne mögen nicht unter ihnen seyn, denen auch die Hoffnung fehlt, daß jemals das Glük etwas für sie thun könne; bei denen Vermögen und Vaterland das Wenigste waren, was sie verloren; die bei der

Auswanderung ihren theuersten Gefühlen und ihren schönsten, von Liebe, Freundschaft, Natur und Tugend geschlossenen Verbindungen entsagen mußten; die bei dem ersten Schritte über die Gränze ihres Vaterlandes fühlten, daß die feinsten Fasern der Zufriedenheit in ihrer Seele auf immer zerrissen! Wie Viele mag ihr Unstern nicht mit in den allgemeinen Fall ihres geächteten Standes verwikelt haben, für die nun Vernunft und jedes Gefühl vergebens Schonung fordern! Gewiß wird man Thränen über das Schikſal manches Unschuldigen unter ihnen vergießen; obgleich, bei dem Benehmen des ganzen Standes, die Gerechtigkeit dieser Thränen Vielen noch zweifelhaft scheint.

Wenn ich der Welt die Begebenheiten einer ausgewanderten französischen Familie erzähle, so darf sie nicht glauben, daß sie ein Roman sind. Leider nein! Und sähe sie mich hier an meinem Schreibtische; sähe sie die nassen Augen, mit denen ich die Dokumente dieser Begebenheiten durchlaufe: sie bedürfte keines andern Bürgen für die Wahrheit dieser Geschichte; und hätte sie, wie ich, die rührende Erzählung, die ich hier niederschreibe, selbst gehört, so würde sie mein Buch sehr leicht entbehren: denn kann auch der

größte Dichter je so erzählen, wie ein gebrochenes Herz, wie ein Auge voll Thränen, wie Blike voll Grams? Ach, ich fühle, daß ein Seufzer, ein langsames, kummervolles Kopfschütteln, ein Händefalten, ein nasser Blik zu den Wolken, ganz andere Figuren sind, als welche die Rhetorik lehrt.

---

Wo du jezt auch bist, mein guter Klairant, diese Blätter sind dir geweihet. Zwar würdest du nur mit Mühe die Sprache verstehen, die deine Schiksale erzählt; aber die mitleidigen Blike, die Seufzer, die geduldige Stille, die leidende Gelassenheit, womit ich dich so oft dein Leben erzählen hörte, verstandest du gewiß: und was ich hier schreibe, sind nur schwache, nachhallende Töne jener rührenden Empfindungen. Verstand ich doch auch nicht jedes deiner Worte. — Helfen konnte ich dir nicht; auch die ganze Welt kann dir nicht helfen. So laß denn uns Beiden daran genügen, daß die Welt mit uns weint; und weinen wird sie gewiß, wenn ich ihr deine Begebenheiten ganz ungekünstelt, ganz ohne Schmuk, erzähle.

Wer hier einen Roman zu finden hofft, wer keinen Geschmak findet an den kleinen unbedeutenden Begebenheiten des häuslichen Lebens, welche durch Liebe und Freundschaft so bedeutend, so rührend werden: der werfe dies Buch bei Seite; für ihn wurde es nicht geschrieben.

Rechts an der Heerſtraße, die von Luxenburg nach Verdün führt, liegt die Abtei Chatillon, mitten in reizenden Wieſen, Kornfeldern, Weinbergen, grünen Hügeln, ſchattigen Thälern und kleinen Gehölzen. Nie hatte wohl der Aberglaube mit mehr Unrecht einem Manne verboten, Vater zu werden, als dem Prior der Abtei; denn kein Mann in der Welt liebte Kinder in einem ſo hohen Grade, wie dieſer Prior. Er grüßte alle Menſchen mit freundlicher Höflichkeit; aber einer ſchwangern Frau begegnete er immer mit einer Art von Achtung, die an Verehrung gränzte: „denn,“ ſagte er, um dieſe Achtung gegen ſeine Freunde zu vertheidigen, „was thut der Mann, der ſich in Todesgefahr ſtürzt, um ſein Vaterland zu retten, mehr, als ein Mädchen, das ſich entſchließt, Mutter zu werden?“ Er redete von der Ehe als von dem heiligſten Sakramente, und die Hälfte aller ſeiner Predigten handelte von dem Eheſtande und der Kinderzucht. Jedesmal, wenn er beim Durchblättern der römiſchen Dekretalen auf der Bibliothek das Dekret von dem eheloſen Stande der Geiſtlichen fand, ſchüttelte er, tief ſeufzend, den Kopf; und das hätte er gethan, wenn auch der

Erzbischof von Verdün bei ihm gewesen wäre. So wie ein junger Mensch in den wenigen Hütten, die zu der Abtei gehörten, achtzehn Jahre alt war, ließ der Prior es sein angelegentlichstes Geschäft seyn, ihn zu einer Heurath mit einem hübschen Mädchen aus Pillon oder Mangienne, zwei Dörfern seines Kirchspiels, zu bereden. Die wenigen Hütten um die Abtei her wimmelten auch von Kindern, und von gesunden, starken Kindern; denn der Prior sorgte für das Fortkommen der jungen Eheleute eben so sehr, wie für ihre Verheurathung.

War der Prior nicht auf der Bibliothek oder in Amtsgeschäften, so saß er gewiß im Schatten einer schönen Allee von italiänischen Pappeln, welche ganz Chatillon umgeben, zwischen einem Trupp Kinder, und mit einem vergnügteren Gesichte, als ein König unter den Großen seines Reiches. Neben ihm lag der Emile, das einzige von Rousseau's Büchern, das er liebte, und dessentwegen er diesem Schriftsteller auch alle seine anderen Kezereien von Herzen vergab; und neben dem Emile lag ein Papier voll Bonbons aus Verdün, die er jedesmal, wenn er ausgieng, unter die Kinder vertheilte. Zulezt heftete er seine ganze ungetheilte Liebe und seine Erziehungsplane auf ein Kind, dessen Eltern einiges Vermögen besaßen, und das daher eine bessere Erziehung bekommen konnte.

So groß die Achtung des eheloſen Priors für den Eheſtand war, eben ſo groß war die Abneigung ſeiner verheuratheten Schweſter dagegen; und dieſe Abneigung gegen den Eheſtand hatte ſie ihrer Tochter, einem hübſchen, feurigen Mädchen, mitgetheilt. Das Mädchen wollte in ein Kloſter. Die Mutter ſchikte ſie, damit ſie den Verſuchungen der Stadt nicht ausgeſezt wäre, zu ihrem Bruder nach Chatillon; allein er mußte ihr vorher die Hand darauf geben, daß er ihre Tochter nicht etwa zum Heurathen überreden wollte. Er that es, und das Mädchen zog nun zu ihm auf die Abtei. Anfangs hielt er Wort; von ungefähr aber blikte er einmal über ſein Breviar weg zum Fenſter hinaus, und ſah den jungen Pächter der zur Abtei gehörigen Güter neben ſeiner Nichte ſtehen und freundlich mit ihr ſprechen. Der Anblik wekte in ſeinem Kopfe die Idee der Trauung, und von dieſer Minute an wurde der Gedanke an eine Heurath zwiſchen dem Pächter und ſeiner Schweſtertochter bei ihm äußerſt lebhaft. Er bereuete heimlich das Verſprechen, das er ſeiner Schweſter gegeben hatte; und endlich benuzte er einen zufälligen Umſtand, der dann auch weiter führte.

Er war mit dem Pächter in der Sakriſtei der Kirche, wo einige Veränderungen vorgenommen werden ſollten; und ſeine Nichte kam, ihm etwas zu ſagen. So wie er ſie erblikte, fiel ihm ſogleich ſein Plan ein. Er verließ die Sakriſtei-

sagte Beiden: ich komme bald wieder; schloß, wie von ungefähr, die Thüre zu, und ließ die jungen Leute wenigstens zwei Stunden allein bei einander. Auf diese List that er sich im Herzen viel zu gute: „denn," dachte er, „sie sind Beide jung, Beide hübsch, und allein; es kann nicht fehlen." Es fehlte doch. Durch die Sakristei wurde die hübsche Marie an das Kloster erinnert; sie blieb daher an der Thüre stehen, und Alles, was der junge Mensch ihr sagen konnte, gieng über die Ungeduld, mit der sie auf ihres Oheims Rükkehr hoffte, verloren. Als dieser endlich die Thür öffnete, machte Marie ihm sogleich Vorwürfe darüber, daß er sie einen halben Tag von ihren Geschäften abgehalten hätte. — Mamsell Manon hat entsezliche lange Weile gehabt, sagte der Pächter gähnend; und der Prior runzelte die Stirn. Er veranstaltete auf alle mögliche Weise Zusammenkünfte zwischen den beiden jungen Leuten; indeß sah er ihre Vertraulichkeit dadurch nicht größer werden. Endlich mußten Beide ihm die ganze Bibliothek umsezen helfen. Hier ließ er sie unter einem schiklichen Vorwande allein, und verschloß, damit Manon nicht entwischen könnte, die Thür. Beide stellten eifrig die ihnen angewiesenen Bücher auf. Als sie die Arbeit vollendet hatten, bemerkte Manon, daß sie eingeschlossen waren; und der Oheim, der sich in Pillon befand, hatte den Schlüssel mitgenommen. Der Pachter zog ein

Buch mit Kupferstichen hervor; Manon ließ sich bereden, sie mit zu betrachten, und — ihre Gleichgültigkeit war dahin.

Der jungen Mann stand hinter ihr. Um die Kupfer bequem zu sehen, mußte er sich nothwendig an sie lehnen, und sie mit seinem Arm umfassen. So blätterten sie ein halbes Stündchen in dem Buche. Nun erhob sich ein Gespräch über den wunderlichen Oheim, der sie Beide immer einschlösse. Dann nahm der Pächter Manons Hand, und betrachtete den runden Arm. Sie erröthete, zog die Hand zurük, gieng an das Fenster, und sah auf den Weg nach Pillon; aber der Oheim wollte noch nicht kommen. Beide lächelten. Der Pächter wurde dreister, die armen Manon zerstreuet: jener lobte den Oheim wegen des Einschließens; diese schalt darauf. Man zankte. Der Pächter nahm Manon in die Arme, und raubte ihren Lippen einen Kuß. Darüber wurde sie böse. Nun bat er zärtlich um Vergebung, und glaubte nicht eher, daß sie versöhnt wäre, als bis sie sich noch einen Kuß hatte nehmen lassen. Kurz, als der Oheim endlich am Abend die Thür aufschloß, flog Manon, wie ein gejagtes Reh, drei Schritte von ihrem Plaze. (Der Oheim versicherte nachher, sie habe auf des Pächters Schooße gesessen.) Der junge Mann stammelte sogar eine halbe Entschuldigung, und Manon erröthete, so oft ihr Oheim einen Blik auf sie warf.

Von diesem Tage an hatte der Prior die Freude, daß die beiden jungen Leute ihre Zusammenkünfte unter vier Augen selbst veranstalteten; ja, sie trieben es jezt so weit, daß oft seine Suppe darüber anbrannte. Kurz, es war Zeit, daß der Oheim ins Mittel trat. Er ließ dem Pächter ein schönes großes Haus bauen, gab ihm Manon zur Frau, und hielt schon nach einem Jahre einen gesunden Sohn von ihr auf dem Arme. Seine Freude über den Knaben war beinahe so groß, als wenn er selbst der Vater gewesen wäre. Er erzählte jedem, was er alles mit dem Jungen thun, und wie er ihn erziehen wollte. Dann legte er den Knaben in die Wiege, zog Rousseau's Emile aus der Tasche, wiegte aus Leibeskräften, und las dabei den erstaunten Eltern aus dem Buche vor, daß man Kinder nicht wiegen müsse.

Der Knabe wurde des alten Priors Liebling. Zwar kamen Rousseau's Grundsäze bei ihm alle nach und nach in Vergessenheit; indeß verlor der Knabe nichts dabei. — Der alte Prior hatte ein vortreffliches Herz, und die Eltern gehörten Beide ebenfalls zu den gutherzigsten Menschen. Was alle Drei an dem Knaben verzogen, verbesserten aber die andern Kinder in Chatillon. Der Knabe war eigensinnig, stolz, herrschsüchtig; doch seine Spielgefährten waren es nicht weniger. Sein Herz und sein Kopf wurden von seinen Verwandten gebildet, seine Leidenschaften von seinen Spiel-

gefährten gezähmt. Sein Stolz wurde nun Edelmuth, seine Herrschsucht Festigkeit: er lernte gehorchen, weil er gebieten wollte; er lernte Menschen ehren, weil er gern herrschen mochte. Der Prior schlug jezt den Emile auf, triumphirte über den glüklichen Erfolg seiner Methode, und las den Eltern vor, daß es so und nicht anders habe kommen müssen.

In dem Alter von sieben Jahren war der Knabe ein Liebling der ganzen Gegend. Konnte der wilde Bursche auf der Wiese ein Pferd loskoppeln und sich hinaufschwingen, so ließ er sich den ganzen Tag nicht mehr sehen, und kam erst Abends sehr ermattet wieder. Dagegen konnte er aber auch wieder ganze Stunden bei dem Schulmeister sizen, und, ohne von der Stelle zu weichen, sich Gespenstergeschichten erzählen lassen. Nie sang er die Romanze von dem armen Heinrich, den seine Geliebte, eine Nonne vergiftete, ohne daß seine rothen Wangen voll Thränen hiengen. „Es thut mir weh, lieber Oheim," sagte er dann mit leiser Stimme, „daß ihm das Herz brach; aber ich wollte doch lieber so sterben, als an der Brustkrankheit, wie der Pater Franz: denn Lucie hielt den Ritter Heinrich in ihren weichen Armen, an ihren Lippen, und starb auf seinem Grabe." Der Prior lächelte, legte die Hand auf des Knaben Stirn, und sagte freundlich: „wenn du so sterben willst, so laß dich nicht bereden, in ein Kloster zu gehen!"

Um dieſe Zeit kam der Vicomte du Pleſſis mit ſeiner Familie aus Paris nach Pillon, wo er ein beträchtliches Gut beſaß. Er gehörte mit ganzer Seele zu der Parthei der Encyklopädiſten, welche damals anfiengen, dem Hofe verdächtig zu werden, und hatte Paris verlaſſen, weil der Miniſter ihn drükte. Der Prior machte dem Herrn du Pleſſis ſchon den Tag nach ſeiner Ankunft einen Beſuch, und die Bekanntſchaft zwiſchen Beiden gewann ſogleich einen Grad von Herzlichkeit; denn auch der Prior war, ganz von ungefähr, durch Rouſſeau's Schriften halb und halb ein Phyſiokrat geworden. Was aber den Prior noch ſtärker zu dem Vicomte hinzog, war deſſen liebenswürdiger Sohn, der beinahe das Alter ſeines kleinen Vetters hatte. Pleſſis bat den Prior, oft zu kommen; und dieſer ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Die Bekanntſchaft zwiſchen beiden Alten wurde ſehr bald eine herzliche Freundſchaft. Pillon liegt nur einige hundert Schritte weit von der Abtei; und ſo gieng oft entweder der Vicomte mit ſeinem Sohne zu dem Prior, oder dieſer mit ſeinem Louis zu jenem. Die beiden Knaben ſchloſſen eben ſchnell Freundſchaft, wie die beiden Alten. Während daß du Pleſſis ſein Syſtem auseinander ſezte, und auf den Miniſter ſchimpfte; der Prior, ſo oft er nur Gelegenheit dazu hatte, das Geſpräch auf die Ehe und die Kinderzucht lenkte; und die gnädige Frau von der Oper in Paris ſprach:

schwärmten die beiden Knaben in den Feldern umher. Der kleine Louis Klairant erzählte dem kleinen Plessis Gespenstergeschichten, oder sang ihm die Romanze von dem unglüklichen Ritter vor; und Plessis lehrte ihn dagegen einige Operettenarien. Sie verliefen sich auch wohl in das Gehölz an der Heerstraße, und führten Kriege mit einander, bei denen Bauerknaben ihre Truppen ausmachten; kurz, die Kinder waren, wie die Alten, herzlich mit einander zufrieden.

Von Tage zu Tage wurde die Vertraulichkeit beider Familien größer; man besuchte einander an gewissen Tagen regelmäßig, und der junge Plessis nahm Theil an dem Unterrichte, den Klairant von seinem Großoheim erhielt. Die Freundschaft der Alten blieb, als sie einen gewissen Grad erreicht hatte, stehen; allein nicht so die Freundschaft der Kleinen, die von Tage zu Tage inniger und vertraulicher wurde. Beide konnten nicht mehr ohne einander leben, keiner hatte mehr ein Geheimniß vor dem andern; und diese Freundschaft erhielt sogar einen Anstrich von Schwärmerei, als der Prior oft mit ihnen von den im Leben und Tode aushaltenden Freunden des Alterthums sprach. Erzählte er ihnen von Orest und Pylades, von Damon und Pythias; sagte er, was ehedem ein Freund, auf den andern gestüzt, vermochte, was er wagte, was er von dem Freunde forderte, und wie viel er selbst gab: dann lächelten die beiden Knaben einander

zu, schlugen die kleinen Hände fest in einander, und ihre Augen blizten von dem muthigen Entschlusse, Alles für einander zu wagen. Flog der gewandtere und dreistere Klairant den Berg hinter Pillon in vollem Laufe hinunter, so zitterte Plessis zwar bei dem Anblike des jähen Berges: doch stürzte er hinter seinem Freunde her, um ihn nicht zu verlassen; und dann fielen sie unten einander mit feuriger Liebe in die Arme.

Je älter die beiden Knaben wurden, desto mehr Stärke bekam ihre Freundschaft. „Ich," sagte Plessis, „ich, Herr von Pillon und Mangienne; du, Pächter von Chatillon. Sieh, da leben wir immer zusammen. Du kannst dann bei mir auf meinem Schlosse wohnen, oder ich bei dir in Chatillon." Die guten Kinder hatten beide noch keine Idee von dem Abstande, durch welchen die Geburt sie trennte. Der Vicomte fand es schon jezt ein wenig bedenklich, daß sein Sohn mit solcher Innigkeit an dem kleinen Klairant hieng; allein er betrachtete diesen als einen Verwandten des Priors, nicht als den Sohn eines Pächters. Das wird sich, dachte er, wohl geben, wenn sie Beide erwachsen sind. — Die andern Edelleute in der Nachbarschaft verstanden die Jagd, den Akerbau; aber nicht Einer unter ihnen hatte je etwas von den Encyklopädisten gehört: und so durfte der Herr du Plessis den Prior, der nach und nach die Staatskunst und das Disputiren darüber eben so lieb gewann,

als Abhandlungen über den Eheſtand, nicht in ſeinem Verwandten beleidigen; denn dieſen liebte der Prior doch mehr, als jedes Syſtem in der Welt. Der kleine Louis konnte daher als ein Freund des jungen du Pleſſis auf dem Schloſſe aus- und eingehen; man kündigte ihn indeß überall als einen Verwandten des Priors an, der mit dem jungen Herrn erzogen würde, um Nacheiferung bei dieſem zu erweken. Der alte Prior merkte gar nichts von der Abſicht dieſer Aeußerungen; und ſo blieb Alles in Ruhe.

Beide Knaben mochten etwa vierzehn Jahre alt ſeyn, als der Vicomte ſich entſchloß, ſeine zwölfjährige Tochter aus dem Kloſter, worin ſie erzogen wurde, nach Hauſe kommen zu laſſen. Der Prior hatte ſchon lange aus dem Rouſſeau gepredigt, daß die Kloſtererziehung für ein Mädchen, welches die Natur zur Frau und Mutter beſtimmt habe, die allerſchlechteſte ſei, die man ſich nur denken könne; und auch der Vicomte war jezt von einem gewiſſen Enthuſiasmus für Kinderzucht und Ehe belebt, den ſein alter Freund bei ihm erregt hatte, ſo wie er ſelbſt bei dieſem, Enthuſiasmus für die Staatskunſt.

Die Mutter fuhr weg, ihre Tochter aus dem Kloſter abzuholen, und der junge Pleſſis erzählte ſeinem Freunde nun unaufhörlich von ſeiner Schweſter Klara, die er ſeit vollen ſechs Jahren nicht geſehen hatte. „O, du wirſt ſie lieben, mein Klairant,“ ſagte er mit Eifer; „gewiß, du

wirſt ſie lieben, Und dein Oheim ſoll doch einmal ſehen, was er für das achte Wunder der Welt hält: zwei Familien, die durch Liebe und Vertrauen vollkommen einig ſind.“ Sie füllten die Zeit, bis Klara kam, mit Planen aus, wie glüklich ſie mit ihr leben wollten; und die Ideen dazu gab ihnen, wie nicht zu läugnen iſt, der alte Prior ſelbſt, der bei jeder Gelegenheit ſeine Lieblingsideen von der Verbindung beider Geſchlechter mit anzubringen pflegte.

Endlich kam die kleine Klara du Pleſſis. Ihr Vater hob ſie aus dem Wagen; aber ſie erwiederte ſeine Liebkoſungen kaum, und warf mit befremdeter Schüchternheit furchtſame Blike auf ihren Bruder, der ihr freudig entgegen ſprang. Vor dem Prior verbengte ſie ſich tief und mit einer andächtigen Miene; dann blieb ſie verlegen unter den ihr liebkoſenden Menſchen ſtehen. „Sehen Sie,“ flüſterte der Prior dem Vicomte ins Ohr: „das iſt Kloſtererziehung! Laſſen Sie das Kind zu ſich ſelbſt kommen.“ Er gieng; und die beiden Knaben, die ſich einen andern Empfang geträumt hatten, folgten ihm. Sie ſchwiegen, und des Priors Aeuſſerungen über ihr künftiges gröſſeres Glük ſchienen ihnen nun gar nicht mehr glaublich.

In den erſten Tagen blieb das Verhältniß, wie es war; denn die kleine Klara wagte es kaum, ihren Bruder recht dreiſt anzuſehen. Dieſer aber, der bei ſeinem Freunde nicht Unrecht gehabt haben

wollte, drang so auf ihr Herz ein, daß er es am Ende mehr seinen Bitten, als ihrer Empfindung, zu danken hatte. Bei dem allen bekamen nach und nach Bruder und Schwester doch mehr Vertrauen zu einander, und jener nüzte das, Klaren allmählig seine Ideen von Freundschaft beizubringen. Auf jedem Spaziergange mit ihr sprach er von seinem Klairant mit allem dem Enthusiasmus, den jugendliches Feuer und kindische Eitelkeit geben können. Klara wurde endlich neugierig, den Freund ihres Bruders, den sie bei der ersten Zusammenkunft ganz übersehen hatte, kennen zu lernen.

Klairant kam zwar auch jezt, wie sonst, alle Tage nach Pillon: aber er blieb überhaupt nicht gern lange in einem Zimmer; und wenn er es denn ja einmal that, so war Klara gerade bei ihrer Mutter: daher kam es, daß er sie seit ihrer Ankunft noch gar nicht wieder gesehen hatte. Jezt aber führte Plessis ihn einmal, ohne dabei ein Wort zu sagen, nach dem Zimmer seiner Schwester, öffnete die Thür, und rief: „hier, Klara, ist mein Klairant!“ Das Mädchen sprang auf, und blieb verlegen stehen; aber noch verlegener war Klairant selbst, so daß es dem Bruder die äusserste Mühe kostete, nur ein erträgliches Gespräch in Gang zu bringen.

Klairant warf von Zeit zu Zeit verstohlne Blike auf Klaren; doch der Gedanke: „es ist die Schwester deines Freundes,“ war Anfangs Alles, wo-

durch ihm das Mädchen bedeutend wurde. Eben so verstohlen betrachtete auch Klara den Jüngling, den ihr Bruder ihr so oft und so feurig als den besten Menschen geschildert hatte. Beide erröthe-ten, wenn ihre Blike auf einander trafen, zu gleicher Zeit: wahrscheinlich, weil ihre Bekannt-schaft kein Zufall war. Der Bruder, dem daran lgg, das Fremde unter Beiden zu endigen, noch mehr aber, seinen Freund und seine Schwester in vortheilhaftem Lichte zu zeigen, bat Klaren, ihre Harfe zu nehmen. Sie spielte Klairants Lieb-lingsromanze, die sie von ihrem Bruder bekom-men hatte, und Klairant mußte sie singen. Man wiederholte sie noch zweimal, spielte auch einige andre Lieder, und blieb dennoch verlegen. Pleß-sis laß in den Gesichtern seines Freundes und seiner Schwester ganz deutlich, daß sie nur um seinetwillen bei einander blieben, und erröthete einmal über das andre. Man trennte sich end-lich, und Klairant sowohl als Klara fühlten sich nun wieder erleichtert.

So schön die junge Klara auch war, so hatte sie dennoch nur einen sehr unbedeutenden Ein-druk auf Klairant gemacht; sie war zu blöde, zu furchtsam gewesen, um reizend zu seyn. Ihr Bruder fragte sie: „nun? wie gefällt dir mein Freund?“ und sie antwortete mit einem aufrich-tigen Lächeln: „dein Klarant ist wirklich ein sehr hübscher junger Mensch. Allein das mußte ihm

sogar der Neid zugestehen, und Klara sagte das so kalt, als hätte sie über ein Gemählde geurtheilt.

Doch bald machte Klairant einen tiefern Eindruk auf ihre Phantasie und ihr Herz. Eines Tages wies der Kammerdiener des Vicomte einen Bauer ab, der seinen Gutsherrn zu sprechen verlangte. Der Bauer wollte um so weniger weggehen, da Klairant seine Parthei nahm, und sich erbot, ihn selbst zu melden. Der Kammerdiener ward darüber böse, und sagte dem Bauer drohend: „nun rath' ich dir, mach, daß du wegkommst; oder es geht nicht gut!" Da der Bauer noch immer blieb, so verlor der Kammerdiener die Geduld, ergriff einen Stok, und wollte ihn prügeln. Klairant sprang mit blizenden Augen auf den hochmüthigen Bedienten zu, riß ihm den Stok aus der Hand, und hatte ihm schon ein halbes Duzend Hiebe gegeben, eh er sich nur besinnen konnte. Jezt wendete sich die ganze Wuth des Domestiken gegen Klairant; doch der junge Plessis, der auf den Lärm herbeikam, flog wie ein Pfeil diesem zu Hülfe, und jener mußte seine Rache nun aufgeben.

Der Kammerdiener lief wüthend zu dem Vicomte. Der junge Plessis wußte, welchen Einfluß dieser Mensch auf seinen Vater hatte, und bat seinen Freund, dem Ungewitter auszuweichen. Klairant lächelte aber, und gieng ruhig in des Vicomte Zimmer. Klara erschrak, als sie ihn mit heiterem Gesichte hereintreten sah; denn so

eben hatte ihr Vater dem Kammerdiener eine ausgezeichnete Genugthuung versprochen. „Und,“ rief der Vicomte erhizt, „du Bube biſt noch trozig genug, zu mir zu kommen?“ — Mit einem edlen Ton und mit heitrem Geſichte antwortete Klairant: ich bin unſchuldig; unſchuldig und verklagt. — „Wie? du läugneſt?“ haſt du nicht den Kammerdiener geſchlagen?“ — Ja, das hab' ich; weil er ein Unmenſch war, Herr Vicomte. Er fiel einen Ihrer Unterthanen an, der ſich in ſeiner Noth an Sie wenden wollte.

Dieſer Ton ſezte den Vicomte in Verlegenheit. Er wollte ſchmälen, und konnte es doch nicht, da der junge Menſch ſich ganz dreiſt auf eine Unterſuchung berief. Endlich entſchied er, daß Klairant den Kammerdiener um Vergebung bitten ſollte. „Ich?“ ſagte Klairant halb außer ſich; „ich? dieſen Menſchen? Nimmermehr! Herr Vicomte, wenn hier auf der Stelle Ihr Domeſtik wieder den Stok gegen einen Ihrer beſſern Unterthanen aufhöbe, ſo würde nichts in der Welt mich abhalten, noch einmal . . .“ — Mich zu prügeln? fragte der Kammerdiener wüthend. — „Ja, dich zu prügeln. Denn, Herr Vicomte, der Bauer, der den Tag über für Sie arbeitet, und ſich quält, damit Sie Domeſtiken halten können, iſt mehr werth, als alle Kammerdiener in der Welt: das haben Sie neulich ſelbſt geſagt.“

Und das hatte der Vicomte, als er einmal wieder ſein Syſtem vertheidigte, wirklich geäuſſert.

Er runzelte die Stirn (jezt mehr aus Verlegenheit, als aus Zorn), nahm den Jüngling bei der Hand, und sagte mit einem freundlichen Tone: „laß das! geh', und bitt' ihm ab.“ — Nimmermehr! antwortete Klairant kalt; ich habe recht gethan. — „Bitt' um Vergebung, oder du sezest nie wieder einen Fuß über diese Schwelle! Den Augenblik bitt' ab!“ — Nein! sagte Klairant mit blizenden Augen. — „So laß dich nie wieder vor mir sehen!“ rief der Vicomte, und stieß ihn an die Thür. — Klairant gieng schweigend hinaus. „Kommst du je wieder, so bist du unglüklich!“ rief der Vicomte ihm zornig nach. Aber wie groß war sein Erstaunen und Klarens Schreken, als Klairant nach einigen Augenbliken die Thür öffnete, und den Bauer, über den der Zank entstanden war, hereinführte!

„Böswicht!“ rief der Vicomte, jezt in Ernst aufgebracht; „du wagst es . . . ?“

Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr; ich hatte diesem Manne versprochen, ihm Gehör zu verschaffen, und bin gewohnt, mein Wort zu halten.

„Was willst du?“ fragte der Vicomte den Bauer. — Dieser bat flehentlich um Nachlaß einer kleinen Pacht. — Thun Sie es, gnädiger Herr! sagte Klairant.

„Ich bin eben so eigensinnig, wie du, Bube!“ sagte der Vicomte, etwas gelassener, weil er nicht ohne Gefühl für die That des Jünglings geblie-

den war. „Er bekommt nicht eher Nachlaß, als bis du um Vergebung bittest.“

„O,“ rief Klairant, und alle seine Gesichtszüge wurden heiter — „o, nur das, gnädiger Herr?“ Er warf sich schnell vor dem beleidigten Kammerdiener auf ein Knie, und bat um Vergebung. Nun sprang er auf, küßte den Bauer, und dankte dem Vicomte für seine Güte. Dann lief er, als ob gar nichts vorgefallen wäre, zur Thür hinaus, und erzählte dem jungen Plessis den Ausgang der Sache.

Der Kammerdiener war mißvergnügt; der Vicomte sagte aber ganz troken: „danke dem Himmel, daß du so weit mit dem Burschen bist! Ueberdies sah er gar nicht aus, als ob er Unrecht hätte.“

Nein, lieber Vater, sagte Klara leise; gar nicht so. Er sah aus . . . so . . . so . . . ach! so gut!

Klairant hatte einen nicht geringen Eindruk auf Klaren gemacht, deren Augen während des ganzen Vorganges immer auf ihn geheftet geblieben waren. Da stand er Anfangs so ruhig, so muthig, und hatte die rechte Hand auf die Hüfte gestüzt. Dann flogen schnell tausend Blize in seine Augen; seine Wangen wurden dunkelroth, seine Stimme bewegt. Nie hatte Klara ein Paar so blizende Augen gesehen. Sie wünschte, daß er standhaft seyn und nicht um Vergebung bitten möchte; aber doch zitterte sie, daß er ihren Vater

noch mehr aufbringen könnte. Als er hinausgieng, warf sie einen Blik voll tiefer Verachtung auf den Kammerdiener; als er wieder hereintrat, erschrak sie heftig. Sie vergaß sich sogar, und klatschte in die Hände, als er vor dem Kammerdiener niederknieete; es verdroß sie aber sehr, daß er bei dem ganzen Vorfalle auch nicht einen einzigen Blik auf sie geworfen hatte. Noch auf ihrem Zimmer sah sie ohne Unterlaß sein Gesicht voll unbeschreiblicher Freundlichkeit, und dann wieder sein von Kühnheit flammendes Auge. Er gieng mit ihrem Bruder unten im Garten auf und nieder, und sie war einigemale schon Willens, mit ihrer Arbeit zu ihnen hinunter zu gehen; aber sie fürchtete, er möchte merken, daß sie sich so lange und so angelegentlich mit ihm beschäftigt hatte.

Dies waren die ersten Fäden einer Liebe, welche so lange dauern sollte, als die Herzen dieser beiden Menschen schlugen. Bei der ersten Gelegenheit (und diese fand sich bald) sagte Klara dem Jünglinge, wie vielen Theil sie an seinem Streite mit dem Kammerdiener genommen hätte. „O, mein Gott!“ sezte sie hinzu: „Ihre Augen, Klairant, blizten, wie Flammen. Ich würde gebebt haben, wie ein Pappelblatt, wenn mein Vater mit mir so geredet hätte; und nie habe ich mich so gefreuet, als da Sie, troz den Drohungen meines Vaters, so standhaft blieben. Ja, wenn alle Unglüklichen solche Freunde hätten!“

Klairant hatte noch nicht daran gedacht, daß seine That mehr als ganz gewöhnlich sei; jezt, bei Klarens Lobe, fühlte er anders. Schnell drang durch seine Seele eine sanfte Empfindung, die sich in Wohlwollen für Klaren auflöste. Er brachte das Mädchen noch einmal auf die kleine Begebenheit, an die er vorher nicht wieder gedacht hatte. O„," sagte der Schmeichler; „ich sah, wie vielen Theil Sie an dem Unglüklichen nahmen, den ich beschüzte. Ihr schöner mitleidiger Blik hätte jeden Menschen zu seinem Beistand aufrufen müssen!" Er konnte diese Lüge, die erste in seinem Leben, nicht ohne Stammeln und Erröthen hervorbringen.

Jezt fieng Klairant an, Klaren fast eben so eifrig aufzusuchen, wie ihren Bruder; allein hier gab es mehr Hindernisse, als er erwartet hatte. Klara kam, auf ausdrüklichen Befehl des Vicomte, ihrer Mutter wenig von der Seite; und so blieb, wenn sie und Klairant einander sahen, immer etwas Fremdes zwischen ihnen, das alle Vertraulichkeit unmöglich machte. Auf ihr Zimmer wagte Klairant sich nicht, weil das ausdrüklich verboten war; denn so viele Freiheit im Umgange der Vicomte seinem Sohne auch ließ, so hatte er doch für seine Tochter nicht eben die Gefälligkeit. Zwar dachte er nicht einmal daran, daß Klara je für den Sohn eines Pächters etwas empfinden könnte; allein er hielt es sogar

schon für unschiklich, daß sie nur in der Gesellschaft eines solchen Menschen wäre.

Beide junge Leute würden einander gewiß völlig wieder vergessen haben: denn der ganze Eindruk, den sie bei der Scene mit dem Kammerdiener auf einander machten, hatte nur ihre Eitelkeit in Bewegung gesezt; aber der Vicomte selbst gab dieser schon absterbenden Eitelkeit neue Kräfte.

Schon fieng Klairant an, sich wieder an seine vorige Lebensart zu gewöhnen, und benuzte die Unterrichtsstunden sehr ordentlich. Der Schloßgarten, den er eine Zeitlang zu seinem Tummelplaze gewählt hatte, wurde ihm wieder zu eben, zu regelmäßig; er durchflog mit seinem Freunde wieder das Gehölz, wo Berge zu erklettern und Gräben zu überspringen waren. Das Bild der schönen Klara verschwand gänzlich aus seiner Phantasie; höchstens erinnerte er sich ihrer, wenn er den Kammerdiener erblikte.

Eines Tages, als Klairant seinen Freund nach Hause begleitete, fanden sie Klaren im Garten, durch den sie giengen. „Deine Schwester, Plessis!“ sagte Klairant, nahm den Hut ab, und wollte sogleich umkehren; aber Klara verbeugte sich, und nun mußte er doch einen Augenblik bleiben. Jezt wollte Plessis seinen Freund ein Blumenbeet sehen lassen. Beide giengen ganz unbefangen, oder vielmehr fremd gegen einander, mit

ihm. Als sie in eine Allee umbogen, stand auf einmal der Vicomte vor ihnen. Klairant bot so eben Klaren seine Hand, weil sie bei dem eiligen Gehen auf ihr Kleid getreten hatte, und beinahe gefallen wäre. „Klara," sagte der Vicomte, „geh auf dein Zimmer! Ich verbiete dir Klairants Gesellschaft. Ein Mädchen wie du darf seinem Stande nie etwas vergeben." Die drei jungen Leute errötheten. Klara fühlte im Zurükgehen sehr tief, daß Klairant von ihrem Vater beleidigt war, und warf einen bittenden Blik auf ihn. Sie sah, als sie neben ihrem Vater her gieng, sich dreimal nach ihm um, und mit jedem male freundlicher. Klairant war tief erschüttert. Noch nie hatte er lebhaft an den Unterschied des Ranges gedacht, der ihn von der Familie des Vicomte trennte; jezt fühlte er den Abstand auf einmal, und mit einer so höchst bittern Empfindung, daß er die Hand vor die Augen schlug, und, in sich verloren, mit dem demüthigenden Gefühle beleidigt zu seyn, einige Sekunden schweigend stehen blieb. Endlich zog er die Hand langsam vor seinen Augen weg, in denen große Thränen hiengen. Er warf einen Blik auf seinen Freund, rief mit einem zerschmetternden Tone: „o Herr du Plessis!" und entfernte sich dann langsam drei Schritte von ihm. Auch Plessis hatte Thränen in den Augen. Er flog hinter Klairant her, schloß ihn in seine Arme, und sagte: o, mein Klairant!

ist das die ewige Freundschaft, die du mir so oft zuschworst? Bin ich mein Vater? — Lieb' ich dich nicht? kann dich Jemand zärtlicher lieben, als ich? hab' ich dir je etwas verschwiegen? bin ich nicht dein Bruder? O Klairant! Klairant! nenne mich nie wieder so! so verächtlich!

Klairant schluchzte jezt an du Plessis Brust. Seine Eitelkeit war zu tief gekränkt, als daß die Worte seines Freundes ihn beruhigen konnten. Er wollte durchaus weggehen, durchaus allen Umgang mit dem jungen Plessis aufheben. „Nein!" sagte er; „nein! mit welcher Empfindung kannst du einen Menschen, den deine Schwester mit Verachtung behandelt, deinen Freund nennen!"

Meine Schwester? dich?.... Klairant sei nicht ungerecht! Sahst du denn nicht den Blik den sie dir zuwarf, als mein Vater die unglüklichen Worte sagte? sahst du nicht, wie sie noch dreimal den Kopf umwendete? Waren das Blike der Verachtung, so kannst du meine Empfindung für dich Haß nennen. Klairant, laß den Vater denken, wie er will; die Liebe seiner Kinder hält dich schadlos!

Plessis brachte eine ganze Stunde damit zu, Klairant zu beruhigen. Endlich giengen Beide Arm in Arm, und schweigend, nach dem Schlosse

zurük: Klairant noch immer in dem Gefühle seines gekränkten Stolzes, und mit dem Schnupftuche vor den Augen. Klara stand an ihrem Fenster. Dem gutherzigen Mädchen war die Beleidigung, die Klairant um ihrentwillen erlitten hatte, sehr nahe gegangen. Sie fühlte keinen Verdruß darüber, daß sie nicht in seiner Gesellschaft seyn sollte: denn daran war sie schon seit zwei Jahren gewöhnt; allein sie wünschte sich doch eine Gelegenheit, ihres Vaters Unrecht wieder gut zu machen. Als sie Klairant so betrübt an dem Arme ihres Bruders daher kommen sah, dachte sie: wenn er doch aufblikte! denn sie war entschlossen, ihm eine sehr freundliche Miene zu machen; allein er that es nicht. Ihr Mitleiden wurde durch seine Stellung immer größer; und sie wollte ihm nun einmal zeigen, daß sie Antheil an ihm nähme. Als er so eben unter ihrem Fenster weggieng, warf sie ihm eine Rose, die sie in der Hand hielt, auf den Kopf. Klairant blikte in die Höhe. Sie lächelte ihm mit aller der Anmuth und Freundlichkeit zu, deren sie nur fähig war. Er hob die Rose auf, hielt sie an seine Lippen, drükte sie in seine wieder hervorquellenden Thränen, und stekte sie dann mit sprechender Pantomine an seine Brust. Die Thränen in seinen Augen lokten auch Klaren ein Paar mitleidige Thränen ab. Er bemerkte es, warf noch einen seelenvollen Blik zu Klaren hinauf, schlug die Hand vor die Augen, drükte die

Rose wieder an seinen Mund, und eilte dann aus dem Garten.

In diesem Augenblike geriethen die Phantasie und das Herz der beiden jungen Leute in die stärkste Bewegung. Klara blieb den ganzen Abend im Fenster liegen, und schwärmte in den süßen Träumen der befriedigten Eitelkeit umher. „Klairant weinte seine Thränen um sie; durch die Trennung von der reizenden Klara, nicht durch die Beleidigung ihres Vaters, war er so erschüttert; Liebe zu ihr, nicht gekränkter Stolz, hatte diesen Kummer über sein Gesicht verbreitet.“ Ihre Brust schlug hoch bei diesen Gedanken. Sie sah Klairant, wie er jezt zu Hause in stiller Trauer da saß, an nichts als an Klaren dachte, von nichts als von ihr träumte; wie der Schmerz, von ihr getrennt zu seyn, seine Seele zerriß; wie er nur aus ihrem Geschenke, der Rose, die einzige Freude sog, deren sein Herz noch fähig war. Zugleich erwachte in ihrer Brust mit neuer Stärke das unwiderstehliche Verlangen, den unglüklichen Jüngling wiederzusehen, und ihn, wenn auch nicht von seiner Leidenschaft zu heilen, doch von Verzweiflung zu retten. Alle Wege, durch welche die Liebe in ein Herz eingeht, öffneten sich jezt in der Brust des unbedachtsamen Mädchens. Die Bahn, welche der Vater verschliessen wollte, war geebnet, und mit allen lokenden Freuden besezt. Klara träumte nun die Nacht von Zusammenkünften mit Klairant; und noch

ehe sie ein Wort der Liebe mit ihm gewechselt hatte, lagen in ihrem Kopfe schon tausend Mittel bereit, die Wachsamkeit ihrer Verwandten zu hintergehen.

Klairant war um nichts ruhiger. Auf dem Wege nach Hause warf er sich unter eine Weide an der Wiese nieder, und betrachtete seine theure Rose, das kostbare Unterpfand von Klarens Liebe. Er hatte die Beleidigung des Vicomte, über den schönen Ersaz, den Klara ihm dafür gegeben, gänzlich vergessen. „Sie sah sich," dachte er, „dreimal mit diesem süßen Lächeln um; und ich Thor, ich merkte es nicht! Schon lange zeichnete mich ihr zärtlicher Blik, ihre holde Freundlichkeit aus; und ich Blinder sah und hörte nicht! O, was mag es dem Herzen des edlen Mädchens gekostet haben, mir durch dieses theure Geschenk ihre Liebe zu gestehen! Wie dank' ich jezt ihrem Vater, daß er mir durch seinen Stolz dieses Glük verschaffte! Ich sah nichts; und Alle hatten ihre aufkeimende Liebe schon gesehen. Ihr Vater merkte sie; und ich, ich allein!" — Seine Augen blizten, seine Wangen glüheten, seine Brust hob sich gewaltig. Jezt erinnerte er sich an die Worte des Bruders; auch sie schienen ihm Klarens Liebe zu bestätigen. Er sank in das Gras, schwärmte in die fernste Zukunft hinaus, hielt Klaren in seinen Armen, küßte ihre rothen, frischen Lippen; und aus seiner

schöpferischen Phantasie goß sich ein Strom von heißer Liebe in seiner Seele.

Erst spät am Abend kam er triumphirend nach Hause. Fröhlich, wie die glükliche Liebe, sezte er seine Rose in Wasser, sicherte das Glas vor jedem nur möglichen Zufalle, und nahm es mit auf seine Kammer; kurz, er begieng die Thorheiten, die alle junge Menschen, wenn sie zum erstenmale lieben, begehen.

Am andern Morgen war er mit der Sonne auf, und in dem Garten des Vicomte. Er saß eine ganze Stunde lang in der allerunbequemsten Stellung hinter einem Gebüsche, und heftete seine Blike auf Klarens Fenster. Mit jeder neuen Minute glaubte er, eine Bewegung dahinter zu bemerken, und dachte: das ist sie! Sein Blut flog heiß in sein Gesicht, sein Athem stokte; und es war nichts. Endlich sah er wirklich eine Bewegung; und — o Himmel! o Erde! — sie war es. Er konnte ihre Gestalt ganz deutlich unterscheiden; und der Busch, an dem er sich hielt, bewegte sich nun mit Heftigkeit. Sie gieng hinter dem einen Fenster, trat heran, öffnete es, und stüzte sich in demselben auf einen Elbogen. „O Himmel!“ dachte er; „bin ich sonst blind gewesen? So — so reizend, habe ich sie nie gesehen!“ Die braunen Loken flossen ihr auf die weißen Schultern, und nur sie verhüllten den jugendlichen Busen. So sah er Klaren lange, und

war immer entschlossen, fest entschlossen, hervorvorzutreten; aber doch verbarg er sich immer mehr hinter den Blättern.

Auf einmal, er wußte selbst nicht wie, riß ihn ein Etwas hervor, Klara erschrak, und trat zurük, doch nur so weit, daß sie noch immer aus dem Fenster sehen konnte. Endlich zog ihre schöne, weiße Hand dies zu. Nach einigen Augenbliken fuhr es, wie von einem Stoße, noch einmal auf, und Klara ließ sich, aber jezt mehr angekleidet, aufs neue sehen. Sie warf ein Papier hinaus, und machte nun das Fenster wieder zu. Klairant nahm das Papier auf, eilte in den entlegensten Theil des Gartens, und las verstohlen die Worte: „Gehen Sie, Klairant; man könnte Sie bemerken.“ Er küßte die Buchstaben, bis sie kaum noch zu lesen waren, gieng dann, wie ein Trunkener, durch Feld und Wald, strauchelte, weil er im Gehen noch immer den Zettel las, an jeder Wurzel, und kam erst gegen Mittag nach Hause, wo Plessis schon seit zwei Stunden auf ihn hoffte. Dieser eilte seinem Klairant mit der tröstenden Miene der Freundschaft entgegen, und wollte ihn über die Beleidigung von gestern Abend beruhigen; aber zu seinem Erstaunen fiel Klairant ihm mit allen Zeichen einer wonnevollen Trunkenheit um den Hals, und trieb eine Thorheit über die andre. Plessis fragte nach der Ursache dieser Freude; und die Antworten, die er bekam, waren offenbar nur Ausflüchte.

Noch unbegreiflicher wurde Klairant, als er an seines Freundes Seite auf einmal in stille Träumereien versank, aus denen ihn weder Fragen noch Vorwürfe weken konnten, bis er endlich eben so schnell wieder in fröhliche Possen überging. Nahe vor Pillon, wohin er den jungen du Plessis begleitete, sagte er auf einmal: „Ah eh' ich es vergesse! Nimm doch deiner Schwester dieses Vergißmeinnicht mit!“ — Meiner Schwester, lieber Klairant? — „Nun ja; wir stritten neulich über das eigentliche Vergißmeinnicht. Ich versprach, ihr eins zu bringen. Nimm es ihr mit; ich bitte dich darum.“

Plessis sah seinem Freunde noch lange nach, und schüttelte den Kopf. Endlich brachte er seiner Schwester das Vergißmeinnicht, und erzählte ihr, was er mit Klairant gesprochen hatte. „Das also ist das rechte Blümchen?“ sagte Klara verwirrt und erröthend. Sie sezte es, sobald sie allein war, in ein Glas mit Wasser, und verbarg es, wie eine Verrätherei.

Man kann sich leicht denken, was für Bewegungen jezt in Klarens Seele vorgiengen. Es schmeichelt jedem Frauenzimmer, geliebt zu seyn vorzüglich aber mußte es Klaren schmeicheln, von Klairant geliebt zu werden. Er war ein männlich schöner Jüngling: darüber hatten alle Frauen und Mädchen in Chatillon, Pillon und Marsienne nur eine Stimme. „Ein reizender jun-

ger Mensch!“ so sagte selbst Klarens Mutter sehr oft, wenn sie den Jüngling zu sehen bekam. — O! hatte die Kammerjungfer der gnädigen Frau einmal hierauf erwiedert: o, zum Küssen, gnädige Frau! In Paris würden sich Marquisinnen und Herzoginnen um ihn reißen! — Ach, einen solchen Mann zu haben! sagte ein andermal die zweite Kammerjungfer der Vicomtesse mit einem tiefen Seufzer, und konnte ihre Augen nicht von ihm losreißen. Selbst dem alten Vicomte fiel das Aeußere des jungen Klairant auf. „Gewiß,“ sagte er einmal zu dem Prior; „kein Marschall von Frankreich kann einen stolzeren Gang, eine edlere Stellung haben, als Ihr Louis.“ Der Prior erwiederte lächelnd: ja, Herr Vicomte! er hat in seinem Blik und Wesen etwas Großes; dafür ist aber auch in seiner Brust ein sehr edles und stolzes Herz. Glauben Sie mir, kein Marschall von Frankreich kann ein edleres haben.

Und von diesem Jünglinge war Klara geliebt! O, gewiß, es ist ihr zu verzeihen, daß sie heute an ihrem Tischchen den weissen Arm lässig auf ihre Stikerei lehnte, das süsse Gift der Liebe aus ihrer Phantasie noch immer stärker einsog, und mit einem triumphirenden Lächeln dachte: „ich bin von ihm geliebt!“ — (Ihre Brust flog bei diesem Gedanken höher, als je in ihrem Leben.) „Dieser Jüngling, dessen Herz auch einem

Marschall von Frankreich Ehre machen würde, sizt, ehe die Sonne aufgeht, in einem Gebüsche, meinem Fenster gegenüber, und wartet stundenlang geduldig auf einen meiner Blike. Mein Lächeln hebt den stolzen Jüngling in den Himmel; mein ernster Blik könnte ihn in Verzweiflung stürzen." Ihre Augen funkelten bei diesem Gedanken; ihre feinen Lippen öffneten sich, die Seufzer der Freude und der Gegenliebe leise zu verhauchen. Sie gieng langsam zu ihrem Vergißmeinnicht, drükte es an ihren Mund, an ihr wallendes Herz, lebte bei diesem theuren Pfande seiner Liebe in schönen Träumen der Zukunft, und sank in seine Arme, an seine Lippen.

In dieser Minute süsser, betäubender Schwärmereien hörte sie Klairants Stimme im Garten, und ihr Herz wallte noch heftiger. Sie flog an das Fenster, öffnete es, und ihr Auge begegnete dem seinigen. Jezt vertauschten sie ohne Worte ihre Herzen. Sie lächelte herab, mit dem sehnsuchtsvollen, freundlichen, matten, wehmüthigen Blike, den nur die Liebe hat, die erste schwärmerische, jugendliche Liebe eines heissen Herzens. Klairant lächelte zu ihr hinauf (einen Blik der Liebe mit Triumph gemischt), und drükte die rechte Hand fest auf sein Herz; seine ganze Seele lag in den Augen, die er zu Klaren emporhob. Doch bald legte er die Hand auf die Stirn, und sein Haupt sank wieder auf die Brust. In Klarens Augen traten ein Paar Thränen. Auch sie legte

die Hand vor die Stirn, und seufzte, weil sie ihn seufzen, und weinte, weil sie ihn weinen sah. So sehr waren schon jezt ihre Herzen in allen Empfindungen Eins.

Am folgenden Morgen stand Klara mit dem ersten Sonnenstrahle auf, warf sich schnell in ihre Kleidung, und blikte dann, hinter der Gardine weg, durch das Fenster. Der liebende Jüngling war schon in seinem Gebüsche, ihrem Zimmer gegenüber. Klara erröthete, öffnete langsam das Fenster, legte sich hinein, und betrachtete sehr aufmerksam jede Gegend des Himmels und des Gartens, nur die Stelle nicht, wo Klairant war. Sie sang mit leiser Stimme ein Liedchen, als ob sie von nichts wüßte, nichts ahnete, gieng dann zurük, that ein Paar Griffe auf der Harfe, und sezte sie schnell wieder hin, weil ihr Mädchen hereinkam, und zu ihr sagte: mein Gott! Sie sind schon auf? Nun trat sie mit einem Buche ans Fenster. Die arme Klara hätte gern unbefangen geschienen; und die Brust war ihr doch wie in einen eisernen Reifen geklemmt. Sie wollte umblättern, und hätte beinahe das Blatt zerrissen: so wenig war sie ihrer Hände mächtig! Sie legte das Buch weg, holte ihr Vergißmeinnicht, und stekte es am Fenster vor ihren Busen — alles, damit Klairant glauben sollte, sie merke ihn nicht. Und — noch seltsamer! — Klairant glaubte das wirklich. Es verdroß ihn, daß sie nicht Einen Blik auf die Stelle warf, wo er ver-

borgen war; und endlich kam er hervor. Klara winkte ihm mit der Hand, daß er weggehen sollte, warf das Fenster zu, und war dann sogleich verschwunden. Klairant gieng, und wußte erst nicht, ob er sich freuen oder betrübt seyn sollte; doch endlich ahnete sein Herz das Wahre, und schwamm nun in unaussprechlicher Wonne.

Der Vicomte merkte von dem Allen nichts; denn Klara befolgte ja seine Befehle, und selbst genauer, als er es verlangte. Trat Klairant mit dem jungen Plessis in das Zimmer, und sie war von ungefähr zugegen, so verließ sie es, mit hoher Purpurröthe auf den Wangen, unter dem ersten besten Vorwande; und eben so angelegentlich suchte auch Klairant sie zu vermeiden.

Desto fleißiger wurden aber die Morgenunterhaltungen fortgesezt. Kein Sturm, kein Regen, kein Gewitter hielt Klairant davon ab. Er war mit der frühesten Dämmerung auf seinem Posten, so wie Klara an ihrem Fenster; und sie lächelte noch einmal so freundlich, wenn es gerade regnete oder stürmte.

Sie sahen indeß einander auch noch ausserdem. Sonntags fuhr Klara mit ihrer Mutter nach Chatillon zu der Messe; und jedesmal fand sie ihren Freund an der Kirchthür. Unmittelbar nach ihr nahm Klairant das Weihwasser, und besprizte sich mit einer Art von Wollust; denn Klara hatte ja so eben ihre schönen Finger in

das Wasser getaucht. Dann kniete er bald hinter ihr, bald rechts oder links, ein wenig zurük. Sie hörte ihn seufzen, und seufzte mit ihm, sah sich auch wohl einmal verstohlen um. Darüber machte sie einen Fehler nach dem andern, so daß ihre Mutter sie öfters anstossen mußte: sie blieb stehen, wenn die ganze Gemeinde kniete; ließ das Buch fallen, das ihre Hände hielten; und seufzte, anstatt den Rosenkranz zu bewegen. Sie sah nichts von dem Allen, was jeder Andre sah, und hörte nicht, was jeder Andre hörte. Fragte ihre Muttter etwas, so sah Klara ihr starr, mit einem tiefen Seufzer, in die Augen, und gab entweder keine, oder eine verkehrte Antwort. Nie hatte Klara andächtiger ausgesehen, und nie war sie es weniger gewesen, als seitdem Klairant in der Kirche sich immer so nahe bei ihr befand.

Nach dem Gottesdienste traten Mutter und Tochter gewöhnlich auf einen Augenblik bei dem Prior ab. Auch hier schien Klairant die geliebte Klara zu vermeiden. Er wagte es zwar einmal, sie anzureden; aber sie gerieth durch die wenigen Worte, die er ihr sagte, in eine so auffallende Verwirrung, und er selbst wurde, als er das geliebte Mädchen so dicht vor sich stehen sah, als ihr Athem seine Wangen berührte, und der milde Strahl ihres Auges in sein Herz fuhr, von seinen Empfindungen so heftig überrascht, daß er die Unterredung sogleich abbrach, und nie wieder eine wagte. Er gieng nun jeden Sonntag

durch das Zimmer, wo Mutter und Tochter ſtanden, legte ſchweigend einen Blumenſtrauß in das Fenſter, auf den Tiſch, oder auf den Betaltar des Priors, und verließ dann ſogleich das Zimmer. Das erſtemal warf er dabei einen bedeutenden Blik auf Klaren. Sie verſtand ihn, nahm den Strauß heimlich weg, und legte den ihrigen an deſſen Stelle. So vertauſchten Beide Sonntag für Sonntag ihre Blumen, dieſen Kalender der Liebe, und bewahrten ſie, wie Heiligthümer. Die Mutter ſah einmal die vielen welken Blumen bei ihrer Tochter, und lächelte, als dieſe ihren Geſchmak daran aus allen Kräften vertheidigte. Sie erzählte dann in Gegenwart des Priors, daß Klara den kindiſchen Einfall gehabt hätte, alle ihre Blumenſträuße aufzubewahren. — „Das thun, glaub' ich, faſt alle junge Leute," erwiederte der Prior gutmüthig; „auch mein Louis hat eine Sammlung von welken Blumen, die er ſogar den ſchönſten friſchen vorzieht." Klara wurde roth, wie eine Purpurroſe. Der alte Vicomte merkte noch immer nichts; er glaubte, ſie ſchäme ſich ihrer Kinderei, und lachte über ihr Erröthen. Klara fühlte ſich ſehr erleichtert, als das Geſpräch auf etwas Andres kam, und die Blumen waren ihr ſeitdem lieber, als je. Dieſe allein gaben jezt der Liebe Beider Nahrung; die Empfindungen ihrer Herzen wurden dadurch immer lebendig erhalten, und jeden Sonntag durch neue Blumen wieder angefriſcht.

Dennoch würde eine nur so unterhaltene Liebe sich endlich in sich selbst verzehrt haben, wenn nicht ein Zufall dem Herzen und der Phantasie der beiden jungen Leute einen neuen und reicheren Strom von Nahrung zugeführt hätte. Der Herbst näherte sich, und die fröhliche Weinlese kam. Auf der Höhe von Mangienne besaßen die Abtei und der Vicomte gemeinschaftlich einen Weinberg, den sie verpachtet hatten. Der Pächter lud den Vicomte und den Prior zu einem kleinen Feste ein, das er den Winzern und seinen Leuten geben wollte. Der Vicomte fuhr mit seiner Familie dahin, und auch der Prior gieng mit Klairant nach dem Weinberge. Mit Herzpochen hatte Klara sich angekleidet, und heute vorzüglich sorgfältig, vorzüglich reizend; denn dort sollte sie ja ihn sehen und sprechen, einen ganzen Tag lang sehen, ach! und vielleicht, wenn ihr Vater es erlaubte, wohl gar mit ihm tanzen. Endlich saß sie im Wagen, und sprach nicht ein Wort; nur von Zeit zu Zeit kam ein Seufzer, den sie jedesmal, wie Tasso sagt, in der Mitte entzwei brach, aus ihren reizenden Lippen. Das Auge der Mutter hieng mit Wohlgefallen auf ihrer Tochter: so schön war Klara noch nie gewesen; ihre Augen strahlten, ihre Wangen waren in die schönste Rosenfarbe getaucht.

Der Prior mußte seinem Klairant unterweges bei jedem zehnten Schritte zurufen: lauf doch

nicht so! Als sie aber Mangienne, das Haus des Pächters, und den Wagen des Vicomte sahen, schlich Klairant eben so sehr, als er vorher gelaufen war. Zitternd stieg er den Weinberg hinan, und er mußte stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Klara gieng, sobald sie ihn erblikte, in das Haus des Pächters, und faßte mit seltsamen Bliken dessen Tochter in die Arme.

Klairant grüßte die Gesellschaft mit ungewöhnlicher Bescheidenheit. „Wahrhaftig," sagte der Vicomte zu dem Prior, mit dem er an ein Fenster trat; „Ihr Louis wird doch alle Tage hübscher. Sehen Sie nur die lebendige Farbe seines Gesichtes, und zugleich das Sanfte, Gütige, Bescheidene, das er seit einiger Zeit in den Augen hat!"

Er wird ein Mann, erwiederte der Prior: das Knabenfeuer ist bei ihm verraucht; und, Herr Vicomte, Sie kennen ja die Jahre, worin das Herz anfängt zu fühlen. Man sieht dann aus wie ein Grillenfänger, und handelt auch so.

„Und ist glüklich, lieber Freund, troz aller Grillenfängerei!"

Der Prior seufzte; er dachte an Gregor's Decretalen, und hob eine Abhandlung darüber ab.

Jezt, da Klara ihren Vater mit dem Prior, und ihre Mutter mit der Pächterin beschäftiget sah, wagte sie es, mit hoher Röthe im Gesichte

und mit ungewissen Schritten, aus dem Hause in das Freie zu treten, wohin Klairant schon gegangen war. Sie ließ sich tief in ein Gespräch mit der Tochter des Pächters ein; das Mädchen antwortete aber nicht ein Wort, weil es schlechterdings nichts von allem verstand, was Klara ihr sagte. Diese machte ganz von weitem Klairant eine tiefe Verbeugung; und er dankte eben so aus der Ferne her, ohne sich einen Schritt näher heran zu wagen.

Sie waren Beide schon zwei Stunden zusammen, ohne ein Wort gewechselt zu haben. Klairant kam endlich näher, aber auf eine seltsame Weise: er sprach auf dem Wege von zehn Schritten, die Klara von ihm entfernt war, wenigstens mit zehn Menschen, redete jeden mit einer Miene an, als ob er sich mit ihm zanken wollte, und gieng, ohne eine Antwort abzuwarten, sogleich einen Schritt weiter, weil er bemerkte, daß der Vicomte nicht nach ihm her sah. Klaren war es, als ob der Boden unter ihr brennte. Sie wäre Klairant gern entgegen gegangen, und doch konnte sich nicht aus der Stelle.

Endlich hatte er sich Klaren bis auf einen Schritt genähert; und gerade sah der Vicomte nach ihr hin. Nun gieng Klara gegen Norden, Klairant gegen Süden, und es waren wieder zehn Schritte zwischen Beiden. — Mutter und Vater mußten blind seyn, daß sie nichts merkten. Die

Die Tochter des Pächters hatte hellere Augen, und kicherte heimlich über Klaren und Klairant.

Man tanzte endlich. Neue Verlegenheit. Klairant hätte Alles darum gegeben, einmal mit Klaren zu tanzen; allein, wie konnte er es! Und überdies war ja der Vicomte zugegen. — Er tanzte mit des Pächters Süsette, und mit einigen Bäuerinnen; wenn Klara in der Tour mit ihm tanzen mußte, so wagte er es kaum, ihre Hand zu berühren. — Klara hatte mit dem Sohne des Pächters getanzt; nun sezte sie sich neben ihre Mutter, und wollte zusehen. Auf einmal kam der Vater zu ihr, faßte sie bei dem Arme, und sagte leise: „man muß Niemanden die Freude verderben! Du mußt tanzen, Klara, und mit Klairant.“ — O Vater! sagte Klara erröthend. — „Was ich dir erlaube, kannst du ohne Bedenken thun. — Klairant!“ Langsam kam der Jüngling; der Vicomte gab ihm Klarens Hand, und sagte: tanze mit ihr; aber erhizt euch nicht!“

Wie war in diesem Augenblike dem Jüngling! Er nahm Klarens weiche Hand, fühlte sie in der seinigen beben, und es ergoß sich ein Zittern durch alle seine Glieder. Langsam führte er sie auf den Plaz, stellte sich ihr gegenüber, und die Musik fieng an. Er faßte ihre Hand, wagte es aber kaum, sie zu berühren; doch mit jedem Takte wurde er dreister. Er drükte ihre

Hand, und fühlte einen sanften Druk von der ihrigen, der nun auf einmal Leben in seine Glieder goß. Jezt umfaßte er ihren schlanken Leib; an seine Brust gelehnt, ließ sie ihre Hand auf seiner Schulter ruhen, und so tanzte er langsam und immer langsamer, mit seiner schönen Last die Reihe hinunter. Die Tour wollte, troz allem Winken der Andren, kein Ende nehmen. Klairant hielt seine schöne Tänzerin im Arme, und rührte keinen Fuß mehr; man wußte nicht, ob man noch fortspielen oder aufhören sollte, und Süsette schlug ein lautes Gelächter auf.

Zum Glük war der Vicomte eben mitten unter den Encyklopädisten in Paris, und überschrie die Musik, wie das Gelächter, um dem Prior zu beweisen, daß es für den Adel und die Geistlichkeit gar kein Schade seyn könnte, wenn man sein System einführte; sonst hätte er gewiß gesehen, was Alle sahen, und worüber ein so lautes Gelächter entstand.

Klairant besann sich, und gab, als nun der Tanz aufs neue angieng, kleine Vergessenheiten abgerechnet, ziemlich wohl auf sich Acht. Während der ganzen Zeit wechselten Beide, ungeachtet dieser vertrauten Situationen, auch nicht ein Wort mit einander.

Nach dem Tanze gieng Klairant, um sich zu erholen, in das Gebüsch, und hier warf er sich in dem Uebermaße seiner seligen Empfindung auf

den Boden. Seine Augen waren starr, sein Körper ohne Bewegung; man hätte ihn für eine Bildsäule halten können. Seine Lebenskräfte hatten sich alle in einen Punkt gezogen; in seiner Brust war das Glük aller Menschen.

Klara tanzte noch, aber wie ein Automat; die kleinste Veränderung der Figur verwirrte sie, und man mußte sie beinahe fortzerren. Nach dem Tanze sezte sie sich auf eine Bank vor dem Hause, lehnte den Kopf hinten über, verlor sich in ihre Empfindungen, und blieb so, ohne Theilnahme an Allem, bis gegen Abend sizen. Als es kühl wurde, giengen die Alten in das Zimmer, und plauderten bei einer Flasche Wein von der diesjährigen Lese. Die jungen Leute blieben zusammen in der Küche *), wo sie sich um den Kamin her sezten, und einander Mährchen und Gespenstergeschichten erzählten. Klara saß an dem einen Ende des Kamins, Klairant an dem andern, Beide noch immer in sich verloren. Man wollte Klaren aus ihren Träumen weken; sie nahm, um ihre Zerstreuung zu verbergen, das Blaserohr **), und blies das Feuer an. Klairant betrachtete sie mit brennenden Au-

*) In Lothringen sind die Küchen in den meisten Häusern der untern Stände das, was bei uns die Wohnzimmer sind.

**) Soufloir, eine eiserne Röhre, das Feuer anzublasen.

gen, als sie den schönen Mund auf das Werkzeug drükte. Er nahm es ihr aus der Hand, legte seine Lippen, mit auffallender Freude im Blik, auf die Stelle, wo die ihrigen noch kurz vorher ruheten, und schien die Küsse, die sie dem Eisen gegeben hatte, wegsaugen zu wollen.

Eine recht schauerliche Gespenstergeschichte, die Plessis erzählte, machte die ganze kleine Gesellschaft aufmerksam; nur Klaren nicht. Ihr heiteres Auge und ihre ganze Seele waren allein auf Klairant und das süße reizende Spiel seiner erfinderischen Liebe geheftet. Sie warf einen holden, dankbaren Blik auf ihn, nahm ihm das Rohr aus der Hand, und drükte einen sanften Kuß auf dessen Spize. Klairant war außer sich vor Freude; er vergaß, daß er Zeugen hatte, und beugte, mit funkelnden Augen, ein Knie zur Erde nieder. Klara schüttelte den Kopf, und warf einen unruhigen Blik auf ihn; nun beugte er sich geschwind über das Feuer, und schob einen Brand, der vor ihren Füßen lag, in die Flamme. Mit Wehmuth im Blike stand er dann auf, und verließ die Küche auf eine Viertelstunde, um sich in der Einsamkeit von den Empfindungen, die ihn überwältigten, zu erholen.

Sie hatten noch kein Wort mit einander gesprochen, sie waren von zwanzig und mehr Augen beobachtet: und dennoch lehrte die Liebe sie ein Mittel, unbemerkt Küsse zu wechseln, süßere

Küsse, als die befriedigte Liebe giebt und empfängt.

Jezt trat der Vicomte in die Küche, und sagte Klaren, daß er wieder nach Hause wollte. Sie nahm Abschied. Alles begleitete sie und ihre Eltern an den Wagen: doch Klairant nicht, der in einen Winkel gedrükt, ihr nur mit den Augen folgte. Klara sah ihn flüchtig an, seufzte, und gieng. Auch er wollte gehen, und näherte sich langsam der Küchenthür. „Mein Fächer!“ rief Klara auf einmal, als sie schon den einen Fuß gehoben hatte, um sich zu ihren Eltern in den Wagen zu sezen. Sie sprang zurük an die Küche, machte die Thür auf, und stand nun dicht vor Klairant. „Klara!“ seufzte dieser mit einem wehmüthigen Tone, der gewaltig auf sie wirkte. Sie sah ihn ängstlich, zitternd an, und erhob ihre Hand. Er breitete die Arme aus; sie sank hinein, und ihre heißen Lippen berührten einander. Klara eilte nun zu dem Wagen, sprang hinein, und saß auf dem ganzen Wege wie betäubt. Klairant hielt sich an dem Thürpfosten; denn es war, als ob die Erde unter ihm schwankte.

O Natur, wie unerschöpflich ist dein Reichthum! wie vielfach sind die Bande der Liebe, mit denen du Menschen umschlingen kannst! Klara und Klairant haben einander kaum dreißigmale gesehen, und kaum genug Worte gewechselt, um

einander als Bekannte grüßen zu können: und doch sind ihre Herzen schon eins, ihre Empfindungen ganz in einander verschmolzen. Klairant würde sich für sie, die er nicht kennt, in die Hölle stürzen, wenn sie es forderte; Klara würde ihm durch stürmende Meere folgen, wenn er sie darum bäte. Wie heißt das Band, mit dem du diese zwei Herzen zusammenknüpftest? Liebe nicht: sie haben ja an einander noch keine Vollkommenheiten gesehen; auch nicht Vertrauen: sie wagen es ja kaum, einander ins Gesicht zu bliken; noch weniger Achtung: sie kennen einander fast nicht. Hieße es: Eitelkeit, Selbstsucht? O, nennet diese hingebende Empfindung nicht mit einem so verhaßten Nahmen! Klairant würde für einen Druk von Klarens weicher Hand eine Krone verschmähen; sie würde mit ihm in eine Wüste fliehen, und zufrieden seyn, wenn er sie nur seine geliebte Klara nennte. So heiße denn dieses Band, wie du selbst: Natur, oder Menschlichkeit. Sie ist die Wurzel, aus der du die bessere Liebe — dauernde Freundschaft, wohlthätiges Vertrauen, volles Ergießen der Herzen gegen einander — wachsen lässest; ihre Blüthen sind Humanität, und ihre Frucht Glükseligkeit.

Tadelt diese Empfindung nicht, ihr Moralisten, weil ein Hauch, ein Wort, ein Blik, ein Tag sie erzeugte; weil sie so vergänglich ist, daß ein Hauch, ein Wort, ein Blik, ein Tag sie

wieder zerstören kann. Rennet sie nicht Thorheit, weil der Jüngling nicht zu sagen weiß, wie sie entstand, wodurch sie ihn mit Allmacht besiegte. Sie ist unter dem Schuze der Natur. Sei sie auch ein Rausch, der den Jüngling bethört, und ihn nur allzu oft unglüklich macht; wessen ist die Schuld? Euer, die ihr der stärksten von allen Leidenschaften, wie einer Fabel, spottet; den Jüngling nicht Liebe von Sinnlichkeit unterscheiden lehrt; Sinnlichkeit, Wollust und Liebe in eine Klasse werft; und, wenn ihr endlich zufällig dem Sturme an das unsichre Ufer des Alters entronnen seid, wie der Pharisäer ausruft: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute!

Liebe war es nicht, was Klaren und Klairant zu einander zog; nur erwachte Sinnlichkeit, das rege gewordene Herz, Instinkt der Natur. Ein Zufall leitete Klairants Empfindung auf Klaren; ein Zufall machte ihn zum Gegenstande ihres erwachten Herzens. Des Vaters Unvorsichtigkeit führte sie zusammen; Eitelkeit knüpfte das Band, und Furcht vor Entdekung befestigte es stärker. Der einzige Kuß, den Klara dem Jünglinge gab, ertheilte dann der Empfindung undenkliche Kraft. Aber dennoch würde diese Liebe, so stark sie auch schon war, durch die Zeit wieder zerstört worden seyn, wenn nicht ein Zufall die Liebenden gelehrt hätte, daß sie alle Hindernisse, welche ihrer

Liebe der Stand in den Weg legte, übersteigen könnten.

Noch immer brannte der erste Kuß in Beider Seele. Klairant war noch manchen Morgen in dem Gebüsche, dem Fenster seiner Klara gegenüber; doch kam er nicht mehr an jedem Tage: denn Plessis hatte ihm behutsam zu verstehen gegeben, daß der Gärtner seine Morgenbesuche bemerkt hätte, und daß die Domestiken im Hause davon sprächen. Er mußte sie endlich ganz unterlassen, weil das Gebüsch seine Blätter verlor, und ihn nicht länger verbergen konnte. Die Besuche an den Sonntagen ausgenommen, sahen die Liebenden nun einander gar nicht mehr; und auch diese einzige, lezte Freude zerstörte der herannahende Winter.

Je heißer Klairant seine Klara liebte, desto mehr fürchtete er ihren Vater. Er kam nur selten nach Pillon, obgleich der junge Plessis ihn oft in Chatillon besuchte. Die einzigen Nahrungsmittel für Klairants und Klarens Liebe waren nun ihre stillen Träumereien. Aber wie viel mehr ist ein Blik, ein Händedruk, ein Kuß, als Träume, die nach und nach das Herz und die Phantasie ermatten! — Anfangs hatte Beider Liebe in diesen süßen Träumen allerdings Nahrung genug. Klara saß ganze Tage in ihrem Kabinet an dem Stikrahmen, oder mit ihrer Nähterei, oder vor einem Buche; aber sie

that keinen Stich, und las keine Sylbe. Mit ernsten Blikken, den Kopf auf die Brust gesenkt, sah sie auf eine Stelle, sprach, wenn sie nothwendig einmal sprechen mußte, nur in einem kranken, schmachtenden Tone, verbot ihrem Mädchen zwar nicht, kleine Possen zu treiben, aber verzog dabei auch keine Miene zum Lachen. Eben so gieng sie ohne alle Theilnahme in den Alleen des Gartens auf und nieder. Kam ein neues Kleid aus Paris für sie an, so wurde es besehen, probiert, und dann weggelegt; denn sie konnte sich ja nicht für ihn damit puzen. Die Mutter wurde besorgt, und schikte nach einem Arzte. Der nannte die Krankheit Mattigkeit, und schrieb sie dem schnellen Wachsen zu. Klara lächelte über dieses Urtheil, und dachte! „so gebe der Himmel, daß ich beständig wachsen mag!“ Ihre Krankheit dünkte sie ja so süß; es war Klairants Kuß, der noch immer auf ihren Lippen brannte.

Klairant war um nichts ruhiger. An jedem Tage warfen seine Eltern, der Prior, und sein Freund ihm vor, es sei mit ihm gar nichts mehr anzufangen. Er gieng wie in halber Schlafsucht umher, und seine liebsten Beschäftigungen hatten allen Reiz für ihn verloren. Jezt verschloß er sich ganze Tage in die Bibliothek, nahm auch jedesmal einen Folianten hervor, und schlug ihn auf, versank dann aber bald in seine Träume. Der Prior glaubte Anfangs, sein Louis

studiere fleißig; doch bald schüttelte er bedenklich den Kopf, da er den Jüngling einige Tage hinter einander vor einem griechischen Kirchenvater sah, ob er gleich, so wenig wie sonst jemand in Chatillon, nicht eine Sylbe Griechisch wußte. Klairants Eltern meinten, seine Krankheit wäre Gelehrsamkeit. Ach nein! noch immer machte Klarens Kuß ihn krank.

Nach und nach ermattete aber doch Beider Phantasie, als durch sie alles geschehen war, was nur ein Romanendichter erfinden kann. Klairant hatte Klaren hundertmal entführt, aus Feuer und Wasser gerettet, sie dem Vater abgetrozt und abgebettelt; er war geadelt worden, Minister, Liebling des Königs gewesen, und hatte, um sich Klarens Hand zu erwerben, als Marschall von Frankreich die halbe Welt zerstört, Flandern erobert, und neue Länder entdekt. Klara hatte die Hand von zehn Marquis und Herzogen ausgeschlagen, war schon hundertmal dem Tode aus Liebe nahe gewesen, schon zwanzigmal ihn wirklich gestorben, und hatte dann mit frohem Herzpochen gesehen, wie ihr Vater neben ihrem Sarge laut jammerte, und wie ihr Klairant sie nicht überleben wollte. Sie war schon dreimal als Bettlerin mit ihrem Geliebten um die Erde gegangen, und hatte schon sehr oft und sehr lange als eine Bäuerin, vor der ganzen Welt verborgen, mit ihm in einer kleinen

hätte gelebt. Kurz, die Phantaſie konnte nichts Neues mehr erfinden, und die Einſamkeit fieng an, Beiden ein wenig langweilig zu werden. Hätten ſie nur einem Vertrauten erzählen können, welche Opfer ſie der Liebe brachten, ſo wäre die Eitelkeit doch wenigſtens noch eine Zeitlang im Stande geweſen, die Phantaſie zu unterſtüzen; allein auch der Vertraute fehlte ihnen. Die erſte Liebe iſt ja verſchwiegen, wie das Grab.

Klara konnte ſich Niemanden entdeken. Klairant hatte zwar ſeinen Pleſſis, und nahm ſich auch wohl vor, ihm ſeine Liebe zu geſtehen: aber das Wort erſtarb ihm auf der Zunge, wenn er ohne alle Veranlaſſung davon reden ſollte; und der junge, leichtſinnige Pleſſis fragte ihn nicht, weil er nichts ahnete. Kurz, die von dem erſten Kuß entzündete Flamme wurde allmählig ſchwächer; Klara hörte auf ſo ſtark zu wachſen, und Klairant ſo übermäßig gelehrt werden zu wollen. Eine Reiſe von einem Jahre würde die ganze Sache geendigt haben; doch das Schikſal wollte es anders. An welchen Zufällen hangen auf der Erde Glük und Unglük!

Klairant trieb jezt ſeine Geſchäfte wieder mit mehr Ruhe. Schwärmerei war ihm indeß zum Bedürfniſſe geworden, und er wurde nun ein Schwärmer in der Freundſchaft. Er ſchloß ſich mit immer ſtärkerer Innigkeit an den Bruder ſeiner Geliebten, die er ſo ſelten einmal ſah, und

Beide ſtudierten jezt eifriger zuſammen, als jemals. Klairant wollte ſich für jedes Fach geſchikt machen, um einſt dem Glüke durch Mühe und Verdienſt das abzuzwingen, was die Geburt ihm verſagt hatte; dieſen Vorſaz bewirkten bei ihm die Liebe, die noch immer in ſeinem Herzen war, und der ſehr natürliche Stolz einer edlen Seele. Er kam nun zuweilen wieder nach Pillon; doch ſah er Klaren höchſt ſelten, und noch überdies nie ohne Zeugen.

Der Vicomte hatte ihn jezt ſo lieb, wie ein Mann von alter Familie den Sohn eines Pächters lieb haben konnte. Klairant war auch nicht mehr der ſtolze, wilde Burſche, der ihm ins Geſicht widerſprach, ſondern ein wohlerzogener Jüngling, der durch ſeine Beſcheidenheit und ſeinen männlichen Ernſt die Ehre, bei dem Vicomte aus und ein zu gehen, verdiente.

Eines Tages war Klairant mit dem Prior wieder einmal bei dem Vicomte. „Wer iſt denn von euch Beiden der größte?“ fragte dieſer. Stellt euch einmal Rüken an Rüken!... So!“ Man fand, daß der junge dü Pleſſis etwa einen Finger breit größer war, als Klairant. In dieſem Augenblike trat Klara mit ihrer Mutter in das Zimmer. „Meine Kinder wachſen mir über den Kopf,“ ſagte der Vicomte; „ich glaube, Klara iſt nicht viel kleiner, als Ihr Louis.“ Vier Finger breit wenigſtens, meinte der Prior.

— Der Vicomt bestritt das. „Komm her, Klara! Tritt einmal hinter Klairant! Nun doch! mit dem Rüken gegen ihn!... Was besinnst du dich denn lange? Geschwind! Ich will euch messen!... So!... Nun recht nahe an ihn!“ Er schob sie dicht zusammen; und Beide durchlief ein Schauder, als sie einander in allen Punkten so nahe berührten. „Sehen Sie, lieber Prior? sehen Sie? Da fehlt gar nichts.“ — Ja, wenn sie die Frisur mitrechnen! — „Nein, nein! ohne Frisur! Wendet euch um, Kinder... Nun doch!... Gesicht gegen Gesicht!... Warum nicht gar lieber eine Meile weit aus einander! Dicht zusammen!... Nun sehen Sie wohl, Prior?... Stirn an Stirn! So steht doch gerade! Näher, immer näher!... Da sehen Sie es ja: nicht zwei Finger breit ist Klairant größer!... Nun ist es gut, kleine Närrin; nun ist es gut!“

O nein, Herr Vicomte! es ist nicht gut; wahrlich, es ist nicht so gut, wie Sie meinen! Sie bringen da zwei Menschen, deren Herzen noch heimlich für einander schlagen, in eine Stellung, daß Gesicht an Gesicht liegt, daß Athem sich mit Athem vermischt, und beinahe ein Kuß wird; in eine Stellung, daß Klairant die Herzensschläge Ihrer Tochter mit seiner Brust auffängt, die sich gewaltsam hebt und ihre Unruhe dem Busen des Mädchens mittheilt! — Wo hatte der Vicomte die Augen, daß er die Veränderung,

die mit Beiden in dieser Minute vorgieng, nicht bemerkte, und sich ganz ruhig wieder zu dem Prior sezte! Klara trat, mit allen Zeichen einer innern heftigen Bewegung, an das Fenster; Klairant kehrte sich gegen die Wand, taumelte dann beinahe zur Thür hinaus, und gieng in den Garten. Die Mutter bemerkte die glühende Röthe auf Klarens Wangen, die funkelnden Augen, die heftige Bewegung des Flors um ihren Busen. Sie warf einen ahnenden Blik auf ihre Tochter; auch schütteite sie mit einer sehr bedenklichen Miene den Kopf, als sie zwei Stunden nachher in Klarens Kabinet kam, und diese noch mit eben der Farbe, mit eben den Augen, in eben der gewaltsamen Bewegung, den Kopf auf ihre Hand gestüzt, in sich selbst versunken, da saß. „Ei," dachte sie indeß eine halbe Stunde darauf: „es ist nichts, gar nichts! Sie sehen einander ja kaum jede Woche einmal, und immer nur unter meinen Augen." Damit ließ die thörichte Mutter es gut seyn, und vergaß die ganze Sache.

Jezt hatten aufs neue gewaltige Empfindungen Beider Herzen ergriffen. Ihre Phantasie erhob sich wieder, und ein neuer, frischer Lebensstrom floß, wie zuvor, durch die abgestorbenen Gefühle. Klairant saß wieder in Träume versunken; er fühlte noch immer, wie sich Klarens Busen — ach, so lebendig! — an seiner Brust

hob; und noch immer brannte ihr warmer, liebevoller Athem an seinen Wangen. Seine Phantasie flog umher, und suchte Mittel, sie wiederzusehen, so wiederzusehen, so nahe, so vertraulich, so an ihre Brust gedrükt. Jezt fiengen seine Morgenbesuche wieder an. Doch es war Winter: das Gebüsch verbarg ihn nicht, und er mußte immer früh wieder weggehen, um nicht bemerkt zu werden. Aber ach! auch seine Klara sah ihn nicht. Er unterließ die Besuche endlich, weil sie doch nur unnüz waren.

Etwa einen Monat nach jenem Tage, an welchem die beiden Liebenden sich gemessen hatten, kam Plessis nach Chatillon, und fand Klairant, mit gestüztem Kopfe, in tiefen Träumereien, an seinem Tische sizen. Gerade lag eine Haube da, die der Mutter Klairants gehörte. Um seinen Freund zu erheitern, sezte Plessis sie auf, und trieb allerlei Possen. Klairant lachte, und Plessis beredete ihn nun, sich wie eine junge Bäuerin anzukleiden. „Schön! schön!“ rief Plessis, als es geschehen war: „schön, zum Küssen!“ Man sann auf neue Possen. Klairant mahlte ein wenig in seinem Gesichte, übte sich einige Augenblike, seine Stimme zu verstellen, und gieng dann unverzüglich auf die Abtei hinüber.

Er ließ sich bei dem Prior melden, und niemand kannte ihn. Als er in das Zimmer trat, fragte der Prior: „was willst du, mein gutes

Kind?“ Klairant ſagte mit allem möglichen Ernſt: ich bin aus Longuion, hochwürdiger Herr; die Tochter des reichen Maire. Mein Vater will mich zwingen, einen Mann zu nehmen, den ich nicht lieben kann. Ueberdies, Herr Prior, ... (Klairant nahm die Schürze vor das Geſicht, als wäre er verlegen)... überdies habe ich mein Herz ſchon an einen jungen Menſchen verſchenkt. Ich bin entflohen, hochwürdiger Herr, und nehme nun meine Zuflucht zu Ihnen; denn die ganze Gegend ſagt, daß Sie nichts lieber thun, als junge Mädchen in Schuz nehmen, die... die... wie ich... verliebt ſind.“

Der Prior erröthete vor Verlegenheit, weil es ihm gar nicht angenehm war, auf eine ſolche Weiſe in der ganzen Gegend bekannt zu ſeyn; aber noch verlegener wurde er, als in dieſem Augenblik der Vicomte in das Zimmer trat. Jezt erröthete Klairant; er zitterte im erſten Augenblik ein wenig, und trat dann auf die Seite, ſo daß er ſeine Rolle um ſo beſſer ſpielte. Der Prior räuſperte ſich, wurde aufs neue roth, und verzog das Geſicht. Der Vicomte blikte bald das Mädchen, bald den Prior an, und fragte lächelnd: was giebt es denn hier? warum iſt das hübſche Mädchen ſo betreten? — Der Prior verzog das Geſicht noch mehr; und Klairant, der es bemerkte, brach auf einmal in ein lautes Gelächter aus.

Der Prior hielt jezt die Scene für Spott über seine Grundsäze; er wurde in ganzem Ernste aufgebracht, und rief, als das Mädchen an die Thür wollte: bleib! nicht von der Stelle! Ich will wissen, wer dich geschikt hat. — Bleib! rief auch der Vicomte, der noch immer nicht begriff, was das alles bedeuten sollte. Klairant bemühete sich, aus dem Zimmer zu kommen, erstikte aber beinahe vor Lachen. Jezt trat der junge du Plessis herein; und auch er lachte laut, als er sah, daß sein Vater das Mädchen beim Roke hielt. — „Ich bin ja Klairant, lieber Oheim!“ rief endlich das vermeinte Mädchen. Die Alten erkannten ihn, und brachen in ein fröhliches Lachen aus, besonders als der Prior, noch immer mit halb zornigem Gesichte, erzählte, was das Mädchen zu ihm gesagt hatte.

Ein reizendes Mädchen! rief der Vicomte; die Kleidung steht dir vortrefflich. Da fällt mir etwas ein. Der Geburtstag meiner Tochter ist bald; du mußt eine Rolle dabei spielen. — Man sann; und endlich wurde verabredet: Klairant sollte an Klärens Geburtstage, gerade um zwölf Uhr, in der Kleidung einer Bäuerin nach Pillon kommen, und ihr im Namen der Mädchen von Mangienne ein Angebinde von Blumen bringen. Klairant entschuldigte sich, weil er das Gefährliche seiner Rolle fühlte; der Vicomte drang aber so lange in ihn, daß er nothwendig einwil-

ligen mußte. Man versprach einander das strengste Stillschweigen; und der Vicomte sagte noch im Weggehen lachend: nun, du sollst einmal überrascht werden, Klarchen!

Endlich kam der so gewünschte, so gefürchtete Tag. Klairant war in seinem Anzuge das schönste blühendste Bauermädchen von der Welt, und eine schamhafte Röthe, eine kleine Aengstlichkeit, machte ihn noch schöner. Der Prior, dem er sich zeigte, eh er nach Pillon gieng, konnte sogar den Wunsch nicht unterdrüken, daß er wirklich ein Mädchen seyn möchte.

Endlich gieng Klairant, mit schönen Blumen, die er selbst in dem Gewächshause der Abtei gepflükt hatte, den Weg nach Pillon zu, und nahm sich in Acht, daß sein Gang die Verkleidung nicht verriethe. Wer ihm begegnete, blieb stehen, und sah dem reizenden Mädchen nach, so weit er konnte. Je näher Klairant Pillon kam, desto banger wurde ihm; und nicht weit von dem Schlosse wäre er beinahe wieder umgekehrt.

Klara ahnete nichts; sie saß mit ihren Eltern am Kamin, und freuete sich, daß ihr Vater so heiter war. Ihr Bruder hatte sich an das Fenster gestellt; jezt aber sezte sich er wieder neben seine Schwester. Die Thür des Zimmers gieng auf, und der Bediente sagte: ein Mädchen aus Mangienne will das gnädige Fräulein sprechen. —

Sie soll herein kommen! rief der Vicomte. Klara gieng dem Mädchen entgegen, und erkannte Klairant auf den ersten Blik. Sie zitterte, und wurde bleich, wie eine Lilie, weil sie glaubte, er hätte die Verkleidung gewagt, um sie an diesem Tage zu sehen, und weil sie fürchtete, daß man ihn erkennen möchte. Klairant erröthete; mit bebender Hand reichte er ihr den Blumenstrauß hin, und konnte die wenigen Worte, die er sagen wollte, kaum hervorbringen. Klara hatte Gegenwart des Geistes genug, mit ziemlicher Besonnenheit zu sagen: „zu meinem Geburtstage, gutes Kind? Und von allen jungen Mädchen in Mangienne? Ich danke euch für eure Liebe. Aber komm, mein Kind! Ich muß dir ein Andenken geben.“ Ihr Muth schien während dieser kleinen Rede zugenommen zu haben, so daß sie sich mit vieler Fassung zu ihren Eltern wenden konnte. Sie verbeugte sich, als ob sie um Erlaubniß bäte, und gieng dann mit Klairant auf ihr Zimmer. Sobald sie weg war, brach der Vicomte in ein lautes Gelächter aus. „Wahrhaftig,“ sagte er; „sie kennt ihn nicht! sie kennt ihn nicht!“ Erst jezt erzählte er seiner Gattin die Veranlassung zu diesem Scherze. Sie lachte nicht mit, und schüttelte sogar den Kopf ein wenig, weil ihr die Scene bei und nach dem Messen auf einmal wieder vorschwebte.

Sobald Klara mit ihrem Klairant auf ihrem

Zimmer war, blikte sie ihn mit einem sanften Vorwurf in der Miene an, und sagte in einem gütigen Tone: „O Klairant! was machen Sie! Er erzählte in einigen Worten den Zusammenhang. Klara betrachtete ihn nun mit den zärtlichsten Bliken, und mit einem Vergnügen, das sie noch nie empfunden hatte. Er faßte ihre Hand, drükte seine Lippen darauf, und seufzte in einem unwiderstehlichen Tone: „o Klara!“ Da standen die beiden reizenden Mädchen mit den liebevollsten Bliken einander gegenüber, Hand in Hand, Auge in Auge. — „O Klara!“ seufzte Klairant wieder, und breitete seine Arme aus; sie sank hinein, und weinte süße Thränen. So standen sie lange, fest an einander gedrükt, Mund an Mund, Brust an Brust, und das Bündniß ihrer Herzen war geschlossen. „O, wie lieb' ich dich, Klara!“ sagte Klairant mit tief gerührter Freude. „Und ich dich!“ seufzte Klara. „Aber“ — sie hob Kopf und Augen in die Höhe — „ach, daß ich so unglüklich bin!“ — „O, daß ich so mit dir versänke!“ sagte Klairant, und drükte das geliebte Mädchen noch fester an sein Herz.

Ein Geräusch vor der Thür brachte sie wieder zu sich selbst. Klara flog an ihren Schrank, und stellte sich, als ob sie etwas darin suchte. Als ihr Mädchen in das Zimmer trat, hatte sie schon ein wenig Fassung, und sagte zu Klairant, der sich noch immer nicht erholen konnte: „hier,

mein Kind, ein seidnes Tuch; das nimm zu meinem Andenken! Und diesen goldnen Ring trag mir zu Ehren, bis du jemanden findest, den du mehr liebst, als mich. Grüße die Mädchen in Mangienne. Adieu, mein Kind." Klairant war beinahe ohne alle Besinnung; er verbeugte sich schweigend, und eilte, so geschwind er nur konnte, die Treppe hinunter, aus dem Schlosse.

Klara gieng, so ruhig es ihr möglich war, in das Zimmer zurük.

„Wo ist denn das Mädchen, Klara?" fragte der Vicomte.

Sie ist eben weggegangen. Ich habe ihr eine Kleinigkeit geschenkt.

„Nun, wie hat sie dir gefallen?"

Sehr wohl. Ich habe nie ein hübscheres Bauermädchen gesehen.

Der Vater lachte; und jezt — erfuhr Klara erst, daß es Klairant gewesen sei. Sie wollte es nicht eher glauben, als bis auch ihr Bruder es versicherte. „Meine Kammerjungfer," sagte Klara lächelnd, „war mit mir und Klairant in meinem Kabinette; und die hat ihn eben so wenig erkannt, wie ich." Diese Worte machten die Mutter wieder ruhig. Man war nun mit dem Scherze allgemein sehr zufrieden, und lachte darüber recht herzlich.

Klairant küßte, sobald er allein war, das seidne Tuch, das Klara selbst getragen hatte, und drükte es auf sein Herz. Den Ring, das Unterpfand ihrer Treue, betrachtete er mit brennenden Augen. Jezt war er auf einmal über alle Besorgnisse weg, und glaubte mit Zuversicht, daß Klara eines Tages die Seinige werden müßte. Aber wie sollte er es anfangen, sie recht oft wiederzusehen? — Ich Thor! dachte er; diese Kleidung hab' ich zu einer Posse gebraucht, und hätte darin das schärfste Auge betriegen können! — Er sann auf Wege, unerkannt zu Klaren zu kommen. Jezt, da er ihrer Liebe sicher war, schienen ihm alle Schwierigkeiten nur gering; jezt, da er sich mit ihr verstand, konnte und mußte sie ihm in allen seinen Planen helfen. Die Liebe hält einen Händedruk für das gefährlichste Unternehmen; ist er aber gewagt und erwiedert, so scheint ihr alles Uebrige ein Kinderspiel. Bisher hatte Furcht, der Geliebten zu mißfallen, Klairant abgehalten, sie heimlich zu sehen; doch jezt? Er würde ohne Scheu ihr Fenster erklettert haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß ihr Mädchen immer bei ihr schlief.

Klara war sich selbst ein Räthsel; sie konnte nicht begreifen, woher sie den Muth genommen hatte, so dreist zu lügen. Diese erste, von ihr selbst bewunderte Probe ihrer Geistesgegenwart und ihrer Fassung, zeigte ihr, daß sie noch mehr

wagen könnte, ohne an dem glüklichen Erfolge zu verzweifeln. Und wie weit ist es von dem Gedanken: „ich kann thun, was ich wünsche,“ bis zu dem Entschluß: ich will es thun?

Vor diesem Tage gieng Klara, von ihrem Selbstgefühle niedergedrükt, immer schüchtern umher. Fiel das Gespräch einmal auf Klairant, so erröthete sie, und schlug die Augen nieder, weil sie fürchtete, daß man ihre Liebe darin lesen möchte. Doch jezt hielt sie den Kopf sehr muthig aufrecht, und gieng der Gefahr freiwillig entgegen, weil sie Kraft in sich fühlte, sie zu überwinden. Jezt erröthete sie nicht mehr, wenn von Klairant gesprochen wurde; jezt brachte sie selbst die Unterredung auf ihn, und konnte in Kurzem ohne alle Spannung von ihm sprechen. Sie übte sich, die Waffen zu tragen, die sie bald gebrauchen sollte.

Am Sonntage führen Mutter und Tochter wieder in die Messe nach Chatillon; und Klairant war, wie gewöhnlich, an der Kirchthür. Klara gieng dreist auf ihn zu, und sagte, mit einem triumphirenden Lächeln: „Sie waren das hübsche Bauermädchen, Klairant? Dem Mädchen habe ich ein Tuch geschenkt; Ihnen aber bin ich noch meinen Dank schuldig.“ Mit diesen Worten reichte sie ihm zärtlich die Hand. Das war, in Gegenwart der Mutter, für den armen Klairant eine allzu große Ueberraschung, da er

ſich das erſte Zuſammentreffen mit ſeiner Klara ganz anders gedacht hatte. Er ſtammelte zitternd und erröthend einige Worte her, durch die er ſeine Beſtürzung nur noch deutlicher zeigte. Jezt gerieth Klara ſelbſt in Verwirrung; ſie bereuete ihre Dreiſtigkeit von ganzem Herzen, und ſchäzte ſich ſehr glüklich, daß es am Ende noch ohne weitere Folgen abgieng.

Die Mutter wußte nicht, was ſie zu dem Auftritte denken ſollte, und ſchwieg. Sobald ſie aber wieder in Pillon war, fragte ſie Klarens Kammerjungfer: was hat denn das hübſche Bauermädchen aus Mangienne mit meiner Tochter geſprochen?“ — Geſprochen? Gar nichts, gnädige Frau. Es konnte vor Thränen kein Wort ſagen, und auch dem Fräulein ſtanden Thränen in den Augen. — Die Mutter forſchte weiter nach, und erfuhr ganz leicht auch etwas von Klairants Morgenbeſuchen. Damit hielt ſie nun andre Umſtände zuſammen: das Aufbewahren der Blumen; Klarens Krankheit von allzuſchnellem Wachsthum, und Klairants der ihrigen ſo ähnliche Krankheit von allzu vielem Studiren, deren Symptome ſie durch den Prior ſchon wußte. — Kurz, ſie traf die Wahrheit ganz richtig; aber nun war ſie, wie öfters, ungewiß, was ſie zu thun hätte. Dem Vicomte wollte ſie ihre Entdekung nicht mittheilen, weil ſchon der leiſeſte Verdacht bei ihm den armen Klai-

rant und Klaren sehr unglüklich gemacht haben würde. Sie schwieg, und nahm sich nur vor, Klaren heimlich zu beobachten, und sie gar nicht mehr mit Klairant zusammenkommen zu lassen, damit die aufkeimende Liebe nach und nach wieder absterben müßte. Vorwürfe, offenbarer Widerstand — das wußte sie selbst aus ihrer Jugend her — machen Liebende nur behutsamer, und die Liebe nur heißer.

Das instinktartige Gefühl der Weiber ist immer sehr richtig. Die Mutter hatte Recht, und ihr Plan war gut; wenn sie nur auch so gehandelt hätte, wie sie fühlte, daß sie handeln mußte! Aber die Eitelkeit kam ins Spiel, und störte ihre Plane. Die Mutter konnte sich nicht überwinden, Klaren so ganz ohne Tadel davon kommen zu lassen. „Das Mädchen," dachte sie, „möchte sich wohl gar einbilden, ich wäre so blind, daß ich nichts merkte! Am Ende könnte sie sich für klüger halten, als ihre Mutter!" Bei Gelegenheit machte sie nun ganz leise, und, wie es schien, sehr unbefangen, Anspielungen auf die Liebeshändel junger Mädchen. Klara sah Mütterchen an; und dieses mochte die Augen nicht aufheben, um ja recht unschuldig zu scheinen. Sie würde daraus noch nichts Arges gehabt haben: doch es kam morgen und übermorgen etwas Aehnliches wieder. Mütterchen erzählte sogar: eine ihrer Jugendfreundinnen hätte in der Messe im

mer einen jungen Menschen hinter oder neben sich gehabt, nie einen Rosenkranz vor ihm abbeten können. und so weiter.

Anfangs war Klaren bei solchen Geschichten gar nicht wohl zu Muthe, und sie wurde bald roth, bald blaß. Zum Glük wollte aber Mütterchen nur, daß sie hören sollte, und blikte sie nie dabei an. So wurde denn Klara wieder dreister; sie erröthete nun nicht länger, ward nicht länger blaß, und lernte nur desto besser auf ihrer Hut seyn.

Eines Morgens ganz früh kam Mütterchen auf Klarens Zimmer, nikte sich Beifall zu, als sie die Tochter im Bette fand, öffnete leise das Fenster, und durchlief mit ihren Bliken den Garten, öffnete noch leiser Klarens Schrank, betrachtete sehr aufmerksam — nicht die Wäsche, sondern jedes Blättchen Papier, und gieng dann mit Kopfniken wieder fort, vermuthlich weil es sie freuete, daß sie nichts Verdächtiges gefunden hatte. Schade nur, daß Klara nicht mehr schlief, sondern durch die ganz fein geöffneten Augenlieder alles sah, was die Mutter vornahm! Jezt konnte sie denn wohl nicht mehr zweifeln, daß Mütterchen ihr auf der Spur war, zumal wenn sie diesen Morgen mit den vielen Anspielungen zusammen hielt. Es entstand aber aus dem Allen weiter nichts, als ein Wettstreit der List zwischen Mutter und Tochter. Jene glaubte, im

Vortheile zu seyn, und diese war es. Klara bedurfte nur noch eines Stoßes, um in ein Angriffs-System überzugehen; und auch diesen Stoß gab ihr ein Zufall.

In einem Pakete neuer Schriften und Parlementsbeschlüsse, das dem Vicomte aus Paris geschikt wurde, lag auch ein Päkchen Charaden, Epigramme und Chansons für seine Frau, unter andern ein Liedchen, von dem die Korrespondentin schrieb, daß es in ganz Paris mit großem Vergnügen gesungen würde, und dessen Melodie mit einer Harfenbegleitung sie beigelegt hatte. Die Mutter las das Liedchen, und nahm sich vor, es ihrer Tochter nicht zu geben, da es auf die eine sehr nachtheilige Wirkung thun konnte; aber die Eitelkeit zerstörte auch diesen vernünftigen Vorsaz. Morgen sollte Gesellschaft von dem benachbarten Adel in Pillon seyn. Der Triumph, sie mit dem neuesten Parisischen Chanson zu überraschen, war zu groß, als daß die Mutter ihn sich entgehen lassen konnte. Sie ließ Klaren rufen, und gab ihr das Liedchen, freilich mit einem Stüke Moral, das zum Gegengifte dienen sollte, aber am Ende doch mit dem Auftrage, es ja bis Morgen auf der Harfe einzustudieren.

Klara gieng in ihr Kabinet, las den Chanson, nahm die Harfe, spielte die Melodie, und dachte noch mit keinem Gedanken an den Inhalt

den Inhalt der Worte. Aber die Mutter kam, und wiederholte ihre Moral noch einmal. Nun wurde Klara aufmerksamer auf das Liedchen, das sich anfieng:

Le doux besoin d'aimer, ma mère! la tendresse,
Ces élans enchanteurs, ce trouble, cette ivresse, etc.

und das im Deutschen ungefähr so klingen würde:

## Die Tochter an ihre Mutter.

Mutter, was belaurst du meine Blike,
Wenn ein schöner Mann vorübergeht? —
Sieh, die Nadel hier, mit der ich strike,
Sieh, das Röschen, wenn ich es zerpflüke,
Selbst die Feder, die am Hut mir weht,
Reden deutlicher, als meine Blike. —
Wenn einmal die Liebe reden will:
O, so schafft sie Worten Thor und Brüke,
Bleibet auch die Lippe gänzlich still!
Ja, wenn ich nicht selbst mein Herz bewache,
O, so hilft kein Argus und kein Drache.

Sag doch nur, was sollen wohl die Riegel,
Die man Nachts vor meine Kammer schiebt? —
Amor, Mutter, hat ja leichte Flügel,
Stößt mit seinen Händchen alle Riegel

Leiſe von der Thüre, wenn man liebt;
Und mit weichem, ſeidnem Filz bedeket
Er der Liebenden geheimen Pfad;
Keine Diele knarrt, kein Laut erweket,
Wenn man Amors weiche Soken hat.
Drum, wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache,
O, ſo hilft kein Argus und kein Drache.

Alſo, liebe Mutter, — bitte, bitte —
Laß mich unbelaurt und unbewacht!
Folge mir nicht mehr auf jedem Schritte!
Ungeſehen ſind Amors Zephyrstritte,
Seine Wege tiefe dunkle Nacht.
Haſt du tauſend Augen, tauſend Ohren —
Amor macht ſie alle blind und taub.
Laß mich nur! Ich bin ja doch verloren,
Iſt mein armes Herz erſt Amors Raub.
Denn wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache,
O, ſo hilft kein Argus und kein Drache.

Doch noch eins! Laß dich mit dem begnügen,
Was ich ſage; frag mich nicht ſo aus!
Sieh nur, Mutter, wollt' ich dich betriegen,
Ja, dann würde Amor mit mir lügen,
Und da fändeſt du dich nicht heraus.
Wach' und ſchlafe nur ganz ohne Sorgen;
Sieh mich nicht ſo ſehr bedenklich an!
Heut' iſt ja mein Herz noch frei; — doch morgen?
Nun, ich will ja wehren, was ich kann.

Denn wenn ich mein Herz nicht selbst bewache,
O, so hilft kein Argus und kein Drache.

Schon nach Tische spielte Klara ihrer Mutter das Liedchen ohne Anstoß vor, und machte dabei eine sehr listige Miene. Sie hatte nicht übel Lust, nach dem Inhalte des Liedes, Amors weiche Soken anzuziehen, und ihm seine leichten Flügel abzuborgen. „Denn, ach!“ — sagte sie mit einem tiefen Seufzer und einer komischen Miene, hinter der sie sich die Unruhe in ihrer Brust verbergen wollte — „denn, ach! mein armes Herz ist ja schon Amors Raub! Was hilft mir mein Wehren? mein Zögern?“ — Das Lied öffnete Klaren die Augen über ihren Zustand, und gab ihr allmählig Muth, alles zu wagen, was das Mädchen in dem Liede mit Amors Hülfe so sicher wagen zu können glaubt. Bei jedem Vorsaze, den sie faßte, fühlte sie aber doch eine Unruhe in ihrem Busen rege werden, die durchaus nicht weichen wollte. Nun fieng sie an, ihren Zustand ernstlich zu betrachten. Sie bemerkte, daß ihrer Liebe tausend Hinderniſſe im Wege standen: Hinderniſſe, die sie zwar mit nassen Augen Ungerechtigkeit schalt, die sie aber nun doch einmal nicht wegräumen konnte. Zuweilen, wenn das Bild ihres Vaters recht lebhaft vor ihre Seele trat, machte sie wirklich einen leichten Versuch, ihre Liebe zu besiegen; aber bald rief sie in voller Leidenschaft: „o, es ist unmöglich!“ Sie

that, was die meisten Menschen in ähnlichen Fällen thun: sie ließ sich von ihrem Herzen treiben, wohin es Lust hatte, mochte gar nicht mehr an die Zukunft denken, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Zeit oder das Glük etwas für ihre Liebe thun würde. Im Grunde hielt jezt mehr jungfräuliche Schamhaftigkeit, als Ueberlegung oder Furcht vor Unrecht, sie ab, ihrem Geliebten einen Schritt entgegen zu gehen.

Klairant wurde, sobald die schönen Tage des Februars kamen, wieder sehr thätig. Wo Klara jezt mit ihrer Mutter oder mit ihrem Mädchen gieng, sah sie überall Klairant, und — was das Sonderbarste dabei war — immer in einem sehr schiklichen Geschäfte, so daß seine Anwesenheit keinen Verdacht erregen konnte. Er schien kaum einen Blik auf Klaren zu werfen; und dennoch fand er, troz aller Wachsamkeit der Mutter, im Vorübergehen Gelegenheit, ihre Brust mit der süßen Unruhe zu erfüllen, durch welche die Liebe lebendig erhalten wird. Selbst, wo er nicht seyn konnte, mußte sie dennoch an ihn denken. Er warf bei Nacht Blumen in ihr offnes Fenster. Wenn sie Abends spät allein in ihrem Kabinet saß, das Köpfchen schwermüthig in die Hand stüzte, mit Aengstlichkeit dachte: was soll daraus werden? und dann auf Gedanken gerieth, die seiner Liebe gefährlich waren: so hörte sie den armen Klairant in der Ferne die Melo-

die ihrer Lieblings-Romanze singen. Nun fieng ihr Busen an sehr unruhig zu pochen; sie trat an das offene Fenster, und horchte mit voller Seele auf Klairants Stimme. Jezt vertheidigte ihr Herz den armen Jüngling mit einer Kraft, von der die Ueberlegung gänzlich zum Schweigen gebracht wurde. „O," sagte sie leise vor sich, „da entzieht er sich den Schlaf; da sizt er, während der kalten, finstern Nacht, mit Thränen in den schönen, treuen Augen, auf dem nassen Boden, und denkt nichts als mich, liebt nichts als mich! Und ich — ich sollte so undankbar seyn, ihn zu vergessen, ihn, der mich so treu, so innig liebt?" Mit Leidenschaft strekte sie die Arme zum Fenster hinaus, als ob er dicht vor ihr im Garten stände. Sie schmeichelte, sie liebkoste ihm, lispelte leise seinen Namen, und nannte ihn hundertmal: „Klairant; mein guter, lieber, einziger Klairant!" Noch immer sang er indessen von fern, und seine schöne Stimme erregte in ihrem Herzen eine unwiderstehliche Wehmuth, die auch in ihr Auge Thränen lokte. Was die Mutter den ganzen Tag hindurch mit ihren von weitem gegebenen Ermahnungen gebauet hatte, das war nun in wenigen Minuten wieder umgestürzt.

Endlich hörte sie etwas rauschen, und fuhr zusammen, lehnte sich aber dennoch aus dem Fenster hervor, und sah mit ängstlicher Freude ihren Klairant unter demselben vorübergehen. Er

ſchien ſie im Dunkeln zu erkennen; denn er ſtand einen Augenblik ſtill, eh' er ſich in die Allee gegenüber verlor. Sie glaubte ſogar einen Seufzer gehört zu haben, und einmal war es ihr geweſen, als hätte er auch ihren Namen genannt.

Fuhr Klara mit ihren Eltern nach Verdün, nach Longwy, oder zu einem benachbarten Adeligen, ſo konnte ſie mit Sicherheit darauf rechnen, ihn irgendwo zu ſehen. Befand ſie ſich dort, ſo trat ſie je eher je lieber an irgend ein offnes Fenſter, und warf ihre ſuchende Blike nach allen Gegenden umher. Dann ſah ſie ihn bald hinter einer Gardine in einem benachbarten Hauſe lauſchen, bald an der Eke der Straße nach dem Fenſter, worin ſie lag, hinſtarren, und in beiden Fällen ſein ganzes Geſicht von Freude glühen, ſo wie er ſie erblikte. Klara war an das Fenſter gezaubert: ſie verließ es nur, wenn ihre Mutter ſich etwa näherte; und dann war auch Klairant ſogleich verſchwunden.

„Welch ein albernes Ding iſt die kleine Pleſſis!“ ſagten die jungen Officiers in Verdün und Longwy, die mit ihr in Geſellſchaft waren. Schade um ihr ſchönes Geſichtchen! Sie hat kein andres Vergnügen, als die Leute zu zählen, die über die Straße gehen!“ — Ach! ſie ſah nur Einen Menſchen, nur Einen auf der Welt, und hielt mit dem, obgleich ein Raum von

hundert Schritten sie von ihm trennte, die seelenvollsten Gespräche.

Immer schreitet die Liebe vorwärts, und wird dreister. — Eines Tages befand sich Klara mit ihren Eltern bei einem Gutsnachbar. Schon zweimal war sie mit der Tochter des Hauses den Garten von einem Ende zum andern durchgegangen, schon zweimal auf dem Felde gewesen; und noch immer hatte sie ihren Klairant nicht gesehen. Sie stand an der Gartenthür wie eingewurzelt, starrte auf den Weg hin, konnte nicht begreifen, warum ihr Geliebter sich heute nicht sehen ließe, und — er war, in der Kleidung eines Bauermädchens, nur zehn Schritte weit von ihr. Er näherte sich bescheiden — nicht Klaren, sondern ihrer Freundin, fragte schüchtern: „befehlen Sie?“ und dekte ein Körbchen auf, worin einige Veilchensträuße lagen. Klara erkannte ihn, sobald sie den Ton seiner Stimme hörte, und erschrak ein wenig; doch gieng ihr Schreken bald in Freude über. „Was hast du da, mein Kind?“ fragte sie mit dem zärtlichsten Tone der Stimme. Klairant konnte kaum antworten; doch allmählig kam das Gespräch in Gang. Klara sagte: „sie ist aus Pillon;“ und ihre Freundin bemerkte, daß es die artigste, die wizigste Bäuerin wäre, die sie jemals gesehen hätte. Schwazend und lachend führte Klara die beiden andern in ein nahes Wäldchen, und sezte sich da mit ihnen in ein Gebüsch. Klairants

Verlegenheit war bald verschwunden, und die gute Laune seiner Geliebten machte auch ihn sehr heiter. Klara fieng an das hübsche Bauermädchen auszufragen; und dies erzählte ihr Anfangs so drollig, dann aber mit einer so tiefen Rührung von seiner unglüklichen Liebe, daß sie nicht wußte, wohin sie ihre Augen wenden sollte. Ihre Freundin liebkoste die hübsche Bäuerin; was war natürlicher, als daß auch Klara es that!

„Wollen wir nicht das Mädchen ein wenig begleiten?“ fragte Klara. „Wenn ich doch wüßte, ob meine Mutter bald fahren wird!“ — Ich will mich erkundigen, sagte ihre Freundin; und die Liebenden waren nun allein. „O, Klairant! Klairant!“ rief Klara; „was haben Sie gewagt!“ Diesem Vorwurf widersprach aber die Freude in ihren Augen. Sie war von seinem Wize, von dem Lobe, das ihre Freundin ihm gegeben hatte, bezaubert; und als er jezt mit Schüchternheit, mit anbetender Ehrfurcht vor ihr stand, warf sie einen Arm um ihn, und küßte ihn zärtlich. — „Klara, wann werd' ich Sie wieder sehen!“ seufzte Klairant, mit freudiger Wehmuth. — Wann? wann? Ich will Ihnen Nachricht geben, Klairant. Der Köcher unsrer Diana im Bosquet! Darin sollen Sie ein Zettelchen finden.

Kaum hatten sie noch Zeit, sich zu umarmen, ehe die Freundin wiederkam. Klaren war nun

die Luſt vergangen, das Mädchen zu begleiten; man nahm alſo Abſchied von einander, und Klairant gieng mit einem weiten Umwege nach Chatillon zurük.

Jezt hatte die Liebe einen großen Schritt vorwärts gethan. Klairant war jede Nacht bei der Diana im Bosquet, und endlich fand er ein Blättchen, das Klaren vielen Kampf gekoſtet hatte. Das arme Mädchen ſchrieb ihm: „es iſt Unrecht, Klairant, was wir thun. Ich betriege meinen Vater, und werde ihn ins Grab bringen. Die Thränen, die ich jezt vergieße, ſind ſchon der Anfang der väterlichen Rache. Wir müſſen einander vergeſſen.“

Klairant antwortete in eben dem Tone. „Ich muß verzweifeln, und will es; denn ich ſoll Sie vergeſſen. Vergeſſen? Nein, das kann ich nicht! Aber meine Hoffnungen will ich aufgeben. Haß Ihrer Eltern, Thränen der Reue, die Verläumdung der Welt — was kann ich Ihnen dagegen bieten! Ach, wenn ich Sie nicht mehr lieben ſoll, ſo muß ich Sie auch zu vergeſſen ſuchen!“

So ſchrieben ſie beide, und vergaßen einander dennoch nicht. Klara mußte doch von dem geliebten Jünglinge Abſchied nehmen! Sie beſtellte ihn eine Nacht in das Gehölz hinter dem Garten, und gieng, als die verabredete Stunde kam, mit leiſen Tritten, und bebend, hinunter.

Klairant wartete da schon lange, und sie sank in seine Arme. Beide schworen, einander zu vergessen, und versiegelten diesen Schwur mit den entflammendsten Küssen. Alle vorher gefaßten Vorsäze verschwanden nun, und die Liebe allein blieb in ihren Herzen.

„Ach, Klara!“ sagte Klairant, als der Morgen durch die Bäume dämmerte: „ach, ich werde dich nie vergessen!“ Klara weinte und seufzte, weil sie eben so fühlte, wie ihr Geliebter. Beide nahmen, Lippe an Lippe gedrükt, auf ewig von einander Abschied. Aber bald sank er zu ihren Füßen nieder, und bat sie nur noch um Eine solche Unterredung. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihm diese lezte Bitte abzuschlagen, und nahm nun noch einmal, doch nicht wieder auf ewig, von ihm Abschied.

Als sie in das Haus und auf ihre Kammer zurükgieng, hüllte sie sich in ihre Enveloppe, und benezte sie mit heißen Thränen. Schlafen konnte sie auch nicht einen Augenblik. Sie fühlte mitten unter ihrem ängstlichen Herzklopfen, daß eine solche Nacht mehr werth sei, als ein ganzes Jahr ihres vorigen Lebens. Das arme Mädchen schrieb das dem geliebten Jünglinge ganz aufrichtig, bat ihn aber sehr dringend, es die lezte Nacht gewesen seyn zu lassen.

Man kann leicht denken, daß Klairant diese Bitte nicht erfüllte, und daß er und seine Ge-

liebte einander noch öfter sprachen. — Klarens Kammerjungfer merkte die Gänge ihres Fräuleins sehr wohl; doch sie selbst liebte, und nahm sich vor, die Abwesenheit ihrer Gebieterin zu nüzen. Jezt schlief sie, sobald sie kaum im Bette lag, so fest, daß nicht einmal Klarens Niesen und Husten sie erwekte. Kaum aber hatte diese sich aus der Kammer gestohlen, so schlich auch ihre listige Jungfer hinaus, zu einem Bedienten des Hauses hin, der schon im Garten war, und nun in ihren Armen süße Stunden genoß. Ließ dann Klara sich auf dem Rükwege in der dunkeln Allee des Gartens sehen, so sprangen Hannchen und Rosiere schnell in das Haus, und sie fand ihr Mädchen jedesmal richtig im tiefsten Schlafe.

Nach und nach wurden das Fräulein und ihre Kammerjungfer dreister, und eben so auch Klairant und Rosiere. Klara gieng jezt in Schuhen, die sie Anfangs immer in den Händen getragen hatte, die Treppe hinunter, und ihr Herz pochte nicht mehr so laut, wenn sie die Gartenthür öffnete. Hannchen wurde, da sie nur von ihrer Gebieterin entdekt werden konnte, und diese ihr eben nicht furchtbar war, noch weit sorgloser. Gieng ein kalter Wind, so flisterte sie dem hoffenden Rosiere zu, daß er heraufkommen sollte. Beide sezten sich dann an das Fenster; und wenn Klara zurükkehrte, sprang Hannchen schnell in ihre Kammer, der Bediente aber schlich sich behutsam den Gang hinunter zu der seinigen.

Einmal kam aber Klara, weil sie Menschenstimmen gehört zu haben glaubte, früher zurük, als gewöhnlich. Sie öffnete die Thür ihres Zimmers, und sah ihre Kammerjungfer auf dem Schooße des Bedienten sizen. Alle erschraken, und sahen einander einige Augenblike verlegen und schweigend an. Rosiere machte eine Verbeugung, und gieng. Hannchen faßte sich, und sagte, halb dreist, halb furchtsam: gnädiges Fräulein, der Herr Vicomte ist so streng gegen Sie und gegen mich! Man darf ja bei Tage kaum einen hübschen Mann ansehen!.... Soll ich Sie ausziehen? — Klara hatte sich in ihrem ganzen Leben nie so gedemüthigt gefühlt. Sie ließ, ohne ein Wort zu sagen, heiße Thränen auf die Hände des Mädchens fallen, das ihr die Enveloppe vom Halse losband. Dieser Augenblik war ihrem geliebten Klairant schädlicher, als das Verbot ihres Vaters, und die Furcht vor diesem. Ihre Unruhe ließ sie nicht eine Minute schlafen. Als sie am folgenden Morgen Hannchens listig lächelnde, triumphirende Blike sah, fühlte sie sich aufs neue gedemüthigt, und mußte doch schweigen. Jezt war sie, auch gegen ihren Willen, zum Nachdenken gezwungen. Sie saß mit gestüztem Kopfe, und fand — obgleich ungern — etwas Schimpfliches in ihrem Liebeshandel mit Klairant. Wollte sie sich ja einmal von diesem Gedanken losreißen, so brachten ihn Hannchens vertrauliche Blike schnell wieder vor

ihre Seele. Am Abend sagte sie zu dem Mädchen: „zieh mich aus!“ — Hannchen fragte lächelnd: jezt schon, gnädiges Fräulein? — „Jezt!“ antwortete Klara stolz. Sie legte sich nieder, und Klairant und Rosere hofften heute vergebens.

Diese Nacht, sagte Hannchen am folgenden Morgen bedeutend, werden zwei arme Leute viel lange Weile gehabt haben! — Klara erröthete, mehr aus Verdruß als aus Scham, und schrieb sogleich an Klairant die Worte: „Ich darf Sie nicht wiedersehen. Fragen Sie nicht um die Ursache, und suchen Sie mich nicht zu sprechen. Wir müssen eine Verbindung aufgeben, die mich unglüklich machen würde.“ — Bis hierher hatte ihr gekränkter Stolz die Feder geführt; unglüklicher Weise fiel ihr aber jezt ein, was Klairant empfinden müßte, wenn er diese Zeilen läse. Nun erwachte die Liebe wieder, und gab ihr ein, was sie schreiben sollte. Sie nahm weinend von dem Geliebten und den schönen Augenbliken, die sie mit ihm verlebt hatte, Abschied; und ihr Billet endigte sich mit den Worten: „leb wohl, mein Klairant! Ewig deine Klara du Plessis.“ Dieses Billet trug sie in den Köcher der Diana, und war nun wieder beruhigter. Sie fühlte eine Art von Triumph, daß sie stark genug gewesen war, dem Geliebten so zu schreiben; und die Eitelkeit hierauf vermehrte ihre Stärke. Was trauet die Eigenliebe sich nicht zu; und was wäre

ſe in gewiſſen Augenblikken nicht im Stande aus-zuführen!

Hannchen wollte die gute Gelegenheit, ihres Fräuleins Vertraute zu werden, und dadurch ſelbſt mehr Freiheit zu gewinnen, nicht fahren laſſen. Klara fühlte aber ſehr lebhaft, wie erniedrigend dieſes Verhältniß für ſie ſeyn würde. Sie war durch Zufälle, durch Unbeſonnenheiten, Klairants Geliebte geworden, und hatte bis jezt noch nie daran gedacht, daß der Geburtsrang ſie von ihm trennte; aber Hannchen machte, daß ſie den Unterſchied fühlte. Klara wollte ſich nur von der Verbindung mit ihrem Mädchen befreien, und zerriß dabei auch die feſteſten Fäden, die ſie an Klairant knüpften. Jede lächelnde Miene, jedes familiäre Wort von Hannchen, vermehrte ihren Verdruß; und alle ihre Bemühungen, das vorige Verhältniß zu ihrem Mädchen wieder herzuſtellen, verminderten ihre Liebe.

Das erſtemal, da ihr Vater wieder recht gütig mit ihr ſprach, bat ſie ihn ſo dringend, Roſieren die Pacht eines Gütchens in Pillon zu geben, und ihn mit Hannchen zu verheurathen, daß er ihr die Bitte nicht abſchlagen konnte; und nun kündigte ſie dem Mädchen dies Glük mit einer kalten, ſtolzen Miene an. — O, mein gutes, gnädiges Fräulein, ſagte Hannchen mit inniger Dankbarkeit; Sie haben mich glüklich gemacht, und ich will . . . — Klara warf einen

stolzen Blik auf sie. „Ich verlange nichts von dir. Mein Vater giebt Rosieren die Pachtung, nicht ich.“ — O, mein gnädiges Fräulein, Klairant soll immer als ein Freund in unsrem Hause aufgenommen werden; und wenn... Sie dürfen nun des Nachts nicht mehr wachen, und... — — Ein noch stolzerer Blik von Klaren machte, daß sie abbrach. Haben Sie doch Zutrauen zu mir, gnädiges Fräulein! fieng Hannchen aufs neue an. Mein Rosiere und Klairant werden gewiß bald vertraute Freunde. — „Freunde!“ sagte Klara, vor Verdruß und Schaam erröthend. „Freunde?“ wiederholte sie noch einmal mit einem spöttischen Lächeln. Hannchen schwieg betreten, und fand sich nicht wenig beleidigt. Was will sie denn? dachte sie vor sich; Rosiere wird ein Pächter, und Klairant ist eines Pächters Sohn. Sie gieng sehr mißvergnügt von Klaren weg, und bald siegte ihr Verdruß über ihre Dankbarkeit. Sie überlegte, sah nun alles in einem andren Lichte, und entdekte nach einigen Tagen der Vicomtesse den Liebeshandel ihrer Tochter mit allen Umständen.

Es ist nicht möglich! rief die Mutter, und stand wie versteinert. Es ist nicht möglich, rief sie noch einmal, und eilte nach Klarens Zimmer. — Du Unglükliche! redete sie mit flammenden Augen ihre Tochter an. O Gott! ein Bauer, ohne Nahmen, ohne Ehre! ich arme Frau! In solchen Ausrufungen gieng es eine Zeitlang fort, und

Klara sah nun wohl, daß ihr Geheimniß verrathen war. Gerade hätte sie beschlossen, ihr Verhältniß mit Klairant zu endigen, weil sie das Erniedrigende ihrer Lage immer tiefer und stärker fühlte. Zwar mit Thränen in den schönen Augen, aber dennoch mit festem Tone, hatte sie noch den Augenblik vorher zu sich selbst gesagt: nein, es kann nicht anders seyn! Ich liebe ihn; aber dennoch will ich ihn nicht wieder sehen! Sie wollte ihre Mutter bitten, sie auf einige Zeit nach Paris zu schiken, und ihr, wenn es seyn müßte, sogar das Geheimniß ihres Herzens entdeken: (ein Entschluß, an dem freilich auch die Furcht, daß Hannchen sie verrathen könnte, großen Antheil haben mochte). In dieser Stimmung wurde sie von ihrer Mutter überrascht. Sanfte Vorstellungen hätten ohne Zweifel mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihr schon erweichtes Herz gewirkt; doch die heftigen Vorwürfe gaben ihr wieder völlige Entschlossenheit. Sie benuzte den Augenblik, da der Zorn ihrer Mutter sich in Thränen auflöste, und sagte mit einem ruhigen Tone: „ja, es ist wahr, liebe Mutter; ich liebe Klairant mit voller Seele. Ja . . .“ — Wie? rief die Mutter wieder, ist es wahr? So ist es doch wahr? Und du wagst es, mir das selbst zu gestehen?

Sie überhäufte nun Klaren mit den bittersten Vorwürfen, und ließ sie nicht ein einziges

mal zu Worte kommen. Die arme Klara stand, in dem Bewußtsein, daß sie ihre Schwachheit wieder gut machen wollte, noch immer mit ziemlich ruhigem Gesichte da. Ihre Mutter deutete aber diese Miene ganz falsch; sie glaubte, es wäre Troz, Schamlosigkeit, und griff nun zu dem allerunglüklichsten Mittel: den bittersten und heftigsten Schmähungen gegen den armen Klairant. Sie nannte ihn einen schlechten Menschen, einen Verführer, einen hochmüthigen Betrieger, der sich durch Schurkenstreiche aus dem niedrigen Stande, in welchem er geboren sei, emporheben wollte. Auch Klaren selbst verschonte sie nicht, und schalt die reine, unschuldige Liebe derselben: Wollust, Liederlichkeit. Jezt fiengen Klarens ruhige Blike an zu funkeln, und es goß sich eine hohe Röthe über ihre Wangen. Sie nahm Klairant in Schuz, weil ihre Mutter ihm Unrecht that, und weil ihr Ehrgefühl ihr sagte: sie müsse sich gegen den Verdacht vertheidigen, daß sie einen andren, als einen edlen jungen Mann, habe lieben können. Das Gespräch erhizte sich nun natürlicher Weise immer mehr. Je tiefer die Mutter den armen Klairant erniedrigen wollte, desto höher erhob ihn Klara.

Nicht lange, so nahm die Tochter sogar ihre Liebe in Schuz, die sie selbst noch einen Augenblik vorher für eine süße Schwäche ihres unerfahrnen Herzens gehalten hatte. Anfangs ver-

theidigte sie diese Liebe mit einem beschämten, furchtsamen Zögern, und nannte sie mit niedergeschlagenen Augen: einen verzeihlichen Irrthum. Aber die Mutter rief: „ein Irrthum? Nein, eine Abscheulichkeit ist sie! das größte Verbrechen, das du hast begehen können, und das gar keine Vergebung verdient!“ Klara widersprach ihr sanft; doch, als die Mutter gar nicht auf sie hörte, und nur immer mit Schmähungen fortfuhr, wurde auch sie endlich wärmer. Sie nannte ihre Liebe eine natürliche, unschuldige Empfindung, und rief zulezt: „nein, Mutter! nie werd' ich zugestehen, daß ich Unrecht habe! und diese Liebe, die kein Eigennuz, keine Sinnlichkeit erzeugte, die sich auf die edelsten Empfindungen meines Herzens gründet, und die auch von der strengsten Tugend nicht getadelt werden kann — diese reine, flekenlose Liebe wird meinem Herzen ewig theuer seyn!“ Sie brach in Thränen aus, hob beide Arme in einer schönen Stellung in die Höhe, als wollte sie den Himmel zum Zeugen auffordern, und sagte: „Klairant ist ein sehr edler Mensch! Was fehlt ihm? Nichts als ein leerer Titel! Und soll er darum unglüklich seyn? soll er der Raub eines ewigen Kummers werden, weil das Glük ihm eine elende Armseligkeit versagte? Nein, meine theure Mutter, wenn Sie wünschen, daß ich glüklich seyn soll, wenn Sie wünschen, daß dieses Herz, worin Ihr Blut schlägt...“ Sie er-

schrak über die Dreistigkeit, diese Worte zu sagen, konnte nur noch einzelne Töne schluchzen, und sank, von ihren vielfachen Empfindungen überwältigt, auf die Schulter ihrer Mutter.

Diese sah ihre Tochter bleich werden, hörte sie jammern, und glaubte, daß ihr etwas Gefährliches zustieße. Nun war ihr Zorn auf einmal verschwunden, und die mütterliche Liebe trat wieder in ihre vollen Rechte. Sie führte Klaren zu dem Sofa, und war ängstlich um sie bekümmert. Klara benuzte sogleich die Schwäche ihrer Mutter mit der ganzen List des weiblichen Instinkts. Sie drükte die Hand fest auf ihr Herz, sah ihre Mutter erst mit wilden, dann mit traurigen, sterbenden Bliken an, gab auf keine Frage Antwort, und schien nichts mehr von sich selbst zu wissen. Nun rief die allzu gütige Mutter ängstlich, und einmal über das andre: „mein gutes Kind! meine beste Tochter!“ Jezt war sie so schwach, daß Klara sie gänzlich hätte für ihre Liebe gewinnen können; und sie machte für heute der Unterredung ein Ende, weil sie das selber fühlte.

Als Klara sich wieder allein befand, war der Vorsaz, Klairant zu verlassen, auf einmal aus ihrer Seele verschwunden. Stolz, Hoffnungslosigkeit und Furcht vor Entdekung hatten diesen Vorsaz erregt; jezt aber wußte ja die Mutter ihre Liebe: was brauchte sie nun noch zu fürch-

ten? Sie machte sich vielmehr Hoffnungen, die sich auf die Schwäche ihrer guten Mutter gründeten. Auch ihr Stolz war dem Geliebten jezt nicht mehr nachtheilig; sie hatte, als sie ihn vertheidigen mußte, seinen Werth wieder höher schäzen lernen. Die Phantasie that nun das Uebrige. „Ja," sagte sie; die Tugend vereinigte unsre Herzen!... Und wer weiß," sezte sie lächelnd hinzu, „ob nicht das Glük, seine Talente, seine Liebe... O, gewiß, gewiß! es kann nicht fehlen." — „Mein Klairant," schrieb sie auf ein Blättchen, „ich werde dich ewig lieben; nichts soll mich von dir trennen! Meine Mutter weiß unsre Liebe; nun mag die ganze Welt sie wissen! Ich werde dich wiedersehen." Sie trug dies Billet eilig in den Köcher der Diana.

Der Muth und die Hoffnung der armen Klara währten nicht lange; denn schon erhob sich über ihr ein fürchterliches Ungewitter. Hannchen hatte zwar der Mutter versprochen, zu schweigen; allein sie konnte das Geheimniß eben so wenig bei sich behalten, wie Roßere. Nach einigen Tagen flüsterten mehrere Leute im Hause einander zu: Fräulein Klara ist alle Nächte bei Klairant im Garten, oder er bei ihr auf dem Zimmer. Schwazhaftigkeit und Verläumdung machten die Sache noch ärger, als sie war. So kam das Gerücht, von Munde zu Munde, bis zu dem Kammerdie-

ner, der Klarants Beleidigung auch nach mehreren Jahren noch nicht vergessen hatte. Er gab dem Vicomte sogleich Nachricht davon, und so hämisch, als nur immer möglich. Der Vicomte hörte mit fürchterlichem Ernste zu, gieng dann heftig im Zimmer auf und nieder, käuete an den Nägeln, und fragte mit erzwungener Kälte: „So?“ Der Kammerdiener wollte seinen Schritt nicht vergebens gethan haben, und wiederholte seine Nachricht mit noch giftigeren Zusäzen. Endlich fragte der Vicomte mit einem durchdringenden Blike: „ist das auch wahr? Denn hast du gelogen, so bist du unglüklich!“ Der Kammerdiener zukte die Schultern, und erwiederte: wenigstens sagt es jedermann im Hause und in ganz Pillon. Nun, gnädiger Herr; Sie dürfen ja nur Hannchen examiniren. — Das Mädchen wurde gerufen, und gestand mit Schluchzen und Thränen, was sie wußte. Der Vicomte befahl ihr, als er sie wieder entließ, mit den stärksten Drohungen, zu schweigen. Nun gieng er nach Klarens Zimmer, wo eben Mutter und Tochter auf dem Sofa saßen, und Thränen in den Augen hatten.

Der Vicomte faßte die Hand seiner Gattin, und sagte mit einem strengen, spöttischen Tone: „Stehen Sie auf, Madame! Nicht wahr: Sie weinen mit dem verliebten Töchterchen, um es zu trösten?“ — Klara wurde bei diesen Worten

todtenbleich, und ihre Thränen hörten auf zu fließen. Jezt wendete er sich mit einem stolzen und drohenden Blike zu seiner Tochter: „du führst meinen Nahmen, Mädchen, und sollst ihn nicht entehren; Ist es wahr, daß du dem Bauer aus Chatillon nächtliche Besuche im Garten gemacht hast?“

Klara zitterte, und öffnete die bleichen Lippen, um zu sprechen; doch die Stimme versagte ihr, und die Angst drängte wieder Thränen in ihre Augen. Sie griff nach ihres Vaters Hand; er zog sie aber zurük, und sagte bitter lachend: „Thränen sind Possen; damit kannst du deine Mutter betriegen, aber mich nicht! Ich weiß Mittel, deinen Liebeshandel zu endigen, und du sollst ganz andre Thränen weinen, als jezt!... Hast du Briefe von dem Elenden?... Wo sind sie?“ Klara war wie erstarrt, und machte keine Bewegung. Der Vicomte öffnete ihre Schränke, fand endlich Klairants Billets, sah einige mit Zeichen des heftigen Unwillens durch, reichte sie Klaren dann hin, und befahl ihr in einem schrekkichen Tone: „lies sie vor!.!. Deutlich! lauter!“ Klara gehorchte, so gut sie konnte. Als sie einige Worte gelesen hatte, rief der Vicomte mit flammenden Augen: „Du, nennt dich der Elende? Ein Bauer nennt eine du Plessis Du? Ist es möglich! Du Niederträchtige! du Verworfne!“ Er nahm ihr mit Heftigkeit die Billets aus der Hand, und riß sie wüthend in Stüke.

„Fühlst du dein Unrecht?“ fragte er nach einem kurzen, fürchterlichen Schweigen. Klara seufzte leise: ja, mein Vater. Er legte ihr, nach einem neuen Schweigen, seine Hand auf die Schulter: „Und willst du mir gehorchen?“ Sie antwortete noch leiser: ja! und sank ihrer Mutter in die Arme.

Der Vicomte legte Papier zurecht, gab Klaren eine Feder, und sagte ganz ruhig: „schreib; ich will dir diktiren!“ Das arme Mädchen mußte, so sehr auch ihr Herz sich dagegen sträubte, und so sehr ihre Hand auch zitterte, ein kurzes Billet an Klairant schreiben, worin sie ihn einlud, diese Nacht auf ihr Zimmer zu kommen. Der Vater las das Billet, siegelte es selbst, befahl dem Kammerdiener, es durch ein Kind an Klairant besorgen zu lassen, und sezte sich nun, wie es schien, ganz ruhig nieder. So oft Klara einen Blik auf ihren Vater warf, zitterte sie; denn sie bemerkte in seinem Auge Rachbegierde und boshafte Freude. Sonst hatte sie zeither der Nacht immer mit Entzüken entgegen gesehen; heute aber bebte sie vor Angst, als sie den ersten Stern erblikte. Ihr Vater war ihr nicht von der Seite gegangen, und stand jezt hinter einer Jalousie, um Klairant zu erwarten. „Endlich!“ sagte er leise vor sich, als es zwölf schlug; und ihre Angst wurde fürchterlich, ihre Brust klopfte hoch, ihr ganzer Körper zitterte. Sie warf sich schwei-

gend ihrem Vater zu Füßen. In diesem Augenblik öffnete sich die Thür des Zimmers, und Klairant trat herein. O Gott! rief Klara mit einem schmerzlichen Tone, und schwankte kraftlos auf den Sofa. — Sie stirbt! Du Unmensch! rief die Mutter, und eilte ihrer Tochter zu Hülfe. Klairant war kaum herein gekommen, so trat der Vicomte hervor, und gieng an die Thür, um ihm den Rükweg abzuschneiden. Doch Klairant warf einen Blik auf Klaren, die leichenblaß, mit geschlossenen Augen, da lag; und seine Angst bei diesem Anblike befreiete ihn auf einmal fast gänzlich von dem Schreken, der ihn bei dem ersten Schritt in das Zimmer befallen hatte.

So eben faßte der Vicomte ihn wüthend beim Arme; da jammerte die Mutter! um Gottes willen; Klara ist todt! — Klairant riß sich los, sprang zu dem Sofa hin, umfaßte Klaren, legte seine Lippen auf ihren kalten Mund, und rief dann in dem Tone der schmerzlichsten Verzweiflung: „sie ist todt! o Erbarmen! sie ist todt!“ Der Vicomte wollte ihn von seiner Tochter wegreißen; aber vergebens. Klairant warf sich zu ihren Füßen nieder, und jammerte unaufhörlich; „sie ist todt!“ sie ist todt!“

Bösewicht! rief der Vicomte dazwischen, und riß ihn in die Höhe: schrei lieber das ganze Haus zusammen! Eine Komödien-Ohnmacht! Ich will sie bald wieder weken! — Er schüttelte Klaren,

und sie öffnete die Augen. „Gott sei Dank! sie lebt!“ rief Klairant; „o, sie lebt! sie hat die Augen geöffnet!“ und beinahe hätte er im Taumel seiner Freude selbst den Vicomte umarmt. Jezt faßte dieser ihn bei der Brust, rüttelte ihn aus seinem Entzüken, und fragte in dem heftigsten Zorne: Was willst du hier, Bube? — Klairant sah dem Vicomte einen Augenblik schweigend ins Gesicht, und stammelte dann: „Ich? hier?“ — Hast du den Zettel von meiner Tochter bekommen? — „Einen Zettel? ich?“ — Du elender, verächtlicher Mensch! du wagst es, meine Tochter zu verführen? — Klairant fieng jezt an, den Zusammenhang zu begreifen, bekam wieder einige Fassung, und sagte mit aufwallender Empfindlichkeit: „Herr Vicomte, ich? Ihre Tochter verführen?... Herr Vicomte!“ sezte er in einem halb drohenden Tone hinzu. —

Bösewicht; nichtswürdiger Bösewicht! sagte der Vater mit steigender Wuth; so hat sie wohl dich verführt?

„Herr Vicomte, keines von uns Beiden hat verführt. Wie ich sehe, wissen Sie Alles. Nun, so sage ich Ihnen denn: ja, ich liebe Ihre Tochter mit der ehrerbietigsten, zärtlichsten Liebe. Ein Verführer bin ich nicht. Mein einziges Verbrechen besteht darin, daß meine Geburt der Ihrigen nicht gleich ist...“ (Jezt warf er einen besorgenden Blik auf Klaren.) „Nun freilich,

wenn Sie es so meinen... ja, so bin ich der Verführer Ihrer Tochter; denn sie... nur meine Thränen, meine Ueberredungen, meine kühnen Hoffnungen, mein Flehen, meine heiße Liebe haben ihr Herz hingerissen. Sie liebt mich; aber, diese Liebe hat ihr Thränen der bittersten Reue genug gekostet. Sie ist unschuldig!"

Das weiß ich, Bube; das weiß ich. Nur deine giftige Zunge konnte meine Tochter dahin bringen, sich ihren Vater, ihren Nahmen, ihre Ehre so weit zu vergessen. Komm her, Klara! sprich! Da steht der Bauer, der Elende! Sag, ist noch die mindeste Empfindung für ihn in deinem Herzen? Sprich! Ich verachte den Elenden! Thust du eben das, und bereuest du dein Vergehen, so will ich dir verzeihen.

Die arme Klara kannte ihren Vater, und wußte wohl, daß auf seine anscheinende Ruhe sehr schnell wieder die größte Heftigkeit folgen könnte. Sie schwieg zitternd, weil sie ihren Geliebten keiner Gefahr aussezen wollte. Gesteh, rief der Vicomte, daß du dich vergangen, daß du dich selbst beschimpft hast, als du ihn nur anhörtest! Nun? Wie lange währt es noch? — Klara sagte leise: ich gestehe meinen Fehler." — Du entsagst ihm also auf immer, Klara? — „Ja, mein Vater." — Und du verachtest den Elenden? — Sie seufzte leise: „ja" — Halte Wort! Du kennst mich.

Nun geh! — Klara gieng schwankend in ihr Kabinet; die Mutter folgte ihr.

Und nun, du lächerlicher Bursche! wendete der Vicomte sich zu Klairant; geh, wohin du willst! Laß dich aber nie wieder vor mir blikken! Und wenn du nur den Nahmen meiner Tochter einmal nennst, so bist du unglüklich!

„Herr Vicomte, diese Liebe, der ich entsagen soll, ist mein einziger Stolz; und sie wird nur mit dem lezten Hauche meiner Brust aufhören. Zwar versspreche ich Ihnen, nie einen Menschen zu entdeken, daß ich die schöne und edle Klara du Plessis liebe; aber niemand soll mich hindern, mit allen Kräften meines Herzens und Kopfes nach ihrem Besize zu streben, oder um ihren Verlust zu trauern: beides, so lange ich noch Athem habe.“

Nach ihrem Besize zu streben? Mensch, ich wollte über deine Narrheit lachen; aber es geht damit zu weit. Höre, du Gek: hast du etwa vergessen, daß du in meiner Gewalt bist? Ich wollte dich schonen, um des ehrlichen Priors willen, den ich hochachte. Aber da du so sprichst . . . Entweder du heuratheſt morgen am Tage, oder ich lasse dich an die erste beste Garnison abliefern. Da ist Süsette in Mangienne: ein junges, hübsches und wohlhabendes Mädchen; die soll dich vor neuen Thorheiten bewahren. Wähle! Was willst du? die Flinte, oder Süsetten?

„Keins von beiden, Herr Vicomte. Ich liebe; und diese Liebe...

Soll dich zu einem tüchtigen Soldaten machen, nichts weiter; und.... Du glaubst nicht, wie viel ich bewirken kann.

„Das weiß ich, Herr Vicomte. Aber machen Sie mit mir, was Sie wollen, was Sie können und dürfen. — Sie werden mich nie dahin bringen, die schönen Augenblike zu bereuen, die meine Liebe mir gegeben hat.“

Der Vicomte sah finster vor sich nieder. Wohl denn! sagte er schneidend; so magst du diese Nacht einmal im Gefängnisse zubringen. — Er wollte an die Klingel gehen; aber Klairant hielt ihn zurük.

„Herr Vicomte, wenn Ihre Bedienten mich hier, in der Nacht, auf dem Zimmer Ihrer Tochter, und Sie so erhizt, fänden... Schonen Sie den Ruf Ihrer Tochter. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen nicht entgehen will.“

So pake dich denn zum Teufel! rief der Vicomte, und öffnete das Zimmer. Klairant warf noch einen Blik auf die Thür zu Klarens Kabinet, und gieng. Er irrte die ganze Nacht umher, und stand endlich gegen Morgen, seiner selbst unbewußt, in Chatillon vor dem Hause seiner Eltern.

Der Vicomte warf sich in der größten Unruhe auf den Sofa. Es hatte ihm Mühe genug gekostet, sich nur so weit in seiner Fassung zu erhalten; indeß kannte er auch das Herz so ziemlich gut, und wußte, daß die Liebe weit listiger ist, als der Zorn. Er war Willens gewesen, den Jüngling in den Augen seiner Tochter verächtlich zu machen; und er fühlte, daß seine Hize diese Absicht vereitelt hatte. Klara mußte in ihrem Kabinet sein ganzes Gespräch mit Klairant gehört haben; und von diesem Gespräche befürchtete er mit Recht eine sehr nachtheilige Wirkung auf das Herz seiner Tochter. Er fühlte, daß Klairants Verheurathung mit Süsetten den Handel am besten endigen würde. Wie war Klairant aber dahin zu bringen? „Ich kann ihn," dachte der Vicomte, „in den Augen meiner Tochter nicht verächtlich machen; nun, so muß ich seine rasche Großmuth, seine schwärmerische Liebe, überlisten." In der That war seine Drohung, Klairant an eine Garnison abzuliefern, nur leer gewesen; denn sie zu erfüllen, erlaubte ihm seine Freundschaft für den Prior nicht. So mußte er denn einen andern Weg einschlagen.

Er gieng den folgenden Tag nach Chatillon, nahm Klairant bei Seite, und sagte in einem ruhigen Tone: ich glaube, du kennst mich als einen Mann von Wort. Du liebst Klaren; und noch mehr, auch sie hat dich geliebt. Nun ja,

ich kann dir nicht wehren, nach ihrem Beſitze zu ſtreben, und habe nicht tauſend Augen, dich zu bewachen. Du haſt mich Einmal betrogen, und könnteſt mich leicht noch hundertmal betriegen. Moraliſiren will ich nicht; denn ich kenne die Leidenſchaft. Alſo in zwei Worten. Ich habe dir noch eine Wahl anzutragen: entweder heurathest du morgen Süſetten, oder Klara muß in ein Kloſter. Falle mir nicht in die Rede! Was du mir ſagen willſt, haben Klara und ihre Mutter mir ſchon geſagt; und ich bin bei ihren Thränen unerſchütterlich geblieben.

„Aber, gnädiger Herr, das Vorurtheil des Standes . . .“

Iſt meine Leidenſchaft, ſo wie Liebe die deinige. Doch, wie geſagt, moraliſiren will ich nicht. Du heuratheſt Süſetten, oder Klara geht in ein Kloſter. Ihre Thränen mögen dann die Strafe ihrer Torheit ſeyn. Ueber dich habe ich freilich keine Rechte; du kannſt lachen, wenn ſie weint.

Klairant erblaßte; es war ſchon einmal die Rede davon geweſen, daß Klara eine Nonne werden ſollte, und er kannte den Vicomte als einen harten Mann, der ſeinem Stolze auch die Vaterliebe und das Glük ſeiner Tochter aufopfern könnte. Sein Herz gieng richtig in die Falle, die man ihm gelegt hatte. Er ſagte: „Süſetten heurathe ich nicht, gnädiger Herr;

denn ich liebe sie nicht. Aber ... Um Ihre Tochter zu retten ... Sie sprachen gestern von Militär-Dienst. Nun wohl! Ich will das Opfer Ihres Vorurtheils seyn."

Der Vicomte faßte ihn beim Worte, und Beide giengen nun sogleich zu dem Prior. Klairant äußerte: er hätte Lust Soldat zu werden, und der Vicomte versprach, für sein Avancement zu sorgen. Noch an eben dem Tage wurde nach Straßburg geschrieben; und noch an eben dem Tage mußte Klara mit ihrer Mutter auf einige Zeit zu der Schwester des Vicomte reisen.

Bald nachher verließ Klairant Chatillon. Er sah mit der starrsten Gleichgültigkeit zu, wie man seine Sachen einpakte, und gieng dann noch einmal zu seinem Freunde, dem jungen du Plessis. Auch bei dem Abschiede von diesem war er sehr gleichgültig; es schien, als ob die Liebe jede andre Empfindung in seinem Herzen getödtet hätte. Doch, als er mit seinem Freunde den Corridor hinuntergieng, und näher an Klarens Zimmer kam, warf er sich ihm noch einmal mit einer sonderbaren Heftigkeit in die Arme, und bat ihn dringend, wieder umzukehren.

Sobald Klairant allein war, öffnete er Klarens Zimmer, trat hinein, und blikte mit nassen Augen darin umher. Er sezte sich einen Augenblik auf den Sofa, küßte die Stelle, auf der in jener Nacht Klarens Wange gelegen hatte,

und sagte schmerzlich: „so leb wohl, Klara! leb ewig wohl!“ Schon wollte er gehen, als er ein Geräusch an der Thür des Kabinets bemerkte. Er öffnete sie, und sah Klarens Hündchen, das man, weil es aus Versehen zurükgelassen war, eingeschlossen hatte, damit es Klarens Spur nicht suchen sollte. Es sprang freundlich und wimmernd an ihn auf. „O Gott!“ sagte er; „so sind' ich doch noch etwas von ihr!“ Er nahm das Hündchen auf seine Arme, liebkoste ihn, und sezte es wieder auf den Boden. Es sprang aber an ihn auf, und vor ihm her, als ob es mitgehen wollte. „O, willst du mit?“ rief Klairant mit nassen Bliken: „willst du mein seyn?... So komm! komm! ach! und sei mir treuer, als Klara!“ Er gieng, seine Augen nur auf das fröhliche Thierchen gerichtet, nach Chatillon, warf sich bald in den Wagen, der schon bereit stand, und fuhr in tiefen Träumen nach Straßburg ab.

Der Vicomte rechnete ganz richtig. „Du wirst Klaren tödten!“ sagte seine Gattin zu ihm, als sie mit ihrer Tochter so schnell von Pillon abreisen sollte. Er erwiederte lächelnd: „auch die stärkste Liebe kann nicht ein Jahr ohne Nahrung leben. Wenn ich den Burschen nur erst los bin! Klara wird nicht sterben, so bleich sie auch jezt umher geht, so viele Thränen sie auch vergießen mag.“ Und so war es wirklich.

Klara hatte in ihrem Kabinet Klairants Unterredung mit ihrem Vater gehört. Man kann leicht denken, welche Empfindungen in ihrer Brust rege wurden, als er mit unerschüttertem Muthe seiner Liebe so treu blieb. Hätte sie nicht allzu große Furcht vor ihrem Vater gehabt, so wäre sie in das Zimmer zurükgegangen, um mit ihm in Liebe und Treue zu wetteifern. Sobald sie allein war, trat sie an ihr Fenster, hielt die gefalteten Hände hinaus, und sagte: „o Klairant! muthiger warst du, als ich; aber treuer sollst du nicht seyn.“ Sie weinte die Nacht hindurch, und am folgenden Morgen mußte ihr Anblik Mitleiden erregen. Ihre Wange war bleich, ihr Auge verweint, ihre Stimme matt, ihr Gang langsam, ihre Stellung leidend, und alle ihre Antworten nur Seufzer.

Nach Tiſche fuhr der Wagen vor, und man pakte ihre nöthigsten Sachen ein. Sie vermuthete, daß sie verreisen sollte, trat ängstlich an das Fenster, und starrte in die Gegenden des Gartens hin, wo sie ihren Klairant zu sehen gewohnt war; doch vergebens. Jezt hörte sie die Stimme ihres Vaters: ruft meine Tochter! — „O Klairant!“ sagte sie leise: „so soll ich dich nicht wiedersehen!“ Sie nahm eine ihrer welken Blumen, drükte sie an ihren Mund, in ihre Augen, und ließ sich dann geduldig von ihrem Vater zu dem Wagen führen. Er gieng ihr

nicht von der Seite; und so war es ihr unmöglich, ihren Bruder noch einige Augenblike allein zu sprechen.

Als der Wagen am Wege nach Chatillon vorüber fuhr, lehnte sie sich weit daraus hervor; aber Klairant war auch hier nicht. „Nun denn!“ sagte sie bitter lächelnd, und legte die Hände auf die Brust; man wird es sehen, aber zu spät!“ Die Mutter konnte vor Angst nicht fragen, was man sehen würde, und dachte: wenn sie nur nicht hier neben mir im Wagen stirbt!

Klara kam indeß noch lebendig zu ihrer Tante, und fand da eine Gesellschaft von lebhaften, angenehmen jungen Leuten. In den ersten Tagen war es unmöglich, sie aus ihrer Traurigkeit zu weken; doch dann konnte sie von Zeit zu Zeit wohl einmal lächeln. Kaum war ein Monat vergangen, so sah man sie täglich doch wenigstens eine Stunde lang heiter. Befand sie sich allein, so füllte Klairant freilich noch immer den ganzen Kreis ihrer Ideen; doch man sorgte dafür, daß sie nur höchst selten ohne Gesellschaft war. So wurde Klarens heiße Liebe nach und nach ein wenig lauer, zumal als auch ein angenehmer junger Mann aus der Nachbarschaft durch sein Betragen zeigte, daß sie Eindruk auf ihn gemacht hatte. Klairant war deshalb noch nicht vergessen; nein: sie legte sich selten nieder,

ohne ihm den Schwur ihrer ewigen Treue zu wiederholen, und stand selten auf, ohne zuerst an ihn zu denken. Doch mit der Liebe ist es, wie mit dem Kummer: beide verzehren sich, wenn sie nicht neue Nahrung bekommen.

Klara erhielt keine Nachricht von ihrem Geliebten. Ihr Bruder hatte ihr einmal geschrieben. Klairant habe Dienste genommen: das war alles, was sie von ihm wußte. Kein Wunder also, daß auch sie an ihn, der sie so ganz vergessen hatte, nicht viel mehr dachte, und sich erheitern wollte. Ihr Vater besuchte sie eines Tages, und sagte lächelnd zu seiner Gattin: sie lebt noch! — Jezt mußte sie auch ihren Vater in Pillon besuchen; und hier, wo alle Gegenstände sie an Klairant erinnerten, regte sich die Liebe in ihrem Herzen wieder. Ihr Vater hatte das erwartet, und auch schon die nöthigen Anstalten getroffen. Er fragte den Prior in Klarens Gegenwart nach Klairants Befinden. Der alte Mann holte einen Brief hervor, den, auf die Bitte des Vicomte, sein Freund, der Oberste von Klairants Regimente, geschrieben hatte. In diesem Brief stand: Klairant führt sich gut auf, und wird sein Glük machen, wenn er meinem Rathe folgen will. Er ist hübsch: und eine junge, schöne Wittwe liebt ihn. Ich hoffe, er wird ihre Hand annehmen, die sie ihm, nebst einem großen Vermögen, anbietet. Wenigstens hat er

den ersten Schritt dazu gethan; denn er wohnt bei ihr im Hause. Wahrscheinlich kann ich Ihnen bald die Nachricht geben, daß diese Verbindung, die ich aufrichtig wünsche, zu Stande gekommen ist.

Klara warf einen schnellen, unruhigen Blik auf ihren Vater, der aber ganz unbefangen zu seyn schien. Der alte Prior, die Ehrlichkeit selbst, sprach mit kindischer Freude von der Verheurathung seines Neffen, und von den kleinen Knaben und Mädchen, die er noch zu sehen hoffte. Klaren war bei dem ganzen Gespräche nicht wohl zu Muthe. Sie konnte ihr Mißvergnügen, ihren Widerwillen, unmöglich verbergen, und stand unter einem Vorwande auf, damit sie ihrem Herzen ungestört Luft machen könnte. Der Gedanke an Klairants Untreue verleidete ihr alle ihre vormalige Ideen, und ihre kaum erwachte Liebe war auf einmal wieder verschwunden. Nur das Bosquet, wo sie die glüklichen Nächte an Klairants Seite zugebracht hatte, lokte ein Paar heiße Thränen in ihre Augen, und wekte in ihr den sehnlichen Wunsch, daß jene Zeit nicht vergangen seyn möchte. Aber Klairant liebte sie nicht mehr; und so mußte sie selbst die lezte Erinnerung an ihn aus ihrem Herzen vertilgen. Konnte sie nur im mindesten an seiner Untreue zweifeln? Er hatte ja nicht ein einzigesmal an ihren Bruder, seinen Freund, geschrieben! —

Klara kam weit beruhigter wieder zu ihrer Tante, und vergaß Klairant allmählig immer mehr. Dachte sie ja noch einmal an ihn, so that sie es mit Unwillen über seine Untreue.

Kaum waren etwa achtzehn Monate seit der Trennung vergangen, und Klarens heiße, von ihr selbst für ewig gehaltene Liebe hatte sich schon beinahe bis auf die lezte Spur aus ihrem Herzen verloren. Die reizende Klara war jezt das Verlangen und der Wunsch aller jungen Männer, die sie kennen lernten. Sie blühete wie eine junge Rose, und eine muthwillige Heiterkeit lag in ihren hellen Augen, wie auf ihren schönen Lippen. Das Haus ihrer Tante war auch ganz der rechte Ort, ein junges, kummervolles Herz zu erheitern. Alle Tage gab es darin Gesellschaften aus der umliegenden Gegend, und von allen Ständen; Ein Fest jagte das andre. Hatte die Tante keine Besuche bei sich, so war sie mit ihren Töchtern und ihrer Nichte in einer von den benachbarten Städten, wo ihr zu Ehren Feste veranstaltet wurden. Eines Tages befand sie sich bei dem Gouverneur von Metz, der sie zu einem Balle eingeladen hatte. Klara saß bei Tische in der blendendsten Schönheit, in dem reizendsten Anzuge, zwischen zweien von ihren Anbetern, und Lachen, Scherz und Wiz flogen rings umher. Auf einmal entstand eine Unruhe im Saale. Ein Unterofficier, der herein gekommen war,

dem Gouverneur etwas zu melden, wurde bleich, wankte, hielt sich an einem Stuhle, konnte nicht sprechen, und wäre beinahe zu Boden gesunken. Was fehlt Euch, mein Freund? fragte der Gouverneur, und stand auf, den wankenden jungen Menschen zu halten. Die ganze Gesellschaft richtete ihre Augen auf diesen, als die Bedienten ihn aus dem Saale führten.

Auch Klara blikte auf den jungen Menschen, und erschrak beinahe eben so heftig, wie er selbst; denn sie glaubte Klairant in ihm zu erkennen. Sie zweifelte noch; da heftete er seinen sterbenden Blik auf sie, legte die Hand auf die Brust, und beugte die Stirn auf einen Stuhl, so daß sie sein Gesicht nicht wieder sehen konnte. Ihr Herz und ihr Kopf waren in dem stärksten Aufruhr. Ohne Unterlaß dachte sie: „sollte er es gewesen seyn? O, gewiß, gewiß!“ Sie hatte ihre ganze Heiterkeit verloren, und heftete ihre trüben Augen immer nur auf die Thür, durch die er verschwunden war. Man mußte ihr sagen, daß die Gesellschaft vom Tisch aufstände; sonst wäre sie sizen geblieben.

Der arme junge Mann! was mochte ihm fehlen? fragte eine Dame. Klara hörte es, und sah starr auf den Officier, an den die Dame sich gewendet hatte. „Dieser Mensch,“ erwiederte der Officier lächelnd, „verdient das Mitleiden jedes fühlenden Herzens. Er ist ein He-

weis, daß wir Männer in der Liebe treuer sind, als man gewöhnlich glaubt.“ — Nun? fragte eine andre junge Dame; und Klara erblaßte.

„Ich kann Ihnen nur einen Theil seiner Geschichte erzählen; denn ich weiß selbst nicht viel davon. Er kam nach Straßburg zu dem Regimente, bei dem ich stehe, und war als ein Mensch von guter Erziehung empfohlen. Durch einen Zug von Gram, der in seinem Gesichte voll stiller Gelassenheit schwebte, wurde er von Anfang an jedem Menschen interessant. Man wußte lange nicht, was die Ursache seines Kummers seyn möchte; denn er blieb über diesen Punkt völlig verschlossen.“

Eine unglükliche Liebe? nicht wahr? fragte eine von den umstehenden Damen.

„Ja; man errieth das, und bemühete sich nun, ihn zu erheitern. Doch vergebens. Es fehlte ihm nicht an Versuchungen, seinem Gram ungetreu zu werden; denn auch in diesem Falle, meine Damen, wie öfter, interessirten sich bald einige junge Frauen und Mädchen für die stille Traurigkeit in dem Gesichte eines so schönen Mannes. Allein er blieb seinem Kummer treu, und floh allen Umgang, besonders mit dem weiblichen Geschlechte. Unser Oberst, der mehr von seiner Geschichte zu wissen scheint, als Andre, suchte ihn zu trösten, und gab ihm Gelegenheit zu einer sehr vortheilhaften Heurath mit einer jun-

gen, schönen Wittwe; aber seine Bemühungen waren vergeblich. So wie Sie den jungen Mann vorhin gesehen haben, ist er, so lange ich ihn kenne: ein schönes Bild des stillsten, gelassensten Kummers.“

Aber, fragte eine Dame den Officier, woher wissen Sie denn, daß Liebe die Ursache seines Grames ist? Sie äußerten ja, er sei darüber immer verschlossen geblieben.

„Die Liebe kann sich nicht verbergen; man hört sie bei ihm in jedem Worte, in jedem Seufzer. Spricht man in seiner Gegenwart von dem Entzüken zweier Liebenden, so hört er halb träumend zu, und heftet den schwermüthigen Blik an den Boden. Spricht man von der Dauer dieses Glükes, so schüttelt er sanft den Kopf, und sagt mit einem sanften Lächeln: „man sollte das nicht glauben!“ Er bewegt verneinend die Hand, und dabei sind seine Blike so kummervoll, und seine Miene so gelassen traurig, — o, Sie müßten ihn selbst sehen!... Dann steht er wohl auf, legt die Hand auf das Herz, und sagt mit einer Art von Hize: „Denn ich! ich! O, was that ich denn? — Nein,“ fährt er dann in dem vorigen Tone fort; „man sollte nicht auf Liebe rechnen; wie glüklich könnte man dann seyn!“ Zuweilen sieht er wohl ein Mädchen mit einem halben Lächeln an. Nekt man ihn damit, so sagt er: „ach, nein! ich glaube, das Herz

kann nur Einmal lieben. Man lächelt bei einer Blume von Band, weil man sich dabei der entzükenden Blumenzeit erinnert." — Das Alles sagt er mit einem Tone, mit einer Miene — wie gesagt, man muß ihn hören und sehen, um das zu fühlen, was jeder, der ihn näher kennt, dabei fühlt."

Aber, weiß man denn nichts Näheres von seiner unglüklichen Liebe?

„Nichts Gewisses. Man vermuthet nur, ein Mädchen, dem er sehr viel aufgeopfert, habe ihn treulos verlassen. „O," sagt er bisweilen: „wenn die Menschen nur halb so wären, wie dieses Thierchen!" Er hat nehmlich ein Hündchen, das er wie sein Leben liebt, und das wahrscheinlich ein Geschenk seiner ungetreuen Geliebten ist."

Und wissen Sie denn, sagte ein andrer junger Officier von Klairants Regiment, den Vorfall mit seinem Hunde? Die Kompagnie wurde doch nach Bedfort verlegt. Ich war da einmal mit ihm auf der Wache. Mitten in der Nacht brach Feuer aus, und gerade in dem Hause, wo er sein Quartier hatte. Kaum wußte er das, so bat er um Erlaubniß, dahin gehen zu dürfen. Er drang durch Rauch und Flammen die Treppe hinan, und in sein Zimmer. Mit lauter Freude, als hätte er die größten Schäze, kam er bald wieder zurük, und brachte weiter nichts mit, als

ein seidnes Tuch, das durch ein goldnes Ringelchen gezogen war, und sein Hündchen. Man lachte über seine Thorheit, weil er richtig sein Geld und seine schöne Wäsche hatte verbrennen lassen; aber er hörte das Lachen nicht einmal, und betrachtete seine Schäze mit fröhlichen Blikken. Er schmeichelte dem Hündchen, und sagte dabei: „nun ist unsre Rechnung abgethan; du giengst mit mir, als sie mich verließ, und ich — ich habe dir das Leben gerettet!“ Dann betrachtete er still sein Tuch und den Ring, schüttelte den Kopf, und sagte: „das ist alles, was ich von ihr habe! . . . Das für meine ewige Liebe! . . . Und doch dank' ich Gott, daß ich es retten konnte.“

Weiß man nicht, woher der junge Mensch gebürtig ist? fragte ein junges Frauenzimmer.

Aus Châtillon in Lothringen, antwortete der Officier; und er heißt Klairant.

„O, mein Gott!“ rief Klara jezt laut aus; und der ganze Cirkel wendete die Augen nach ihr hin. — Fehlt Ihnen etwas? fragte ein Officier. — „Diese Geschichte . . .“ — erwiederte Klara stokkend und mit großen Thränen auf den bleichen Wangen — „hat . . . O, über diese Geschichte muß wohl schon manches Auge geweint haben!“ — Erröthen Sie nicht, sagte man ihr; diese Thränen beweisen Ihr gutes, gefühlvolles Herz.

Klara hörte die lezten Worte nicht mehr, weil sie schon ganz in sich selbst versunken war. Natürlicher Weise mußte diese Geschichte die größte Wirkung auf sie thun. Jedes Wort, das der Officier sagte, war ein Schlag an ihr Herz; denn sie erkannte Klairant an allen kleinen Umständen, noch ehe sein Name ausgesprochen wär. Als des Tuches und des Ringes erwähnt wurde, konnte sie vor Mattigkeit nicht länger stehen bleiben, sondern mußte sich sezen. Reue, Liebe, Mitleiden, Dankbarkeit erwachten auf einmal in ihrem Herzen. Sie hörte die Erzählung, als sähe sie alles vor ihren Augen. Er dringt durch die Flammen, kommt wieder hervor, und drükt ihre Geschenke, das Tuch und den Ring, an seine Brust. Der Vorwurf, den er ihr in dem geretteten Hunde macht, erschüttert sie heftig. Sie sieht ihn einen Augenblik, wie er da sizt, das Tuch betrachtet, und mit seiner sanften, traurigen Stimme sagt; „das ist alles, was ich für meine ewige Liebe habe!“ Zugleich hört sie den Namen „Klairant“ nennen. Sie denkt, er ist da, und ihr schwindelt. Nun ruft sie ängstlich: „o, mein Gott!“ und die Gesellschaft wendet sich zu ihr hin.

Doch, wir müssen uns des armen Klairant wieder erinnern. Er war in tiefem Gram nach Straßburg gekommen. Sein schönes, bleiches Gesicht, seine sanfte Gelassenheit, sein stilles

Träumen, und einige bedeutende Worte, die dem Obersten des Regiments über das Schikſal und den Kummer des jungen Menſchen entfielen, hatten faſt allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn erregt, zumal da er ſich durch gute Sitten und durch vorzügliche Kenntniſſe auszeichnete. Man wußte nichts Beſtimmtes von ihm und der Urſache ſeines Grams; daher dachte man ſich die ſeltſamſten Schikſale, die ihn betroffen hätten. Theils aus Wohlwollen für ihn, theils aus Neugierde, ſuchte man ihn zu erheitern, und ſeine Freundſchaft, ſein Vertrauen zu gewinnen. Er fühlte, daß man ſich mehr für ſeinen Gram, als für ihn ſelbſt, intereſſirte. Zeit und Zerſtreuungen würden dieſen Gram gewiß vermindert und endlich ganz zerſtört haben; doch Klairant hielt ihn abſichtlich feſt, weil es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, dadurch ſo allgemeine Theilnahme zu erregen. Sein Kummer war eine ſüße Trauer geworden; und man liebkoſte ihm darum, wie einem traurigen Kinde. Jezt wurde er ein Kind, das fort weint, weil man es zu tröſten verſucht. Er trauerte, um intereſſant zu ſeyn, und überredete ſich, daß er um den Verluſt ſeiner Geliebten traure.

So war er, weil in dem ehemaligen Frankreich die Regimenter ihre Garniſonen wechſelten, nach Bedfort, und dann nach Mez gekommen. Er trat in den Saal, und gieng auf den Gouverneur zu, ihm etwas zu melden, als er plözlich

die so innig geliebte Klara erblikte. Aber, ach! sie glich dem Bilde nicht, das seine Phantasie sich bisher von ihr mahlte. Er dachte sie sich bleich, abgehärmt, mit Augen voll Thränen, in einer farbenlosen, einfachen Kleidung, die ihren Gram verriethe; und hier saß sie blühend wie eine Rose, mit frohem Lächeln auf den schönen Lippen, mit heiterem Muthwillen in den funkelnden Augen, geputzt wie eine glükliche Braut, und in einem heitern Gespräche mit ihrem Nachbar! — Der Anblik war ihm allzu überraschend und schmerzlich. Er taumelte, ergriff den Stuhl, der vor ihm stand, und beugte seine Stirn auf die Lehne nieder. Als die Bedienten ihn dann aus dem Saale führten, warf er noch einen Blik auf Klaren, die ihn starr und aufmerksam ansah.

Zu Hause fühlte er sein Herz von den quälendsten Empfindungen zerrissen. Die Eifersucht warf ihre Flamme in seine Brust. Er schwor, nicht länger an die Ungetreue zu denken, und dachte nur an sie. Am Abend spät taumelte er fast unwillkührlich nach dem Hause des Gouverneurs; und hier schallte ihm eine wildfrohe Tanzmusik entgegen. Nun gerieth er beinahe in Wuth, kreuzte seine Hände über die Brust, blieb lange so stehen, und sagte endlich laut, mit bebender Stimme: o! ist es möglich? Konnte sie mich so vergessen?... Weg von hier! weg! — Er wollte fort; aber auf einmal hörte er hinter sich

leise rufen: „Klairant!“ und wendete sich mit Wildheit um. „Klairant!“ rief es noch einmal seufzend, und ein Frauenzimmer eilte auf ihn zu. Es war Klara, in einen langen Mantel gehüllt. „Klairant!“ sagte sie; „komm geschwind! Wo wohnst du? Geschwind!“

Auf einmal waren Gram und Zorn aus seiner Seele verschwunden. „Klara!“ rief er, und warf einen Blik auf sie. Er sah Thränen in ihren Augen, und ergriff ihre zitternde Hand. „Fort! fort!“ flisterte Klara, weil er stehen bleiben wollte. Sie eilte mit ihm in seine Wohnung, auf sein Zimmer, warf sich da sanft weinend in einen Stuhl, und verbarg das Gesicht in ihren Mantel.

Klara hatte das Tanzen, unter dem Vorwande, daß ihr nicht wohl sei, abgelehnt; und ihr bleiches, zerstörtes Gesicht ließ niemanden zweifeln, daß sie die Wahrheit sagte. Sie stand in einem entlegneren Zimmer am Fenster, hoffte auf Klairant, und fühlte, wenn jemand in Uniform die Straße herunter kam, ihr Herz mit Ungestümm pochen. Am Abend kam er endlich finster, schwermüthig, daher gegangen. „Ach, da ist er!“ sagte sie leise: „Klairant! da bist du!“ Er sah nach dem erleuchteten Saale hinauf, nicht an das Fenster, wo Klara stand. Sie lächelte, und winkte ihm verstohlen zu; aber er blikte nicht herauf. Jezt rief sie leise, — und

nie hatten ihr Worte mehr Anstrengung gekostet; — „Klairant! hier! hier bin ich!“ Er hörte nicht, schlug die Arme über einander, und blieb so stehen. Sie hörte seine Worte: „o! ist es möglich?“ nahm rasch den Mantel, und eilte die Treppe hinunter, zum Hause hinaus. Schon gieng er zurük; doch sie eilte hinter ihm her, und endlich erreichte ihn ihre Stimme.

Lange saß sie, weinend und mit verhülltem Gesichte, auf dem Stuhle, und Klairant wagte es nicht, sie zu stören. Endlich sprang sie auf, sagte: ich muß fort, blikte ihn an, bog sich gegen ihn hin, und sank an seine Brust. Beide schworen einander aufs neue ewige Liebe. „Mein Vater,“ sagte Klara im Weggehen stokend — „mein Vater ... ist jezt ... nicht in Pillon ... er ist in Paris, mit in der Versammlung der Notabeln.“ Klairant schloß sie für diese Nachricht freudig in die Arme. „Und ich,“ sezte sie zärtlich hinzu, „ich ... komme wieder zu meiner Mutter nach Pillon.“ — Ich sehe dich wieder! rief Klairant in noch höherer Freude. Klara hüllte sich in ihren Mantel, gieng mit leisen Schritten über die Straße, und sagte auf ihrem Zimmer einmal über das andere: „ich hab' ihn wieder!“

Sie hielt Wort. Troz den Bitten ihrer Tante, troz allen Freuden im Hause derselben, kehrte sie nach dem einsamen Pillon zurük, wo

sie schönere Freuden von der Liebe hoffte. Klairant hatte ihren Wink verstanden, und schon einige Tage nach ihrer Ankunft in Pillon war auch er bei seinem Oheim. Madame du Plessis wurde zwar unruhig, als sie erfuhr, daß Klairant wieder in Chatillon wäre; aber Klara war bei der Nachricht so unbefangen, so gleichgültig, daß sie wohl auch hellere und schärfere Augen getäuscht haben könnte. Während der ersten Tage beobachtete die Mutter ihre Tochter. Diese merkte es und war auf ihrer Hut, bis jene sich wieder beruhigt hatte. Sie wußte in der That noch nicht, wie sie eine Zusammenkunft mit Klairant veranstalten sollte; indeß, sie war ja in seiner Nähe, sah ihn zuweilen auf einem Spaziergange, und bekam durch die Gewißheit, daß man ihr doch nicht immer auflauern könnte, eine Heiterkeit, durch welche ihre Mutter sich täuschen ließ.

Klara wendete sich jezt mit fernen Anspielungen an ihre ehemalige Verrätherin, die Pächterin Rossiere. Die junge Frau verstand sie, lächelte, und deutete in eben so fernen Anspielungen darauf hin, daß alles gut gehen sollte; aber nach einigen Tagen war diese Hoffnung verschwunden. Klairant war zu stolz oder zu furchtsam, die Pächterin zu seiner Vertrauten zu machen. Er antwortete auf ihre Anspielungen nicht ein Wort; und als sie ihm mit Klarens Wunsche näher rükte, nannte er sie mit einer kalt-

stolzen Miene eine Thörin; ließ sie stehen, und dankte ihr auch nicht einmal mit einer Miene. Hierdurch wurde Hannchen ganz irre an ihm; denn es war ihr unbegreiflich, wie er ein solches Glük ausschlagen konnte. Klara selbst wußte sich sein Betragen Anfangs nicht zu erklären; doch bald, als sie die brennenden Blike sah, die er auf sie warf, dankte sie ihm im Herzen für die edle Delikatesse, mit der er eine solche Vertraute, wie Hannchen, nicht angenommen hatte.

Durch ihre kleinen Reisen war Klara zu vielen Bekanntschaften gekommen, und jezt vereinigten sich mehrere Familien in der Nähe, ein Gesellschafts-Theater zu errichten. Man spielte zuerst kleine Stüke; doch bald gieng man weiter, und hatte mehr Schauspieler nöthig. Auch Hannchen mußte eine Rolle übernehmen; aber nun blieb noch die Rolle eines jungen Menschen unbesezt. Man überlegte, wem man sie geben könnte, und schlug bald diesen, bald jenen dazu vor. Ist denn, fragte ein Offizier, hier in der Nähe kein junger Mensch, der Geist, Erziehung, und ein wenig Gefühl hat? — Klara, ihre Mutter, und die kleine Rosiere dachten bei dieser Frage alle drei sogleich an Klairant. Die Vicomtesse sah ihre Tochter mit einer forschenden, bedenklichen Miene an, und schwieg. Klara sagte ganz ruhig: „ich weiß keinen;“ sie warf aber einen so sprechenden Blik auf die Rosiere,

daß diese ihn nicht mißverstehen konnte. Da ist ja Klairant wieder hier! sagte sie triumphirend; ich dächte, gnädige Frau, der wäre so recht für die Rolle zu brauchen. — Das wohl, erwiederte die Mutter, mit einem unruhigen Blik auf ihre Tochter; aber... — Klara hatte gar nicht weiter auf das Gespräch gemerkt, sondern mit dem Officier geschertzt. Die Mutter gab es endlich zu; denn Klara hatte ja in dem Stüke die Hauptrolle, und es konnte ohne Klairant nicht gegeben werden. O Eitelkeit! Eitelkeit!

Klairant kam, und die Mutter betrachtete ihn, als er herein trat, mit einer ahnenden Miene. Klara wurde roth, und fuhr zusammen, als sie seine Stimme hörte; doch war sie zum Glük ziemlich weit von der Mutter, so daß diese es nicht bemerken konnte. Man fand Klairants Figur, Stimme und Aktion vortrefflich. Das Stük wurde mit allgemeinem Beifall gegeben, und Klara erhielt von den Zuschauern das lauteste Lob. Die Mutter war außer sich vor Freude; denn sie dachte nicht daran, daß Klara und Klairant bei den Proben hinter den Kulissen jeden Augenblik, den sie nicht auf dem Theater seyn mußten, noch ein andres Schauspiel, ohne Zuschauer, aufgeführt haben könnten. Da standen Beide hinter den Kulissen, mit den Rollen des Stükes in der Hand, aber nur mit den Rollen ihrer Herzen beschäftigt, in den allerzärt-

lichsten Gesprächen, und mit Thränen in den Augen. Hannchen lauschte an der Treppe, die auf das Theater führte, und zog, wenn etwa die Vicomtesse einmal kam, die Gloke, durch welche das Zeichen zum Niederlassen der Gardine gegeben wurde. Dann gieng Klara geschwind auf die andere Seite der Kulissen, und studierte eifrig in ihrer Rolle. Die Mutter fand Beide nie allein beisammen; sie glaubte nun, daß alles Vorige vergessen wäre, und war darüber gänzlich beruhigt. Gerade eben das, wodurch sie hätte aufmerksam werden sollen, machte sie sicher. Sie lächelte zufrieden, wenn sie sah, daß Klara mit brennenden Augen in ihrer Rolle las, und Klairant mit zitternden Händen die Lichter schneuzte.

Bei der wirklichen Aufführung des Schauspiels war Klairant in so starker, leidenschaftlicher Empfindung, und spielte seine Rolle so wahr, so gut, daß er nächst Klaren den meisten Beifall erhielt. Schade, sagte man, daß der junge Mensch mit der edlen Figur, den flammenden Augen, den glühenden Wangen und dem schönen Organ, nicht eine größere Rolle hatte. Klara hörte diese Lobsprüche auf ihren Geliebten mit geheimer, entzükender Freude. Es kostete ihr jezt wenige Mühe, ihm größere Rollen zu verschaffen. Er spielte immer gleich vortrefflich, und sein Beifall stieg mit jedem Stüke,

das gegeben wurde. Endlich sollte er den Titus, und Klara die Tullia, dessen Geliebte, in dem Brutus von Voltaire spielen. Die arme Mutter wußte nicht, was sie zu thun hätte, weil sie wohl fühlte, daß hier Gefahr für Klaren wäre. Aber konnte sie sich den Triumph versagen, ihre Tochter beklatschen zu hören? Sie gab es stillschweigend zu, weil sie nicht Kraft genug hatte, die mütterliche Eitelkeit zu unterdrüken. Bei der ersten Probe war sie gegenwärtig, und zitterte, als Klara so leidenschaftlich deklamirte und spielte. O, Madame, sagte ein Officier, der mit zusah, vor Entzüken ganz außer sich: welch eine glükliche Mutter sind Sie! So etwas Vortreffliches hab' ich nie gesehen! — Der guten, aber schwachen Mutter, schlug das Herz jezt doppelt stark, und die ahnende Sorge wich nun der stolzen Freude. Da stand ihre Tochter, Klara, als Tullia, mit ihrer Vertrauten allein auf dem Theater. Ihr Busen flog; sie hob die Augen und Hände gen Himmel, und es brachen Thränen aus ihren feurigen Augen. Jeder im Saale hatte seine Blike auf sie geheftet, und niemand wagte es Athem zu holen. Klara blieb lange in dieser schönen Stellung stehen. Dann sagte sie mit ihrer lieblichen, sanften Stimme:

Ciel! que je dois d'encens à ta bonté propice!

Mes pleurs t'ont désarmé: tout change, et ta justice,
Aux feux dont j'ai rougi rendant leur pureté,
En les récompensant, les met en liberté *).

Heiße Thränen strömten über ihre Wangen, als sie diese vier Verse so bebend, so eindringend, so fromm und so fröhlich sagte. Jedes Herz wurde erschüttert; selbst die Mutter vergoß eine Thräne. — Nun wendete Klara sich an ihre Vertraute, die ihren Geliebten holen sollte, schloß sie mit Heftigkeit in ihre Arme, und schluchzte an ihrer Brust. Die arme Vertraute, die so etwas gar nicht erwartet hatte, gerieth bei Klarens Spiel in nicht geringe Verlegenheit, und ihre Bewegungen wurden ziemlich hölzern. Klara sagte leise, sehr leise:

Va le chercher, va', cours!... Dieux, il m'évite encore!
Faut-il qu'il soit heureux, hélas! et qu'il l'ignore **)?

*) O, ich danke euch, gütige Götter! Meine Thränen haben euch gerührt. Ich darf nicht mehr vor meiner Liebe erröthen; sie ist heilig, ich darf sie frei bekennen.

**) Eile, such' ihn, flieg! O Götter! noch immer vermeidet er mich? Soll er glüklich seyn, und, ach! es nicht wissen?

Die Blike, mit denen sie den lezten Vers begleitete, waren so voll entzükter Fröhlichkeit, daß selbst die argloseste Seele hätte glauben müssen, so könne allein die Natur spielen lehren. Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, und bereuete ihre Einwilligung; beinahe wäre sie auf das Theater gesprungen, und hätte der Probe ein Ende gemacht.

Endlich trat Klairant selbst auf. Er näherte sich mit zitternden Schritten der reizenden Geliebten, die ihm mit einem Blike voll reiner, freundlicher Zärtlichkeit entgegen sah, öffnete die Lippen, und verschloß sie wieder. Beide bewegten nicht eine Hand; aber dennoch drangen ihre Worte in die Herzen, und entlokten den Augen aller Zuschauer Thränen. Endlich sagte Klairant:

— je suis des mortels le plus infortuné *)!

und mit einer Stimme, mit einem so rührenden Tone, daß jeder zitterte. Nun schwieg er. Der Souffleur sagte erst leise, dann lauter, und immer lauter, vor; aber Klairant hörte nichts, und bedekte mit der Hand das Auge, das voll Thränen hieng. Klara, der sein Ton durch die Seele gegangen war, sank auf seine Schulter, und ihre Thränen vermischten sich mit den seinigen. Es entstand eine lange Pause. Dem

*) Ich bin der unglüklichste aller Menschen.

Souffleur brach der Angstschweiß aus; die Zuschauer aber bemerkten nicht, daß der Dichter die Pause nicht vorgeschrieben hätte; sie glaubten die schönsten Verse zu hören, und hörten nichts als Seufzer der Liebe.

Klara besann sich zuerst, und der Dialog hob wieder an. Die Empfindung der beiden Liebenden stieg aufs höchste. Als Klairant zu den beiden Versen kam:

Je sais ce qu'est un père, et ses droit absolus;
Je sais... que je vous aime... et ne me connais plus *);

fiel der Gedanke an sein eignes Schikſal und die Wahrheit dieſer beiden Verſe gewaltig auf ſein Herz. Er ſagte die lezten Worte mit wild rollenden Augen, mit einer heimlich drohenden Stimme. Klara ſchwieg, und blikte ängſtlich zitternd umher. Der Souffleur ſchrie aus Leibeskräften, ohne daß ſie ihn hörte. Hannchen hatte ſchon mit halbem Zittern zugeſehen; jezt ſprang ſie herbei, und ſagte zu Klaren: da kommen Sie doch immer heraus, gnädiges Fräulein! Leſen Sie das Uebrige nur! — Klara nahm nun ihre Rolle in die bebende Hand, und

*) Ich weiß, was ein Vater iſt, und kenne ſeine Rechte; aber ich weiß, daß ich dich liebe, und — kenne mich nicht mehr.

las so schlecht als möglich; zum Glük sprach man aber laut, und hörte nicht, wie sie las.

„Nein," dachte die Mutter, als die Probe zu Ende war: „so kann nur die Liebe reden; solche Blike kann nur die Liebe geben! Klairant darf die Rolle nicht behalten! Aber ... mit wem wird Klara so schön, so rührend spielen? mit wem die Thränen und das Lob der Zuschauer so einernten? Und was wird man denken, wenn ich dem besten Akteur die Rolle nehme, die Niemand so natürlich spielen kann!" So trieb die Mutter sich in Bedenklichkeiten umher. Während dessen wurden Klairant und Klara nicht müde ihre Scenen zu probiren, und endlich kam der Tag der Vorstellung. Die Mutter hatte noch immer keinen Entschluß gefaßt, und opferte das Schikſal ihrer Tochter — der Eitelkeit.

Nie sind der Titus und die Tullia mit mehr Wahrheit gespielt worden, als heute von Klairant und Klara. Die Mutter vergaß in dem fröhlichen Taumel über das allgemeine Händeklatschen, daß ihre Tochter nur allzu wahr spielte.

Bei den Liebenden war indeß durch die Proben dieses Trauerspiels eine Veränderung vorgegangen. Klairant sagte die schönen Verse, worin Titus aus Edelmuth, aus Tugend, die Hand der Geliebten ausschlägt, so oft und mit

solcher Innigkeit, daß sie endlich Eindruk auf sein Herz machten. Wohl hundertmal rief er auch zu Hause die beiden Verse aus:

O, Dieux, percez ce coeur de sa honte alarmé,
Qui serait vertueux, s'il n'avait point aimé *).

Seine Miene wurde bei den Proben immer finsterer. Er recitirte alle Stellen, in denen er seiner Geliebten entsagte, mit stärkerem Nachdruk, und hörte die Versicherungen der Liebe von den Lippen seiner Klara nicht mehr, wie Anfangs, mit zärtlicher Heiterkeit. Jezt betrachtete er sie oft mit finstern Bliken, und schwieg; ja, er wendete sich von ihren Liebkosungen ab.

Mit Klären war es ganz anders; das Trauerspiel hatte eine ganz entgegengesezte Wirkung auf ihr Herz gethan: sie hielt es für eben so großmüthig, ihm treu zu bleiben, als er, sie zu verlassen. Es war nur ein Streit des Edelmuthes zwischen Beiden: sie brachte das Opfer; er schlug es aus, und gewann dadurch in ihren Augen noch mehr. Als sie seinen inneren Kampf bemerkte, verdoppelte sie ihre Zärtlichkeit gegen ihn. Sie hielt die schwache Eitelkeit ihrer Mutter für stillschweigende Billigung ihrer Leiden-

*) O Götter, vernichtet dieses schauervolle Herz, das tugendhaft seyn würde, wenn es nicht geliebt hätte.

schaft, und meinte, das Lob, das Klairant einernte, berechtige sie zu ihrer Liebe für ihn. Man lobt, dachte sie, meine Zärtlichkeit auf dem Theater; und warum nicht auch anderswo? .... Schon sein herrliches Spiel verdient mein Herz. O, mein Vater sollte ihn nur einmal in dieser Rolle sehen! Auch er müßte seinen Edelmuth bewundern! ... Ja, ich bin sein, und wenn er der ärmste Bauer wäre!

Klairant saß einmal in seiner jezigen Stimmung ganz allein auf dem Theater; denn, troz dem Entschlusse, Klaren zu verlassen, kam er immer einige Stunden früher, als die Probe angieng. Er stüzte den Kopf mit der Hand, und seine Bewegungen zeigten, daß er mit sich selber kämpfte. Klara war hinter ihm in den Kulissen, und beobachtete ihn. Auf einmal stand er auf, hob beide Arme, und rief mit einer sehr bewegten Stimme aus seiner Rolle:

Laissez-moi ma vertu, laissez-moi mes malheurs!

Je ne la verrai plus *)!

Klara trat hervor, stellte sich vor ihn, sah ihm ernst in das Auge, legte ihre Hand an sein Herz, und sagte aus ihrer Rolle sehr feierlich:

*) Laßt mir meine Tugend, und mein Elend! Nein, ich will sie nicht wiedersehen.

Tu es mon meurtrier, ou tu es mon époux *).

Beide erſchraken: ſie von der Bedeutung ihrer Worte; er vor dem Ernſte, mit dem ſie ſprach. Indeß — ſie hatte es nun einmal geſagt, und ihr wurde leicht. Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt, umarmte ihn ſtillſchweigend, gieng dann langſam vom Theater hinunter, und ließ ihn allein.

Jezt kamen ganz neue Ideen in ſeine Seele. Klara ſeine Gattin! Alle Bedenklichkeiten ſchwiegen bei dieſer freudigen Vorſtellung. Klara ſeine Gattin! Sein nur durch Verſe entſtandener Edelmuth ſcheiterte an dieſem Gedanken, und er taumelte vor Entzüken, als er Klaren wiederſah. Sie war jezt anders gegen ihn, als ſonſt; durch ein inniges Vertrauen, eine ruhige Zärtlichkeit, und ein Hingeben voll ſtiller Liebe, ließ ſie ihn ſchon im Voraus das Glük empfinden, das ſie ihm in jenem Verſe angekündigt hatte. Wirklich mußte ſie ſo ſeyn; denn die lezte Scheidewand ihrer Liebe war nun gefallen. Sie hatte ihm ſchon hundertmal geſagt: ich liebe dich; und doch war eine gewiſſe Zurükhaltung zwiſchen ihr und ihm geblieben. Jezt hatte ſie ihm ſo feierlich erklärt: „ich will deine Gattin ſeyn, oder du tödteſt mich;“ und ſie fühlte, daß nun ihr Schikſal unauflöslich an das ſeinige gebunden

*) Du biſt mein Mörder, oder du biſt mein Gatte.

war. Sie fand sich erleichtert, und die Vertraulichkeit, die sie Anfangs erkünstelte, wurde ihr sehr bald natürlich. Als der Brutus wirklich aufgeführt wurde, wiederholte sie den Vers noch einmal mit einem so feierlichen Nachdruk, daß Klairant zitterte. Er glaubte, alle Zuschauer müßten sein Verhältniß mit Klaren nun kennen, und sagte fast unhörbar:

Tu l'emportes enfin *)!

Nach der Scene suchte er sie auf, und fand sie im Ankleidezimmer. Beide sanken einander mit überfließender Zärtlichkeit in die Arme. „Du hast mir in Gegenwart meiner Mutter geschworen," sagte Klara. „Denke an deinen Schwur, Klairant! Du bist mein Mörder, oder mein Gemahl" — Mejne Gattin! mit diesen Worten sank er ihr zu Füßen. — Welche Kleinigkeiten bringen zuweilen zu Entschlüssen, die sonst in Jahren nicht reif würden! Klarens Eltern hätten noch immer die Liebe ihrer Tochter besiegen können; aber durch einen Zufall wurde diese Liebe Vertrauen, reine Freundschaft, und hatte nun den Charakter, der allein sie unüberwindlich machte.

Von diesem Tage an führten die beiden Liebenden ganz andre Gespräche. Es war, als ob die Gewißheit einander zu besizen (die hatten

*) Du siegst endlich.

ihre Herzen sich gegeben) sie umgeschaffen hätte. Anfangs sprachen sie von den Mitteln, ihre Wünsche zu erreichen. Sie fanden nur Eins; doch dies Eine war ihnen hinlänglich und sicher. „Wir sind alle Tage beisammen," sagte Klara; „was fehlt uns? Mit jedem Tage wächst unsre Liebe, und wir sind glüklich. Meine Mutter billigt schweigend die Verbindung unsrer Herzen; und was vermag nicht eine Frau über ihren Mann! Denke, wenn ich dich bäte ..." — Sie erröthete. — „Und gesezt," fuhr sie fort, „mein Vater wäre unerbittlich: nun denn! lieber Klairant, so verließe ich mein väterliches Haus; du nähmst dein Vermögen, und irgend ein Winkel in Frankreich würde uns ja alles geben, was wir brauchen: eine Hütte, ein schattiges Wäldchen, einen Garten, den wir gemeinschaftlich baueten." So dachte die unerfahrne Klara wirklich: ja, es gab Augenblike, wo sie wünschte, ihr Vater möchte unerbittlich seyn, damit sie den zweiten Plan ausführen könnte. Klairant schüttelte den Kopf, und sagte seufzend: ach, Klara, du phantasierst so schön, daß es mir wehe thut, deine Träume zu zerstören. Du kennst das Landleben nur aus Schäfer-Romanen und Idyllen!

„Ich? wo lebe ich denn seit vielen Jahren? Ich bin ja von Jugend auf ein Landmädchen gewesen."

Und kennst vom Lande nichts als die Maitänze, das Erntefest und die Weinlese! Du weißt nicht, gute Klara, mit welchen Leiden diese Augenblike der Freude erkauft werden.“ Nun fieng Klairant an, ihr das Leben, von dem sie so viel hoffte, mit wahren Farben zu mahlen; aber, wenn Klara ihm nichts weiter zu antworten hatte, so legte sie ihren Arm um seine Schultern, und sang mit zärtlichen Bliken, mit heller Stimme:

Nous souffrirons ensemble,
Et c'est ne point souffrir *);

und auf einen solchen Einwurf hat ein Herz voll Liebe nie etwas zu antworten gewußt. Kurz, Klara gewann jedesmal den Sieg, so wenig auch die Vernunft sie unterstüzte. Klairant mußte ihr versprechen, mit ihr zu entfliehen, wenn ihr Vater unerbittlich wäre; und nun war der Hauptpunkt abgemacht. Die reizenden Bilder, die Klarens Phantasie und Liebe ihm täglich vormahlten, verdunkelten die seinigen; und er fand es jezt süß, sich mit ihr stundenlang von den Beschäftigungen ihres künftigen häuslichen Lebens zu unterhalten. Der leidenschaftlichen Klara war es doch nicht genug: sie wollte das Leben,

*) Wir weinen dann zusammen,
Und Freude wird der Schmerz.

das sie einst führen würde, schon jezt anfangen, und arbeitete daher im Garten, besuchte Bauerfamilien, und lernte das Elend in den Hütten kennen; doch dies nicht allein: sie wurde auch ein Schuzengel für die Unglüklichen in Pillon und Mangienne. Die Thränen der Dankbarkeit, die Ausdrüke ehrerbietiger Liebe, mit denen man sie in jeder Hütte empfieng, gaben ihrer Wohlthätigkeit neuen Reiz, und sie fand in ihrem jezigen Leben unendliche Freuden. Klairant, der ihr bei ihrer Wohlthätigkeit Hülfe leistete, machte jedesmal ausfindig, wie den Unglüklichen zu helfen sei. Beider Liebe nahm nun einen ehrwürdigen Charakter an: den Charakter der Tugend. Ihre Wohlthaten gaben ihnen Stoff zu ihren Unterredungen, und die Thränen der Freude über manchen geretteten Unglüklichen mischten sich in die Thränen ihrer Liebe. So flossen ihre Seelen in einander, und ihre Liebe wurde unüberwindlich.

Klarens Mutter sah mit großer Unruhe das Vertrauen zwischen Klairant und ihrer Tochter mit jedem Tage wachsen; allein sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie Veranlassung dazu gegeben hatte, und eben so wenig, daß Klairant ein sehr liebenswürdiger junger Mann war, der die Achtung jedes Menschen fordern konnte. Sie sprach mit Klaren über ihre Neigung zu Klairant; doch, wie es die Mütter gewöhnlich machen, nicht geradezu, sondern verstekt. Klara

wußte sich auszureden; und so gewöhnte die Mutter sich nach und nach an das vertraute Verhältniß zwischen Klairant und ihrer Tochter. Aufsehen konnte dieses eben nicht erregen; denn an dem Gesellschafts-Theater hatte Klairant einen Vorwand, täglich nach Pillon zu kommen. Die schwache Mutter wollte den Ruf ihrer Tochter noch mehr sichern, und verbreitete daher die Nachricht, daß Klairant ein Geistlicher werden würde. Klara widersprach dem Gerüchte eben so wenig, wie Klairant; und so fand man es ganz natürlich, daß ein junger Geistlicher mit ihr in einer Laube, oder im Schatten der Allee saß, und ihr vorlas oder sich vorlesen lies. Man hielt ihn gleichsam für Klarens Lehrer, und er wurde das wirklich.

Der junge du Plessis, bei dem Entfernung und Trennung die Liebe zu dem Freunde seiner Jugend nicht vermindert hatten, kam jezt einmal wieder nach Pillon. Schon nach einigen Tagen bemerkte er das Verhältniß der beiden Liebenden, und versuchte es, Klaren die Thorheit ihrer Leidenschaft begreiflich zu machen; aber sie fiel ihm um den Hals, und versicherte ihn unter heißen Thränen, daß diese Liebe schlechterdings zu ihrem Glüke nothwendig sei. „Glaube mir, Bruder," sagte sie mit einer Festigkeit, mit einer Ruhe, die ihn in Erstaunen sezte — „glaube mir, ich liebe Klairant, und keine mensch-

liche Gewalt ist im Stande mich von ihm zu trennen. Man kann mich arm, man kann mich unglüklich machen; aber weiter auch nichts. Mich von ihm zu trennen, ist unmöglich. Ich bin fest entschlossen, Klairants Frau zu werden: ob in diesem Kleide, oder in dem Kleide einer Bettlerin; gleichviel! ob hier im Hause, oder in einer Hütte; gleichviel!"

Sie sprach in einem so entschlossenen und festen Tone, daß ihr Bruder nichts weiter sagen mochte. Er gab ihr nur den Rath, vorsichtig zu seyn, und sezte mit einem zärtlichen Händedruke hinzu: wenn ich einst etwas habe, gute Schwester, so soll es dir nicht an einem Obdache fehlen. Klarens Hoffnung stieg. Sie erzählte ihrem Klairant diese Unterredung; und er entdekte nun dem jungen du Plessis seine Liebe. Dieser umarmte ihn schweigend, und sagte leise: mein geliebter Bruder!

Indeß wurde die Versammlung der Notabeln in Paris aufgehoben, und der Vicomte kehrte nach Pillon zurük. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die beiden Liebenden. Klara gieng ihrem Vater zitternd entgegen, und stand, wie eine Verbrecherin bebend vor ihm. So oft er die Lippen öffnete, glaubte sie, daß er sich nach ihrem Umgange mit Klairant erkundigen würde; er fragte aber nicht, und fuhr schon nach einer Stunde zu seinem alten Freunde, dem

Prior, um mit ihm zu plaudern. Klairant erschrak, als er den Vicomte erblikte; allein dieser schien über die Politik alles Andre vergessen zu haben. Er erzählte dem Prior die Verhandlungen der Notabeln. Zwar fand er das Bestreben des dritten Standes, sich doppelte Repräsentation zu verschaffen, ungerecht und bestrafenswerth; aber er vergab demselben, in der Ueberzeugung, daß er das physiokratische System einführen würde.

Der alte Prior hatte während der Zeit, da der Vicomte in Paris für dieses System stritt, seine Meinung geändert. Er war in der Versammlung der Geistlichen zu Verdün ein heftiger Feind dieses Systems geworden, weil er glaubte, daß es auf das Verderben des geistlichen Standes abzwekte. Die beiden Alten geriethen darüber in einen lebhaften Streit. Der Prior ließ sich durch Klairant eins von den gegen das System geschriebenen fliegenden Blättern holen; Klairant brachte es, und sagte sehr bescheiden: die Gründe gegen das System sind aber bloß scheinbar. (Die allgemeine Krankheit dieser Zeit hatte auch Klairant nicht verschont; er war so gut ein Politiker, wie der Vicomte und der Prior, und vielleicht ein besserer, als sie Beide, weil er kein Vorurtheil hegte.) „Scheinbar! recht, mein Sohn!“ rief der Vicomte hizig; „weiter sind sie nichts!“ So wurde Klai-

kant mit in die Streitigkeit hineingezogen, und er vertheidigte nun das System mit einem Feuer, welches ihm mehr sein Herz, als sein Kopf gab; denn die Liebe hatte eben so vielen Antheil an seiner Meinung, als die Politik. Er sprach für die Erleichterung des Bauernstandes, weil Klara eine Bäuerin werden wollte; und er sprach mit einem solchen Feuer, mit einer so hinreißenden Beredtsamkeit, daß der Vicomte aufsprang und ihm die Hand drükte. Der Prior wurde überschrieen, und der Vicomte, der nicht so geläufig reden konnte, als er, trug mit Klairants Hülfe den Sieg davon.

„Der Klairant," sagte der Vicomte, als er wieder zu Hause war (Klara zitterte vor Angst) — „der Klairant ist ein sehr verständiger Bursche geworden. Habt Acht, aus dem wird noch etwas!" — Klarens Brust wurde leicht bei diesen Worten; sie glaubte schon auf die Einwilligung ihres Vaters rechnen zu können.

Am folgenden Tage kam der Prior, und, auf des Vicomte Verlangen, auch Klairant. Man las die Zeitungen, stritt, machte Plane, und schimpfte. Klairant nahm sich aber wohl in Acht, seine übrigen politischen Meinungen zu äußern; denn der Vicomte würde nicht wenig betroffen gewesen seyn, wenn er einen Anhänger seines Systems solche Folgerungen aus demselben hätte ziehen hören, wie Klairant gewöhn-

lich daraus zog. Klairant wurde nun in Pillon Vorleser der politischen Blätter, und so nach und nach der Liebling des Vicomte. Dieser vergaß über das Interesse des Vaterlandes sein Haus und seine Tochter. Er dachte kaum noch daran, daß Klairant seine Klara beinahe verführt hatte; und fiel es ihm ja einmal ein, so war der Mutter und der Tochter gleichviel daran gelegen, irgend eine politische Idee in seinem Kopfe zu weken, über die er jene Erinnerung bald wieder vergessen mußte.

Die beiden Liebenden konnten zwar, wenn der Vicomte ein Paket politischer Broschüren aus Paris erhalten hatte, stundenlang ungestört mit einander sprechen; aber dennoch waren sie sehr behutsam. Daran, daß der Vicomte ihnen jemals seine Einwilligung zu ihrer Liebe geben würde, durften sie gar nicht denken; denn bei jeder Nachricht von einem neuen Angriffe gegen die Rechte des Adels gerieth er beinahe in Wuth, und immer behauptete er: der Adel müsse jezt fester als jemals zusammenhalten, um den kühnen, ungerechten Schritten der Bürger mit desto größerm Nachdruk die Spize bieten zu können. Indeß, er war doch wenigstens beschäftigt, und bemerkte nicht, was um ihm her vorgieng.

Von der allgemeinen Sucht, über Staatskunst zu reden, blieb sogar auch Klara nicht frei; sie träumte sich eine neue Verfassung, die sich na-

türlicher Weise mit ihrer Liebe zu Klairant ver-tragen mußte. So machte jedes wichtige Ereig-niß in Paris auf diese Familie die verschieden-sten Eindrüke. Bei der Nachricht von der Ein-nahme der Bastille war der Vicomte außer sich, und schalt auf die Unthätigkeit des Hofes. Klara zitterte bei dem Gedanken an die dabei vorge-fallenen grausamen Scenen, dankte aber dem Him-mel, daß die Bastille nun einmal zerstört war, weil sie daraus Glük für ihre Liebe ahnete. Klairant tanzte vor Freude, und rief: so wer-den noch alle die Mauern fallen, welche die Ty-rannei erbauet hat; auch die Scheidewand, die dich von mir trennt, meine Klara! Der Prior berechnete seufzend die Anzahl der Gebliebenen und der auf diese Art zerrissenen oder vereitelten Ehen; und Klarens Mutter betrachtete mit einer Art von Freude den neuen Kopfputz à la ba-stille.

Nach dem vierzehnten Julius folgten die größ-ten Begebenheiten mit reißender Schnelligkeit auf einander, und die stille, geheime Liebe un-seres Paares blieb völlig unbemerkt, oder unbe-achtet. Der Adel in der umliegenden Gegend kam oft zusammen, las mit einander, dispu-tirte, schrie, und schimpfte. Man fand die Schritte der National-Versammlung abscheulich: darin stimmten der Vicomte, seine Gesellschaft, und der Prior mit seinen Mönchen in Chatillon über-ein. Die beiden Liebenden und der junge du Ples-

sis hingegen bildeten eine heimliche Oppositionsparthei. Klara! rief Klairant, und hielt das Blatt mit der Erklärung der Menschenrechte in der zitternden Hand —: Klara, wir werden glüklich seyn! Sieh, höre, lies! Die National-Versammlung hat dekretirt, daß jeder Mensch berechtigt ist, über sich und seine Hand zu gebieten. Du bist frei, Klara. Oeffentlich, unter dem Schuze der Nation und des Königs, kannst du mir deine Hand geben, und niemand darf dich daran hindern. — Klara hörte, las; und man kann leicht denken, daß sie mit ganzer Seele für die Versammlung war, welche ihre Liebe in Schuz nahm.

Der politische Klubb in Pillon wurde immer regelmäßiger und größer, und er feierte jedes große Ereigniß in Paris. Der Vicomte ließ auch den Prior einladen; denn anders kam dieser nicht mehr, da er in seiner Denkungsart jezt sehr weit von jenem abwich. Endlich hatte der Vicomte den Triumph, daß die Güter der Geistlichkeit für das Eigenthum der Nation erklärt wurden. Er lief freudig in seinem Schlosse umher, las seiner Familie, ja selbst den Domestiken, das Dekret vor, und schikte Boten zu dem benachbarten Adel, zu dem Prior, um sie zu einem Freudenfeste in Pillon einzuladen, bei welchem das Schloß und der Garten illuminirt wurden. Das Fest war sehr lärmend; nur Klairant

und Klara, um die sich heute niemand bekümmerte, genossen des Tages, der ihnen ein Fest der Liebe wurde.

In Chatillon war man aber eben so traurig, als in Pillon fröhlich. Der Prior hatte zwar die Einladung des Vicomte nicht ausgeschlagen, sich aber nur eine Stunde bei ihm aufgehalten. Er tröstete sich indeß mit der Hoffnung, daß endlich die National-Versammlung auch seinen Lieblingswunsch, die Aufhebung des Cölibats, dekretiren würde. Seine Hoffnung blieb nicht unerfüllt; bald kam es auch zu Debatten über die Priesterehe, und nun wurde es in Chatillon eben so laut, wie vorher in Pillon. Gestern ließ der Vicomte sein Schloß illuminiren; heute der Prior die Abtei. Die jungen Mönche hiengen mit ganzem Herzen an dem System ihres Priors; sie erstaunten nur darüber, daß er, troz den feurigsten Reden für seine Meinung, dennoch sehr dagegen war, als einer von ihnen sein Auge auf ein hübsches Bauermädchen in Pillon warf, und nun sogleich heurathen wollte. „Nein!“ sagte der Prior; „laßt uns der Welt zeigen, daß unsre Freud nicht Sinnlichkeit, nicht Begierde ist. Wir wollen das Dekret ehren, weil es den Stempel der Vernunft und der Natur trägt; aber laßt uns unverheurathet bleiben, damit wir uns selbst ehren können.“ Die jungen Mönche fanden diese Folgerungen sehr inkonsequent; in-

deß liebten sie ihren guten Prior zu herzlich, um seinen Wünschen entgegen zu handeln.

Jezt kam das Dekret über die Besteurung des Adels. Der Vicomte schalt, sein Klubb ließ die Köpfe hängen, die Musik hörte auf, die Illuminationen waren zu Ende, und nur die Landleute feierten in ihren Hütten ganz heimlich kleine Feste. Schlag auf Schlag! Die Geistlichen verloren den Zehnten, und Chatillon war in tiefer Trauer. Je stiller aber das Schloß und die Abtei wurden, desto lauter, desto froher waren die Hütten der Landleute; und die beiden Liebenden verschmäheten keins von diesen Festen. Klara schlich sich in die Hütte, woher die Freude erscholl; denn dort fand sie ihren Klairant mitten unter wahrhaft frohen Menschen.

Endlich erschien auch das Fest der beiden Liebenden; der Adel wurde aufgehoben. Klairant bekam das Dekret noch Abends spät, las es mit glühendem Gesichte, mit flammenden Augen, und eilte in bestürzter Freude nach Pillon. „Klara!“ rief er, sobald er seine Geliebte sah: „wir sind glüklich! Du bist mein! ich bin dir gleich! Danke Gott! du hast aufgehört mehr zu seyn, als ein Mensch. Ich bin, was du bist.“ — Klara verstand ihn nicht; doch als er ihr eilig vorlas, sank sie vor überwallender Freude in seine Arme. „Endlich! Gott sei Dank!“ rief sie; „endlich bin ich dein!“ Beide schlangen ihre Arme um

einander, und blieben lange so stehen. „O," sagte Klara dann: „mein Vater und der Prior haben ihre Feste gefeiert, unsre Dörfer sind fröhlich gewesen; auch wir wollen nun ein Fest feiern: das Fest unsrer beschüzten Liebe. Morgen Abend, Klairant! in der Weinlaube hinten im Park!" Sie giegen mit Thränen der Freude aus einander.

Klara sammelte die Ueberreste von der Illumination ihres Vaters, trug heimlich mit Hannchen Rosiere, die ihr helfen mußte, Lichter und Lampen in die Laube, befestigte sie rund umher, und hängte Blumenketten auf. Hinten brannte Klairants Name in Lampen; und am Eingange hieng ein Papier mit den Worten: „Nicht mehr Klara du Plessis; nur Klara, Klairants Geliebte." Einen kleinen Tisch mit Gebakenem und einer Flasche Wein ließ Klara in die Eke stellen, und ihre Harfe lehnte sie an die Rasenbank. Sie stand, um den Geliebten zu erwarten, an der Laube, und sah die Allee hinunter, woher er kommen mußte. Sobald sie ihn erblikte, nahm sie die Harfe, und sang:

Echo, voix errante,
Légère habitante
De ce beau séjour,
Echo, monument de l'amour,

Parle de ma faiblesse au Héros qui m'enchante,
Favoris du printems, de l'amour et des airs,
Oiseaux, dont j'entends les concerts,
Chers confidens de ma tendresse extrême!
Doux ramages des oiseaux,
Voix fidèle des échos,
Répetez à jamais: je l'aime.

Klairant stürzte in die Laube, Klaren zu Füssen, und hielt in sprachlosem Entzüken lange ihre Knie umfaßt. Als er wieder ein wenig ruhiger wurde, konnte er nicht aufhören, die kleinen Anstalten, die sie getroffen hatte, zu bewundern und ihr mit Zärtlichkeit dafür zu danken. Seine Freude war ohne Maß; solche Augenblike hatte er noch nicht gelebt. Klara theilte jedes Stükchen Gebakenes, jedes Glas Wein mit ihm. Jezt umarmte sie ihn; dann sang sie ein süßes Lied. Keins von allen Festen war mit solcher reinen Freude gefeiert worden, wie dieses in der Laube; aber keines wurde auch so fürchterlich gestört.

Bisher hatte der Vicomte seinem Unmuthe über die Dekrete der National-Versammlung noch immer durch Schelten Luft gemacht; die Abschaffung des Adels erregte aber seinen Zorn im höchsten Grade. Er las das Dekret schweigend, mit finstern Bliken, legte die Stirn in die

Hand, und blieb nachdenkend, in tiefen Sorgen für die Zukunft, sizen. Sonst verwendete er die Abende gewöhnlich zum Lesen auf seinem Zimmer, und war darin so vertieft, daß nichts ihn störte, und daß Klara dann vor ihm ganz sicher seyn konnte. Heute aber gieng er, mit übereinander geschlagenen Armen und mit gerunzelter Stirn, in seinem Zimmer auf und nieder. Anstatt zu lesen, sann er auf Mittel, wie dieser Schlag von dem Adel abzuwenden wäre. Ueberall bemerkte er Schwierigkeiten; immer sah er den Adel entweder gegen sich selbst verschworen, oder ohne Kraft sich zu vereinigen. Die Fragen seiner Gattin, was ihm fehle, und selbst das Licht im Zimmer störten ihn in seinem Nachdenken; er gieng daher in den Garten hinunter, und kam, tief träumend, in dessen dunklere Gegend. Auf einmal erblikte er von fern ein helles Licht, Klarens Illumination. Was ist das, fragte er sich selbst, und gieng näher. Die beiden Liebenden hörten ihn nicht kommen; denn sie saßen in der zärtlichsten Umarmung, ganz in einander verloren, und hatten für nichts um sich her noch Sinne.

Der Vicomte erkannte seine Tochter und Klairant schon in einiger Entfernung; und als er näher kam, bemerkte er auch das Papier mit der Inschrift. Nein, rief er, vor Scham und Zorn beinahe erstikend; nein! das ist nicht Klara du Plessis! Er faßte das Papier mit der größ-

ten Heftigkeit, und zerriß es. Dann wollte er Klaren ergreifen, die erschroken hinter den kleinen Tisch getreten war; aber Klairant stellte sich vor sie, und sagte, ziemlich kaltblütig: Herr Vizomte, Klara ist mein. Nach den Gesezen der Natur war sie es schon längst: und jezt ist sie es auch nach dem Befehle meiner Nation!

„Elender!“ rief der Vicomte mit einer Stimme, welche der Zorn halb erstikte, und wollte Klairant ergreifen. In diesem Augenblike lief Klara zu der Laube hinaus, und Klairant stürzte ihr nach. „Ihr seid des Todes!“ rief der Vicomte. Sie eilten die Allee hinunter zu der hintern Thür des Gartens, fanden sie glüklicher Weise offen, und blieben nicht eher stehen, als bis sie in freiem Felde waren. „Wohin soll ich, Klairant? wohin?“ fragte Klara nun zitternd, und sank weinend auf seine Schulter. Er umfaßte sie, und wollte sie beruhigen, wußte aber selbst nicht, was er zu thun hätte.

Jezt hörten sie die Stimme des Vicomte, der seine Bedienten rief. Nun faßte Klara die Hand ihres Geliebten, und eilte mit ihm über das Feld, den Weg nach Chatillon zu, bis an die Chaussee. Hier blieben sie stehen. Nach einem kurzen Besinnen sagte Klairant: zu meinem Oheim! — Und nun liefen sie wieder die Pappelallee hinunter, in den Klosterhof, und die Treppe hinauf. Noch immer in großer Angst, öffneten sie schnell

das Zimmer des Priors, der an seinem Schreibtische saß, und traten zitternd hinein. Klairant erzählte, doch so unordentlich, so abgebrochen, daß der Prior viele Fragen dazwischen thun mußte, ehe er den Zusammenhang erfahren konnte. „Aber, was wollt ihr nun bei mir?“ fragte der gute Prior, und schüttelte den Kopf.

Lieber Oheim, Sie müssen meine Klara in Ihren Schuz nehmen.

„Klairant, kann ich dem Vater seine Tochter vorenthalten?“

Der Vater hat kein Recht über das Herz und die Hand seiner Tochter.

„Mein Sohn, mein Sohn! Du hättest bedenken sollen... Die Ungleichheit des Standes...“

Der Adel ist abgeschafft. Wir haben den Schuz der National-Versammlung. Sie...

... „ist von Sinnen, ist rasend. Hat sie nicht auch den Zehnten aufgehoben, der doch von Gott selbst den Priestern bestimmt ist?“ Der Prior fieng an die Rechtmäßigkeit des Zehnten zu beweisen, und zwar mit so geläufiger Zunge und mit solchem Eifer, daß es unmöglich war, ihn zu unterbrechen. Klara sah furchtsam auf die Thür, und Klairant stampfte vor Ungeduld den Boden. Aber ehe noch der Prior seinen Beweis geendigt hatte, flog die Thür auf, und der

Vicomte trat mit allen seinen Bedienten herein. Klara verbarg sich hinter dem Prior, und umfaßte ihn weinend mit beiden Armen; Klairant stand unentschlossen und verlegen da. Der Vicomte forderte mit Heftigkeit seine Tochter, und drohete, Gewalt zu gebrauchen. Der Prior blieb ruhig, und es gelang ihm, sich bei dem erzürnten Vater Gehör zu verschaffen. Es kam endlich zu Unterhandlungen, in denen ausgemacht wurde, daß der Vicomte seine Tochter wieder haben, allein ihr auch seine gänzliche Verzeihung versprechen sollte. Der gute Prior machte einen Versuch, zum Besten seines Vetters zu reden; aber der Vicomte wies ihn mit Unwillen und Verachtung zurük. Als Klairant, dem die Liebe seinen Muth bald wieder gegeben hatte, ihn dreist an die Abschaffung des Adels und an die Einschränkung der väterlichen Gewalt erinnerte, schwor er mit neuer Heftigkeit: er wolle seine Tochter in ein Kloster steken. — Ach! sagte der Prior; auch die Klöster sind ja aufgehoben! — Auch die Klöster? rief Klairant: Gott sei Dank! — Auch die Klöster? rief der Vicomte: Gott sei Dank! Nun ist der Sieg unser! Was will der dritte Stand gegen unsre beiden Stände ausrichten, lieber Prior? Jezt müssen wir vereinigt seyn, und haben gewonnen! Ansehen und Geld sind auf unsrer Seite. — Und auf unsrer, Gerechtigkeit und Vernunft!“ sagte Klairant.

Der Vicomte zog, ohne ein Wort zu erwie-

dern, Klaren aus dem Zimmer, und in den Wagen, der in dem Klosterhofe hielt. Klairant hob beide Hände auf, und schwor, mit dem Gesicht eines Verzweifelnden: „und dennoch, bei allem, was mir heilig ist, soll sie die Meinige werden!“ Ganz außer sich, warf er seinem Oheim Schwäche vor, versicherte, daß er den Schuz der Gesezе fordern würde, und drohete mit der National-Versammlung. Der gute Prior kannte die stärkste aller Leidenschaften aus seinen Jünglingsjahren her, und verzieh ihm seine Heftigkeit.

Klairant machte an den nächstfolgenden Tagen tausend Versuche, Klaren zu sehen; aber sie mißglükten alle. Der Vicomte befürchtete, daß seine Tochter entfliehen könnte, und ließ sie nun fast nie aus den Augen. Sein Unwille über die Revolution wurde dabei immer größer. Er sah an Klairants entschlossenem Benehmen nur allzu bestimmt, wie ohnmächtig der Adel geworden war. Ehemals wäre es ihm so leicht gewesen, sich von dem dreisten Burschen zu befreien. Ein Billet an den nächsten Intendanten; und Klairant hätte für seine Verwegenheit in den Kolonien oder in einem Gefängniße gebüßt. Jezt aber trozte ein Pächtersſohn ihm ins Gesicht, drohete mit den Gesezen; und er, ein Vicomte, durfte es nicht einmal wagen, sich an dem elenden Menschen zu rächen! —

Aus Erbitterung behandelte er seine Unterthanen jezt mit großer Strenge, spottete der Freiheit, welche die neue Konstitution ihnen geben sollte, und wurde bei jedem neuen Dekrete nur stolzer und härter. Seine Bauern hatten ihn nie geliebt; aber jezt haßten und verabscheueten sie ihn. Sie widersezten sich ihm in Allem, selbst wenn er etwas zu ihrem Besten thun wollte. Das war seinem Stolze unerträglich. Er verfolgte, wenn er auch nur den mindesten Schein des Rechtes für sich hatte; ja, noch mehr, er bewog die übrigen Adelichen der Gegend zu gleicher Strenge.

Jezt waren die fürchterlichen Zeiten, da die Bauern sich ihrer Ketten entledigt fühlten, und sich in vielen Gegenden für die langen Bedrükungen der Adelichen rächten. Mit Freude hörten die Landleute in Mangienne und Pillon erzählen, daß man hier ein Schloß zerstört, und dort ein andres geplündert hatte. Rachbegierde und Habsucht gaben auch ihnen den Muth, bei der ersten Gelegenheit loszubrechen. Die Veranlassung kam bald, und in Mangienne wurde die Sturmgloke geläutet. Alle Bauern waren in einigen Augenbliken beisammen, erhizten einander durch Erzählungen von der Härte ihres Gutsherrn, und nahmen sich vor, sein Schloß in Pillon zu stürmen. Der Pächter in Mangienne gab dem Vicomte in einigen Zeilen Nachricht von der Absicht der Bauern. Der Vicomte

wurde bleich, als er den Zettel las, sprang vom Stuhle auf, lief an das Fenster, faßte dann auf einmal Klaren, die zitternd da saß, bei den Schultern, und rief mit einem fürchterlichen Tone: „heute ermordet man mich; und du, du mit deinem Klairant, bist Schuld daran. So weit hast du es gebracht!“ Klara sank mit einem lauten Schrei in ihres Vaters Arme, der sie vor Zittern kaum halten konnte. Ihre Mutter war schon halb todt, ehe sie noch wußte, wovon die Rede war. „Verschließt die Thüren!“ rief der Vicomte den Bedienten zu, die mit Schreken hereinstürzten. „Die Bauern aus Mangienne wollen uns ermorden! Spannt den Wagen an!“ Klara sank bleich in einen Stuhl; denn die schrekklichen Bilder brennender Schlösser und blutig ermordeter Adelichen standen lebendig vor ihrer Seele. Jezt schallte ein tollendes Geschrei aus dem Dorfe her, und todtenbleich stürzten die Bedienten aufs neue in das Zimmer. Klara und ihre Mutter rangen jammernd die Hände; der Vicomte schrie: „ist der Wagen angespannt?“ und die Bedienten liefen ängstlich, ohne Besinnung, durch einander. Das wüthende Schreien näherte sich, und man unterschied darin schon die Worte: „Angezündet! der Tyrann soll verbrennen! Es lebe die Nation! es lebe die Freiheit!“

„Meinen Wagen! meinen Wagen!“ rief der Vicomte, und bereuete jezt, doch zu spät, seine

Strenge. Er eilte mit seiner Tochter und seiner Frau durch die Hinterthüren in den Garten hinunter; aber es war kein Wagen da, und die Bedienten liefen, um sich zu retten, neben ihm weg, ohne auf ihn zu hören. Auch der Vicomte eilte mit seiner Familie die Allee hinunter; doch eben lief der lezte Bediente durch die Gartenthür, und schlug sie in der Angst hinter sich zu. Nun war der Vicomte eingesperrt, und stand verlassen, zitternd, todtenbleich, da. Er strekte die Arme nach den Bedienten aus, die in das Gebüsch liefen, und sah dann mit einer trostlosen Miene gen Himmel. Klara griff in das Gitter, und rief: „o, macht auf! um Gottes willen, macht auf!“ In diesem Augenblike kam Klairant, der noch von nichts wußte, und um den Garten her schlich, weil er seine Geliebte zu sehen hoffte. „Mach auf!“ rief Klara ihm zu; sie wollen uns ermorden!“

Klairant kletterte schnell an dem Gitter in die Höhe, und sprang herüber. Klara warf sich in seine Arme, und rief: „rette meinen Vater! rette uns alle!“ Jezt drangen die Bauern schon in den Garten. Klairant gieng ihnen entschlossen entgegen, und wurde mit einem allgemeinen Freudengeschrei empfangen. Sie ist seine Braut! rief man; des Tyrannen Tochter ist seine Braut! Klairant, wir wollen dich rächen; du bist beleidigt, wie wir. — „So hört mich!“ sagte Klai-

rant: „hört mich alle!“ Er hielt die andringenden Bauern auf, und sie blieben stehen. Klara verbarg sich hinter ihm, und der Vicomte lehnte sich ängstlich an das Gitter. Klairant führte Klaren einen Schritt vor, und rief: „seht, sie ist meine Geliebte, und eure Wohlthäterin! Fürchte dich nicht, Klara! Du hast ihnen nur Gutes gethan; sie werden dir nichts zu leide thun wollen. Nicht wahr, meine Freunde?... Es lebe die Nation, und meine Klara!“ Mit diesen Worten zog er seine Geliebte noch weiter hervor. — Die Nation und Klairants Braut! riefen die Bauern. — Zündet das Haus an! des Tyrannen Haus! schrieen jezt andere. — „Wie?“ rief Klairant; „dies Haus wollt ihr anzünden? das Haus meiner Geliebten?“

Nach und nach kamen nun auch Bauern aus Pillon und Chatillon, die der Lärm herbei gezogen hatte, und sammelten sich um Klairant her: Theils Jugendfreunde von ihm, Theils Menschen, denen er, der junge du Plessis und Klara Wohlthaten erzeigt hatten. „Nein!“ sagte er jezt: „brennen dürft ihr nicht. Es ist das Haus meiner Geliebten; und hier stehen Menschen, die edel genug sind, sie mit ihrem lezten Blutstropfen zu vertheidigen.“ Er sah mit funkelnden Augen, mit sichrem Zutrauen, rings um sich her auf seine Bekannten, und fragte: „nicht wahr, meine Freunde?“ Ohne auf Antwort

zu warten, fuhr er mit sehr entschlossener Stimme fort: „Aber ein Fest wollen wir feiern, unserer Freiheit, der Nation und meiner Geliebten zu Ehren. Holt die Mädchen aus Mangienne! Klara wird für Musik und Wein sorgen. Kommt! holt euch junge Mädchen! Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit! Musik, Mädchen und Wein!“ Jezt riefen schon viele Stimmen: „die Nation! Freiheit! Mädchen! Wein!“ Klairant faßte ein Paar von den erbittertsten an, und tanzte singend mit ihnen die Allee hinunter. Die Bauern aus Pillon und Chatillon tanzten hinter ihm her, und rissen die aus Mangienne mit sich fort. Mitleiden für Klaren, und Liebe zu Klairant hatte schon vorher die Wuth gemildert; und bald wirkte nun auch der Geist der Fröhlichkeit, dem kein Franzose widerstehen kann. Klairant brachte Alle glüklich auf die Wiese zwischen Pillon und Chatillon, während daß einige junge Leute schon hinliefen, Mädchen und Musik zu holen. Sobald alles beisammen war, eröffnete Klairant den Ball mit seiner Geliebten; doch tanzte er nur einige Touren. Klara war von Schreken und Angst ermattet, sezte sich mit ihm unter eine Weide, lehnte erst ihre Wange an seine Brust, und sah ihm dann mit einem stillen, dankbaren freundlichen Blik in das Auge. Ihre Zärtlichkeit war jezt inniger, als je. Sie hielt eine von Klairants Händen zwischen den ihrigen, und saß neben ihm mit dem Blike, mit welchem die from-

me Unschuld einen Heiligen betrachtet, von dem sie sich gerettet glaubt. Ihre Stimme, wenn sie mit ihm sprach, war schmeichelnd sanft, bewegt, und ihr Auge wurde fast nicht troken. Sie war ganz Liebe; doch die frömmste, heiligste: denn sie verehrte nun ihren Klairant als den Retter ihrer theuren Eltern.

Der Vicomte hatte ein edles Herz, und fühlte in der That, daß er Klairant sein Vermögen, und vielleicht sogar sein Leben, verdankte. Aber sein Stolz mischte in die wohlwollende Empfindung für seinen Retter doch viele Bitterkeit, und er dachte mit Unwillen daran, daß man seine Tochter für die Braut dieses gemeinen Menschen erklärt hatte. Als im Garten alles still geworden war, gieng er schweigend in sein Schloß, wo auch die Domestiken sich nach und nach wieder einfanden. Er befahl in einem kalten und strengen Tone, daß man Wein und Lebensmittel auf die Wiese bringen sollte, und stellte sich hinter die Gardinen eines Fensters, das nach der Wiese hinausgieng. Hier sah er, daß Klara mit Klairant tanzte, sich neben ihn unter die Weide sezte, und ihm vertraulich liebkoste. Das alles geschah hundert Schritte weit von ihm, und er durfte nicht einmal seinen Unwillen darüber äußern. Er fühlte diese Demüthigung, und seine Hände zogen sich krampfhaft zusammen, wenn er daran dachte, daß man ihn nur darum verschont hatte,

weil seine Tochter so glüklich war, Klairants Geliebte zu seyn.

Zwar ließ er der Klugheit, mit welcher der junge Mann die Wuth der Landleute besänftigt hatte, Gerechtigkeit widerfahren; auch empfand er das Edle in dessen Benehmen, ihm jezt kein Versprechen abzudringen: denn was hätte er in seiner schreklichen Lage verweigern können? Aber seine Tochter in Klairants Armen — dieser Anblik war ihm dennoch so unerträglich, daß er von dem Fenster zurüktrat, und sich in heftigem Unwillen auf einen Stuhl warf. Hier saß er, mit dem Gedanken an seine Erniedrigung beschäftigt, als Klairant das Zimmer öffnete, sich ihm bescheiden näherte, und in sehr behutsamen Ausdrükken zu verstehen gab, daß es gut seyn würde, wenn er jezt auf die Wiese käme, und sich mit seinen Bauern gänzlich wieder versöhnte. Der Vicomte antwortete nur mit einem halb freundlichen Blik und einem bejahenden Kopfneigen. Gegen Abend zeigte er sich denn auch wirklich in dem Kreise seiner Bauern. Im ersten Augenblike waren sie und er verlegen; indeß man that von beiden Seiten, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und die Fröhlichkeit wurde bald wieder hergestellt. Am schwersten fiel es dem Vicomte, daß er in Klairants und seiner Tochter Gesellschaft seyn und gleichsam stillschweigend seine Einwilligung zu ihrer Liebe geben mußte; er wartete deshalb mit Ungeduld

auf den Augenblik, da er schiklicher Weise mit Klaren die Wiese verlassen könnte.

Um sich seine Verlegenheit zu erleichtern, fieng er an, mit diesem und jenem zu sprechen. Als der Versuch recht gut gerieth, wollte er die Freundschaft seiner Bauern wenigstens sich selbst verdanken, um den verhaßten Klairant nicht allzu viel schuldig zu seyn. Er gieng von einem zum andern, scherzte mit den Mädchen, und trank, als er merkte, daß er einiges Zutrauen gewonnen hatte, den Aeltesten seiner Dörfer zu. Man sammelte sich mit vollen Gläsern um ihn her, und trank auf das Wohl der Nation, der Freiheit, des Königs, und la Fayettens. Auf einmal zog ein Bauer, der von Wein und Freude glühte, Klaren und Klairant in den fröhlichen Kreis, und rief, mit seinem Glase in der Hand: „das Wohl Klairants und seiner schönen Braut! und eine baldige Hochzeit!“ Alle Bauern hoben die Gläser hoch, und riefen: „Ja, Klairant und die Bürgerin Klara, seine schöne Braut!“ Klara schlug bestürzt die Augen nieder, und warf dann einen verstohlnen Blik auf ihren Vater. Er war roth geworden, und redete augenbliklich, als ob er nichts gehört hätte, einen neben ihm Stehenden an. Der Bauer, der die Gesundheit ausgebracht hatte, taumelte auf ihn zu, und sagte ihm, daß man auf das Wohl des Brautpaars tränke. Der Vicomte lächelte ge-

zwungen, und erwiederte: mein Freund, so etwas muß ein Vater erst überlegen.

„Ei was! überlegen! Sie haben Beide einander von Herzen lieb, sind Beide jung, Beide hübsch, Beide reich, Beide französische Bürger; und Zeit zum Ueberlegen haben Sie ja gehabt, Bürger, von dem Abend an, da Ihre Tochter mit Klairant nach Chatillon flüchtete! ... Auf das Wohl des jungen Brautpaars!“ rief er noch einmal, sehr bedeutend. Alle Andern riefen es nach, und umringten den Vicomte. Dieser zog die Stirn in Falten, und schlug sein Auge zu Boden, ohne etwas deutlich zu denken. In dem Augenblike drängte sich Klairant in den Kreis, und rief: „nein, nein! Ich liebe Klaren von ganzer Seele, und wollte für ihren Besiz tausendmal mein Leben geben; aber ich mag ihn nicht erzwingen. Wir sind jezt alle frei; und auch Herr du Plessis muß es seyn. Heute ist das Fest unsrer Freundschaft mit ihm, und das Fest der Freiheit. Ich will, hier auf der Wiese, mit euch noch ein andres feiern, sobald der Vater meiner Klara einsieht, daß meine Liebe seine Tochter glüklich machen kann! ... Hier, Herr Vicomte!“ — er führte Klaren zu ihm — „hier ist Ihre Tochter. Wenigstens sollen Sie sehen, daß ich nicht unedel bin!“ Bei diesen Worten rollten ihm Thränen über die Wangen.

Der Vicomte fühlte, troz allem seinem Stolze, den Edelmuth des Jünglings, und sagte stok

lend: „Klairant, ich ſehe ... meine Tochter als ein Geſchenk an, das du mir machſt. Du ... denkſt edel ... ich wünſchte ..., ich danke dir, Klairant. In der That, ich wünſche dich glüklich zu ſehen. Jezt aber, meine Freunde, muß ich nach Hauſe. Ich bin ein alter Mann; der heutige Tag hat mich zu ſehr angegriffen. Laßt mir Zeit! Ich hoffe, ihr ſollt Alle glüklich werden. Lebt wohl! Komm, liebe Tochter!“ — Klara reichte ihrem Geliebten die Hand, und ſah ihm mit einem heiter lächelnden, zärtlichen Blik ins Geſicht; dann verbeugte ſie ſich gegen die Bauern, und gieng, mit der fröhlichſten Hoffnung im Herzen.

Klairant ſah ihr traurig nach, und blieb noch einige Augenblike; doch bald verließ auch er die Wieſe, und die Bauern folgten ihm. „Es wird alles gut gehen, meine Freunde!“ ſagte er beim Abſchiede von ihnen, mit Thränen in den Augen; „wir werden alle glüklich ſeyn.“ Er fühlte ſehr beſtimmt, daß des Vicomte Herz erſchüttert ſeyn mußte, und ſagte, als er noch einmal alles überlegt hatte, vor Freude taumelnd: „o er wird mich mit dem theuerſten Geſchenke, mit Klarens Hand, überraſchen!“ Der gute Klairant kannte den Stolz auf Geburt nicht. Dieſer Stolz nimmt der Dankbarkeit, der Menſchlichkeit ihre natürliche Kraft, welche ſonſt jedes Herz bewegt; er nennt eine Wohlthat Pflicht, und die edelſte Großmuth Schuldigkeit.

Der Vicomte gieng schweigend mit Klaren nach Hause. Vor seinem Zimmer sagte er, als Klara seine Hand ergriff, eilig, doch sanft: gute Nacht, meine Tochter. Sie öffnete mit einer bittenden Miene ihre Lippen; aber er sagte noch einmal: gute Nacht, und ließ sie stehen.

Meine Tochter, eine du Plessis, die Frau eines Pächters! Dieser Gedanke, durch den sein Stolz so tief gekränkt wurde, beschäftigte ihn, sobald er allein war, unaufhörlich. Er überlegte, und sah immer deutlicher, daß es jezt schwer, wenn nicht unmöglich wäre, seine Tochter von der Verbindung mit Klairant zu retten. Die neuen Geseze und Verhältnisse, die heftige Leidenschaft und die Entschlossenheit der beiden Liebenden: alles war ihm entgegen. Er brachte die Nacht mit Ueberlegungen zu, wie er seine Tochter retten sollte. Endlich glaubte er, das rechte Mittel gefunden zu haben, und stand am folgenden Morgen ziemlich beruhigt auf.

Klairant blieb, noch immer in den schönen Träumen seiner Hoffnungen, diesen Tag zu Hause, weil er den Vicomte nicht übereilen, und seine Klara nur dessen ruhigem Entschlusse verdanken wollte. Am folgenden Morgen hörte er, als er wieder träumend in seinem Zimmer saß, draußen jemanden zu seiner Mutter sagen: diese Nacht sind sie abgereist, der Vicomte und seine ganze Familie. Sie haben auch viele Sachen mitgenommen.

Er sprang auf, lief nach Pillon, und stürzte in das Haus des Vicomte. „Ist es wahr?“ fragte er einen alten Domestiken; „sind sie weg?“ — Ja, in der vorigen Nacht. — „Und Klara?“ — Ist mit gereist. — „Wohin aber? wohin?“ — Ich glaube, nach Deutschland. Der Herr will Nachricht von sich geben.

Klairant blieb lange, wie vom Blize getroffen, stehen; endlich gieng er still, und in tiefem Gram, nach Hause. Es waren schon mehrere Tage verflossen, als er durch Hannchen folgendes Billet erhielt.

---

## I.

### Klara an Klairant.

Leb wohl, Klairant! mein geliebter Klairant! Ach, tausendmal hab' ich mit heißen Thränen in der unglüklichen Nacht, die uns trennte, dir Lebewohl zugerufen.

Ich kann dir jezt nur einige Worte schreiben. Wir haben hier, in Luxemburg auf meinen Bruder gehofft. Er ist gekommen, und hat mir versprochen, dir den Zettel zu-schiken. Wir gehen — Gott weiß, wohin. Schon zehn Briefe hatte ich angefangen; immer verlöschten meine Thränen die Buchstaben wieder. Schreib unter meinen

Bruders Adreſſe. Ich habe ihm alles erzählt von der unglüklichen Nacht; er ſtreichelte mir die Wangen, und ſagte: du biſt unſchuldig. Das ſagt auch meine Vernunft; doch, mein Herz wirft mir vor, daß ich dich verlaſſen habe. Ich hätte ſollen ſtandhafter ſeyn. Aber, mein geliebter Klairant, du kennſt mich. Ich kann nicht gut etwas abſchlagen, wenn man mich bittet: und wie wurde ich gebeten, mit zu reiſen! O, ſchreib mir ja, daß du mich für unſchuldig hältſt; ich bin es wirklich. — „Und wer weiß, wie lange unſre Abweſenheit dauert!“ ſagt mein Bruder. Auch ich möchte gern ſo ſagen; aber — mein Vater iſt ſo freundlich, ſo ſanft. Scheint es nicht, als ob er es dadurch wieder gut machen will, daß er mich von dir geriſſen hat? Mir treten immer Thränen in die Augen, wenn er mir die Hand drükt und mich ſeine liebſte Klara nennt. Ich ſollte Beſuche machen; denn jezt halten ſich hier viele, mit der Revolution unzufriedene Franzoſen auf. Es ſind ſehr unglükliche Menſchen darunter, ſagte mein Vater, als er dieſen Vormittag wieder nach Hauſe kam. „Ja wohl!“ dacht' ich. Das Herz wollte mir bei ſeinen Worten brechen; denn keiner von allen iſt doch ſo unglüklich, wie deine Klara. Ich bin nicht ausgegangen, und habe nur an dich gedacht — das Einzige, was ich jezt thun kann. Leb wohl, leb wohl! Schreib ja, und unter der Adreſſe meines Bruders. Die Briefe

werden uns von Luxenburg nachgeschikt. Leb wohl.

## II.

### Klara an Klairant.

Ach wie weit, mein Klairant, bin ich schon von dir entfernt! Ich frage jeden, den ich sehe: wie weit ist es von hier nach Longuion? Man sieht mir an, was ich zurükgelassen habe, und sagt mitleidig; nur wenige Stunden. O, wenn wir nur nicht über Flüsse gehen müßten! denn jeder Fluß, über den wir kommen, scheint mir ein Abgrund zu seyn, der mich auf ewig von dir trennt. Mein Bruder versichert, wir würden bald zurükkehren. Ach! ich kann es nicht glauben. Mein Vater ist nie in seinem Leben so gütig, so freundlich gegen mich gewesen, als jezt; er spricht zuweilen von dir, und neulich nannte er dich einen guten, edlen jungen Mann. Würde er das thun, wenn ich jemals wieder zu dir zurükkehren sollte? Er weiß, wie sehr ich dich liebe. Würde er dich loben, wenn er nicht gewiß glaubte, daß ich dich nie wiedersehen werde? Meine Mutter zukt die Achseln, wenn ich sie frage.

„Zerstreue dich, Klara!“ sagt mein Bruder, wenn er mich seufzen sieht. Zerstreuen? womit

denn? Alles in der Welt erinnert mich ja an dich. Als wir über die Moſel fuhren, fiel mir ein, daß Mez an dieſem Fluſſe liegt. Und nun ſah ich dich, wie du ſo blaß wurdeſt, als du mich erblikteſt; wie du in dem Saale des Gouverneurs deine Stirn auf den Stuhl lehnteſt. Ach, ich hatte dich damals vergeſſen, mein guter Klairant; und du warſt mir ſo treu! Aber, Klairant, jezt bin ich ſo bleich, wie du damals. O wenn du jezt ſo hereinträteſt — du würdeſt es deiner Klara bald anſehen, daß ſie dich liebt.

Wir ſind ſeit einigen Tagen in Trier. Wenn ich es auch einen Augenblik vergeſſen könnte, daß du nicht bei mir biſt, ſo würde mich doch jedes Wort, das ich hier höre, daran erinnern. Nie, nie werd' ich die deutſche Sprache lieben; jedes ihrer Worte geht mir durch das Herz: denn ich höre daran, daß ich nicht mehr in Frankreich bin. In Luxenburg merkte ich noch nicht ſo ſehr, daß ich in Deutſchland war, weil dort alles franzöſiſch ſpricht. Aber hier — hier bin ich erſt recht ſchreklich allein! Da ſiz' ich oft, und ſage dir mit naſſen Augen, mit gefalteten Händen, die Verſe vor — ach, ich las ſie ſonſt mit ſo vielem Vergnügen, und dachte nicht, daß ſie ein Bild meines eignen künftigen Zuſtandes wären!

Plus de répos pour elle; et les jours et les nuits
Sont des siècles entiers comptés par ses ennuis.

Rien ne la touche plus. La terre renaissante
Etale envain l'émail de la saison brillante.
Ces lacs majestueux qui ceignent nos bosquets,
L'aquilon qui mugit à travers les forêts,
Et ces sauvages bois que sans vaine culture,
De son ciseau hardi façonna la nature,
A mes tristes régards ont perdu leurs beautés.
Le morne désespoir s'assied à mes cotés;
Et le signal du temps est un son d'épouvante
Où j'entends de la mort la voix sombre et
tonnante *).

Gestern waren wir in der Simeons-Kirche, um sie zu besehen. Es ist ein seltsames Gebäude; oder eigentlich sind es zwei Kirchen, von denen die eine über der andern steht. Wir waren in der obern, aus der man durch ein Gitter im

*) Ach, keine Ruhe mehr für deine Klara! Sie zählt an ihren Seufzern die lange Tage, die so ewig langen Nächte ab. Nichts, nichts macht ihr mehr Freude. Kalt wendet sie den Blik auf die junge Flur, die der Lenz mit Blumen bekleidet. Der schöne See, von grünem Gebüsch umkränzt, die dunkeln Tannen, die der Wind sanft bewegt, der düstere, schattenreiche Wald — alles hat seine Reize verloren. Stumm size ich da, ein Bild der Verzweiflung; und jeder Glokenschlag dünkt mich die schreklich donnernde Stimme des Todes.

Fußboden in die untere hinabsehen kann. Ich sah jemanden unter mir weg gehn. Er hatte deine Gestalt, deinen Gang, dein Haar. „O, da ist er!“ rief ich laut, und lief die Treppe hinab in die untere Kirche. Ich holte ihn ein, breitete schon die Arme aus, und rief: „Klairant!“ Als er sich umsah, war es ein fremdes Gesicht. Ich erröthete, und stammelte eine Entschuldigung. Der Mann, ein Deutscher, verstand mich nicht, und mußte etwas Seltsames denken; denn er lächelte schalkhaft, und faßte mit vieler Dreistigkeit meine Hand. O, ich schämte mich, Klairant; denn eben, als er sich umsah, hatte ich ihn umarmen wollen. Ich gab mir vergebens alle Mühe, ihm verständlich zu machen, daß ich mich geirrt hätte; er lachte fort, und ließ mich nicht eher los, als bis mein Vater herbei kam. Noch nie habe ich vor Scham so geglühet. Ich bat meinen Vater, der ein wenig Deutsch kann, er möchte doch sagen, daß ich mich geirrt hätte; aber er lachte, verbrugte sich höflich gegen den jungen Mann, und gieng mit mir weg. Wie gern hätte ich so viel Deutsch gewußt, um sagen zu können, was ich wollte! Nachher, als ich mich wieder beruhigt hatte, lachte ich selbst über meinen wunderlichen Irrthum.

Ich muß jezt oft in Gesellschaft gehen; es giebt hier viele Franzosen, die alle über die National-Versammlung, oder, wie man sie hier

nennt, über die Chaperons mipartis *), sehr böse sind. Ach, ich wäre lieber allein, als in diesen Gesellschaften, in denen man nur zankt, schimpft und spottet. Mein Vater ist auch des ewigen Lärms schon überdrüßig. „Der Gek," sagte er gestern von einem jungen Chevalier, der mich mit aller Gewalt Deutsch lehren will, was er selbst nicht kann: „der Gek! Er glaubt, Paris kann ohne ihn nicht vier Wochen bestehen!"

Wir haben hier Bälle, Assembleen, Concerte; und ich muß dahin, weil mein Vater es verlangt. Aber, ach! deine arme Klara nimmt an nichts Theil. Seh' ich tanzen, so fällt mir die Weinlese in Mangienne ein, wo ich mit dir tanzte. Dann hör' ich, dann seh' ich nicht mehr; und redet mich jemand an, so fahr' ich zusammen, als ob man mich aus dem tiefsten Schlafe wekte. „Klairant! werd' ich dich wiedersehen?" so frag' ich mit jedem Athemzuge; und niemand ist so mitleidig, mir ein Ja zu antworten.

## III.

### Klairant an Klaren.

Klara, Klara, wir sind auf ewig getrennt! Ich sehe es aus den Anstalten, welche dein Va-

*) Vielleicht der Nahme einer alten antiroyalistischen Parthei.

ter hier treffen läßt. Das Schloß wird ausgeräumt. Euer Silbergeräth, euer Tischzeug ist schon weg, und jezt sollen auch die Möbeln folgen. Die Rastiere hatte den Auftrag, alle deine Kleider einzupaken; und ich, ich habe dabei geholfen. Ich kam nach Pillon, und gieng auf dein Zimmer. Ach, täglich bin ich dort gewesen; es war ja für mich eine Freude, auf deinen Stühlen zu sizen. Deine Harfe habe ich stundenlang an meine Brust gehalten und mit meinen Thränen benezt. Ich erbot mich gegen den Verwalter, das Schloß zu bewachen; und erlaubte es, weil er die Bauern fürchtet, die über eure Abreise aufgebracht sind. Aufgebracht? Ach, mir hat deine Abreise das Herz gespalten! — Sieh, so kam ich in dein Zimmer. Auf den Stühlen umher lagen noch Kleidungsstüke von dir, die du wahrscheinlich den Tag vor deiner Abreise getragen hattest. O, ich betrug mich wie ein thörichtes Kind. Da saß ich, legte dein Kleid neben mir auf den Sofa, redete es an, machte ihm Vorwürfe, liebkoste ihm, als ob du es gewesen wärest. Nur mit Widerwillen half ich der Rostiere einpaken. Ich sagte jedem Kleidungsstüke heimlich ein Lebewohl, und küßte es zärtlich, wenn sie von mir weg sah. Ach, Klara, ich war so sehr ein Kind, daß ich unbemerkt ein Nachtkleid von dir über die Seite schaffte, und mich über den kindischen Diebstahl mit Entzüken freuete.

Endlich hatte man alles eingepakt, alles weggebracht, und ich war allein auf deinem Zimmer. Nun suchte ich mit einer Art von Vergnügen jeden Ort auf, wo du gesessen haben konntest, und vergaß, daß du entfernt warst. Ich hatte dich, sprach mit dir, sah deine Thränen. Du lagst in meinen Armen, wolltest nicht fort, und widerstandest den Bitten, den Drohungen deines Vaters. Er reiste allein ab, und du bliebst bei mir. Klara, welche Augenblikke gab mir meine Phantasie, die mir treuer ist, als du! Ach, Klara, wie war es möglich, daß du mich verlassen konntest? Welche Stunden hätten wir jezt! Ich warf mich auf dein Bett, hüllte mich mit einem süßen Schauer in die Deke, unter der du geschlummert hast, und benezte dein Kopfküssen mit heißen Thränen. Die ganze Nacht hindurch erhielt ein Gefühl von Wehmuth und von hoher Freude mich wach. Ach, Klara, ich kann dir die tausendfachen Empfindungen, die ich hatte, nicht beschreiben. Und jezt? jezt? Ich bin nicht von deinem Zimmer wegzubringen, und habe mich eingerichtet, als wollte ich mein ganzes Leben darin wohnen. Diesen Mittag aß ich mit deinem Taschenmesserchen, das ich gefunden habe, und versekte, als die Rosiere herein trat, mein Tischmesser, um mit jenem forkessen zu dürfen. Die Rosiere lachte laut, als sie das sah. Ich erröthete über die kindischen Einfälle meines Herzens; und doch kann ich ihm die Freude nicht versagen, sie

auszuführen. Immer behelfe ich mich, wie ein Mensch, den der Zufall auf eine unbewohnte Insel geworfen hat, und dem es an allem Nothwendigen fehlt. Die wenigen Geräthe, die ich noch von dir gefunden habe, müssen für alle meine Bedürfnisse hinreichen. Meinen Wein trinke ich aus einer Tasse; denn, Klara, deine Lippen haben aus ihr getrunken. Ich schreibe mit einer stumpfen Feder; denn deine Finger haben sie gehalten. Da size ich mit deinem Hündchen, so zufrieden, als ob die Welt mein wäre. Bin ich vor Ueberraschung sicher, so ziehe ich dein Nachtkleid hervor, und — Ach, Klara! wenn du es wärest, du selbst, die ich in meinen Armen hielte, an meine Brust drükte! Dann fällt mir deine Entfernung wieder ein. Ich streke meine Arme nach dir aus, rufe deinen Namen, und verzweifle. O, Klara, wie konntest du mich verlassen! Wie war es möglich, meine geliebte Klara!

Ich darf nicht daran denken, daß du aufgehört haben kannst, mich zu lieben; sonst überfällt mich eine dumpfe Unthätigkeit, mein Herz ist kalt und starr *), mein Leben hört auf, und ich fühle mein Daseyn nur an der stillen, quälenden Angst meiner Seele. Wohl tausendmal habe ich deine

*) Mon cœur est mort et desseché. — Ich schreibe Klairants Briefe nur ab. Was er mir sagte, war oft noch stärker. Der Leser vergesse nie, daß ein Kranke schreibt.

Briefe geleſen; tauſendmal dich angeklagt und vertheidigt. Jezt rufe ich: „ja, du biſt unſchuldig, Klara! Ach, du mußteſt folgen! Dein Vater zwang dich; er trug dich mit Gewalt an den Wagen. Du ſtrekteſt deine Arme nach mir aus, riefſt meinen Namen. Ich hörte dich nicht, und dein Vater war ohne Mitleiden. Man warf dich in den Wagen, und ſpottete deiner Thränen, deiner Seufzer. Ja, du biſt unſchuldig!“ Und dann wieder: — „Klara, Klara! biſt du unſchuldig? biſt du treu? Wie konnte man dich zwingen?“ Ich frage die Roſiere, den Verwalter, den alten Bedienten, der noch hier iſt; und was ſie erzählen, Klara, was ſie erzählen — O, iſt iſt es wahr? Du wäreſt, ſagen ſie, an der Hand deines Vaters ruhig und ſtill an den Wagen gegangen, und ohne zu jammern, ohne die Hände auszuſtreken, hinein geſtiegen. „Ich glaube,“ ſagte die Roſiere heute, „ſie weinte, als ſie mit ihrem Vater die Treppe herunterkam; denn ſie hielt ihr Taſchentuch vor die Augen.“ O Klara! mehr nicht? Klara, der roheſte Menſch vergießt Thränen, wenn er einen Ort verläßt, wo er lange lebte. Ich habe, als ich noch ein Kind war, Abends oft mit Thränen in den Augen Abſchied von der Laube genommen, in der ich den Tag über geſpielt hatte; und doch war ich gewiß, daß ich ſie den folgenden Morgen wiederſehen würde. Als ich nach Straßburg reiste, Klara, wie war mir da! — O, jezt denke ich daran! Als ich

dorthin gieng, vergaßest du mich. Klara, wenn du wieder aufhörtest mich zu lieben! Wenn — Ich erschreke vor mir selbst. Erinnre dich des Verses:

Le cœur qui n'aima point fut le prémier
Athée *).

Du weißt, wir fanden ihn so wahr. Er schien aus unsrer Seele gestohlen; denn welchen anderen Bürgen der Unsterblichkeit hat der Mensch, als Liebe und Gegenliebe? Ach, Klara, welcher anderen Empfindung unseres Herzens, als dieser, konnten wir ewige Dauer zutrauen? Wie fest wurde unser Glaube, wenn wir uns Beide Hand in Hand, von allem Sterblichen entkleidet, nur nicht von unsrer Liebe, die ganze Schöpfung von Stern zu Stern durchreisen sahen! Wir fühlten so innig, daß nur ein liebendes Herz diesen Glauben haben kann, daß nur dieses nicht vor der Ewigkeit erschrikt, daß nur Liebe sie hoft und will. Ach, Klara! und dennoch ist dieser Vers nicht völlig wahr. Ich fühle mit Zittern, daß er heissen muß: „Ein treues, liebendes, und doch betrogenes Herz, hat Gott zuerst geläugnet.“ — Klara, wenn du mich betrögest, du! du! so wäre mein Glaube dahin, meine Hoffnung zerstört; denn brächest du mir die Treue — wen könnte ich in der Ewigkeit treu zu finden hoffen? Und was sollte dem Men-

*) Ein liebeleeres Herz hat Gott zuerst geläugnet.

schen die Ewigkeit ohne Liebe? Klara, Klara, einst sagtest du zu mir: du bist mein Mörder, oder mein Gatte! Jezt fühle ich, was du damals empfunden haben magst. Ach! und nicht allein die Mörderin meines Lebens würdest du seyn, auch die Mörderin meiner Tugend und meiner Hoffnungen. Klara, leb wohl!

## IV.

### Klairant an Klaren.

„Nachher lachte ich selbst über meinen Irrthum," schreibst du. Klara, ich habe noch nicht einmal lächeln können; und du lachst schon? — So lache denn, sei heiter, scherze, tanze; ich allein werde um unsre Liebe trauern. Mein Oheim will mich trösten; meine Mutter sieht mich mit wehmüthigen Bliken an. Ach! ihre Liebe kann mir nicht Einen lächelnden Blik abschmeicheln; und du lachst? — Du zerstreuest dich in deinen Concerten, in deinen Assembleen, auf deinen Bällen; jede Stunde raubt mir einen Theil deiner Liebe, und zulezt werd' ich vergessen seyn. Klara, während du scherzest und lachst, geh' ich hier, unter den Zeugen, den Denkmahlen unserer Liebe, umher. Jezt size ich im Bosquet, wo wir so oft saßen; jezt in der Laube, wo wir das fest unserer beschüzten Liebe — ach, vielleicht vergebens! — feierten. Dann bin ich

auf der Wiese, wo ich noch zwei Tage vor deiner Abreise mit dir tanzte. Ueberall seh' ich dich; überall schweben noch die Versicherungen deiner Treue und die Seufzer unsrer Liebe, wie Schutzgeister, um mich her. Ach, was soll dich an mich, an den armen Klairant, erinnern? Klara, ich fühle, daß du mich vergessen wirst.

Ich habe einen Brief von deinem Bruder. Auch er ist gegen sein Vaterland, das allein unsre Liebe in Schuz nahm, und die unnatürliche Mauer niederstürzte, welche uns von einander trennte. Was wirst du, was wird deine hülflose Liebe gegen sie Alle wirken können! Dein Vater schmeichelt dir, um deine Liebe zu zerstören, um dich von mir loszureißen. Dein Bruder — er liebt mich zwar; aber wird er gegen die Vorurtheile seines Vaters standhaft seyn, und mich nicht am Ende hassen, weil ich mein Vaterland liebe? Dann hat meine Liebe keinen anderen Fürsprecher mehr, als dein Herz, Klara. —

Wann werden wir uns wieder sehen! Die Unruhen in unsrem Frankreich nehmen zu. Dein Vater hat durch seine Auswanderung den Verdacht erregt, ein Feind der Konstitution zu seyn. Der König, sagt man, will entfliehen und sich mit den Ausgewanderten vereinigen. Der Haß des Volkes gegen den Adel wird alle Tage bittrer und gewaltthätiger, weil es aufgehört hat, ihn zu fürchten. Man hat in der Versammlung der

Nation sehr heftige Dekrete gegen die Ausgewanderten vorgeschlagen; und mein Oheim behauptet, sie werden durchgehen. Klara, Klara, du gehörst mit zu dem Adel. O, wenn du auch nicht um meinetwillen zurükkehren willst, so thu' es um dein selbst willen. Sage deinem harten Vater, daß die umliegenden Dörfer anfangen ihn zu hassen. Ach, Klara, ich habe Aeußerungen von ihnen gehört — schrekliche Entwürfe, bei denen ich schauderte. Auch dich, meine Klara, nannten sie eine Feindin der Menschlichkeit, weil du mitgegangen bist; und ich konnte ihnen nicht sagen, dein Vater habe dich dazu gezwungen, weil ich sonst ihren Haß gegen ihn noch mehr geschärft hätte.

Ich weiß, sagte ich, daß er wieder kommt. Meint ihr, sezte ich mit einer erzwungenen Fröhlichkeit hinzu, daß ich so ruhig seyn würde, wenn Klara nicht zurükkehrte? Ich gab eure Abreise — Gott weiß, welchen Ursachen, Schuld, und stellte mich heiter, ob mir gleich das Herz blutete. Man wollte den lezten Wagen, den der Verwalter nach Trier schikte, anhalten, und drohete dem Manne. Der neue Maire von Pillon sagte, er müßte erst von der Distrikts-Verwaltung Erlaubniß haben, ihn fahren zu lassen. Einige Bauern riefen; man sollte den Feinden des Vaterlandes nichts zuschiken, wodurch sie die Freiheit umstürzen wollen. Ach, Klara, ich erröthete; er meinte damit auch dich. Der Verwalter ge-

rieth in Furcht, und zog sich zurük. Endlich erlaubte man nur aus Freundschaft für mich, daß der Wagen abfahren durfte. O Klara, ich sehe schreklichen Scenen entgegen. Ich habe in der vorigen Nacht, mit Hülfe des Verwalters, alles, was ich noch an guten Sachen, an Kleidern und dergleichen, finden konnte, auf einen von meines Vaters Wagen geladen; denn der Maire hat, wie er sagt, von dem Distrikte Befehl, nichts mehr verabfolgen zu lassen. Diese Nacht geht der Wagen ab, und ich selbst will ihn bis an die Gränze begleiten. Der Prior hat deinem Vater darüber geschrieben, und auch über die Ernte. Mein Vater will sagen, er habe sie dem deinigen abgekauft.

Klara, es ist, als ob mit dir die Ruhe mein Vaterland verlassen hätte. Ach, wenn es wahr wäre, was man sagt, daß allen Ausgewanderten die Rükkehr in ihr Vaterland auf ewig verboten werden soll! Klara, komm wieder, komm wieder!

Mein armer Oheim leidet sehr; die lezten Dekrete gegen den geistlichen Stand haben ihn krank gemacht. Er hält den Eid, den ein Theil der Geistlichkeit in den südlichen Departements schon geschworen hat, nicht für Unrecht; und dennoch will er ihn nicht schwören. „Nein!“ sagte er neulich mit sehr bewegter Stimme, entblößte sein weißes Haar, und wendete die Augen, in

denen eine Thräne hieng, mit einer Art von Empfindlichkeit gen Himmel: „nein! und sollte ich dieses graue Haar noch in ein fremdes Grab niederlegen, und sollte ich, am Stabe gebükt, meine Abtei verlassen müssen!“ Er trat in diesem Augenblik an das Fenster, faltete die Hände, und sah mit Sehnsucht in den Garten hinunter, den er, wie du weißt, so herzlich liebt; und seine Thränen flossen häufig. Ich trat sehr gerührt zu ihm, und sagte mit sanfter Stimme: „Ihre geliebte Abtei verlassen — das können Sie nicht, lieber Oheim. Wo wollten Sie die Lauben, die Gänge, die Alleen, die Blumen wiederfinden, die Ihnen so werth sind, weil Sie alles selbst gepflanzt und gezogen haben?“ — Er schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte: Nirgends! — „Sie halten es,“ fuhr ich fort, „für unrecht, für thöricht, daß der Adel auswandert; und Sie selbst...“ — Er sagte, wie in sich: „mag man wollen oder nicht, man nimmt die Parthei seines Standes. Und auch Klara, mein Sohn,“ sezte er lauter hinzu, „wird das thun.“

Seitdem, meine Klara, kann ich den Gedanken nicht wieder aus meiner Seele bringen. Unfreiwillig sag' ich oft, wenn ich auch an etwas Andres denke: „Und auch Klara wird das thun!“ Ach, wenn in dem Herzen meines Oheims, der schon Jahre lang unter seinen Blumen, unter seinen Büchern, der Welt und seinem Stande

abgestorben war; der von nichts lieber, von nichts eifriger sprach, als von den Reformen der Geistlichkeit — wenn selbst in diesem Herzen der Partheigeist seines Standes nicht getödtet ist, so... Klara, Klara! wer bin ich? Der Sohn eines Bauern. Was kann ich dir anbieten? Das Glük einer Bäuerin. Für deine Sofa's, Stühle von Stroh geflochten; für dein leichtes Stiken, die mühsamen Geschäfte einer Haushaltung; für deine Gärten, ein Weizenfeld; für deine Bälle, ein Erntefest mit den Bäuerinnen. Freilich weiß ich noch, was du antwortetest, als ich einmal mit dir in der kleinen Hütte des armen Taglöhners saß. Ich fragte dich: „aber wie, wenn das Schikſal uns Beide hieher verbannte! Klara, würde dir meine Liebe hier genügen?“ Du betrachtetest lächelnd die Hütte, drüktest mir die Hand, und sagtest mit zärtlicher Stimme:

— — — — — avec ta tendresse
Ce toit simple est un monde assez grand pour mon coeur *).

Klara, das sagte dein Mund in der Stunde des süßesten Rausches, und dein Herz bestätigte es. Aber ach! der schwache Mensch! — Und jezt, da du entfernt bist, da Freude, Pracht,

*) Dein Herz macht diese Hütte für mich zu einer Welt.

Rang deinem unverwahrten Herzen alle möglichen Schlingen legen — o Klara, komm zurük, um deine Schwüre zu halten, um treu zu bleiben, um nicht einen Jüngling in Verzweiflung zu stürzen, der nichts hat als seine Liebe; der sonst das Glük, das die Vorsehung seinem Vaterlande gab, hassen müßte, weil er es nicht mit dir theilen könnte! O Klara, komm zurük! Denn hast du noch einen Ueberrest von Geburtsstolz, von Eitelkeit in deinem Herzen, so ist Frankreich das einzige Land, welches dir keine Vorwürfe darüber macht, das du sie unterdrükt test; so ist hier das einzige Land, wo man dich ehrt, weil du deine Vorurtheile besiegtest. Hier, in meinen Armen, erhältst du einen höhern Rang: den Rang einer edlen Bürgerin, die dem Geseze der Natur, des Herzens, und der Liebe gehorchte. In jedem andern Lande mußt du vor mir erröthen, oder deine Geburt verschweigen; in Frankreich allein kannst du mit Stolz sagen: „ich war eine Vicomtesse, und mein Geliebter ein Bauer.“ O, komm zurük, um glüklich zu seyn, mich glüklich zu machen! — Und wenn Frankreichs Geseze das menschliche Geschlecht zerstörten, so sind sie doch für uns wohlthätig: wir haben ihnen Glük, Ruhe, Zufriedenheit und unsere stille Liebe zu danken. Klara, wirf deinen Rang weg, und komm zurük! Dich erwartet nur eine Hütte, aber in ihr ein Mann, der dich liebt, der kein Geschäft, keine Hoffnung, kein

andres Glük kennt, als dich ewig zu lieben. O, Klara, komm zurük!

## V.

### Klara an Klairant.

Ich habe deinen Brief hier in Koblenz erhalten. Klairant, Klairant, hätteſt du nicht gefragt: „wie war es möglich, daß du mich verlaſſen konnteſt?“ ſo würd' ich jezt fragen: wie konnte Klairant mir dieſen Brief ſchreiben? Ich habe dabei lachen und weinen müſſen. Die Thränen floſſen mir ſtromweiſe über die Wangen, als ich las, daß du auf meinem Zimmer wohnteſt. Ach, verſtohlen ſtand ich da, in einen dunkeln Winkel gedrükt, an einer kleinen Oeffnung in den Brettern der Gallerie, und weinte. Die Tochter unſrer Wirthin, die etwas franzöſiſch ſpricht, kam den Gang zu mir her. Ich hatte ſie zu ſpät bemerkt, um meine Thränen und den Brief noch verbergen zu können. Das Mädchen lächelte mir mitleidig zu, und gieng vorüber. Nun kam ich an die Stelle, wo du mir ſchreibſt, daß du mit meinem Meſſerchen iſſeſt. Das war mir luſtig rührend, und ich mußte mitten unter meinen Thränen lachen. Jezt eben kam das Mädchen zurük, ſah mich an, und ſagte: „das muß ein ſeltſamer Brief ſeyn, der Sie mitten unter

Thränen zum Lachen bringt.“ Ich schluchzte wieder; denn mein Herz schwamm in heißen Thränen. O, sagte ich, Sie müssen mir Papier geben; ich will den Brief auf Ihrem Zimmer beantworten. —

Nun size ich hier, und schreibe. Ach Klairant, wohl hundertmal habe ich deinen Brief gelesen; und nie komme ich an das Ende, ohne daß mein Herz mir weh thut. Nein, Klairant, ich werde nicht aufhören dich zu lieben. Und könnte ich es jemals, so dürfte ich ja nur das Ende deines Briefes lesen; dann wäre ich dir wieder so treu, wie je ein Mädchen ihrem Geliebten gewesen ist. Ach, mein Lieber, wie gern gäbe ich dir die Hand, und träte mit dir die Reise von Stern zu Stern durch die Schöpfung an! Ja, fröhlich wollt' ich, von dir umarmt, in das Grab sinken. Nein, dein treues Herz soll nie betrogen werden, Klairant.

Ach, jezt erst fang' ich an zu überlegen; jezt erst seh' ich ein, daß ich getäuscht bin. Es ist wahr, was dir der Verwalter sagte: mein Vater hat mich nicht gezwungen; man hat mich nicht an den Wagen hingeschleppt. Freiwillig gieng ich, freiwillig stieg ich hinein; aber dennoch bin ich unschuldig, Klairant. Ich will dir erzählen, wie es kam; und du wirst sehen, daß deine Klara unschuldig ist. Wie mein Vater mich den Abend nach Hause führte, das weißt du; aber

nicht, was ich den Abend empfand, was ich noch jezt empfinde. Ich wünschte, ich hoffte, du würdest meinem Vater ein Versprechen abzwingen, daß ich dein seyn sollte. Als der Bauer uns Beide in den Kreis zog, und sie Alle auf unsere Verbindung tranken, warf ich einen Blik auf meinen Vater. Er war in Verwirrung, und ich glaubte, du würdest mich nun fordern. Du thatest es nicht, Klairant; du führtest mich zu ihm, gabst mich ihm, und bei den Worten, die du sagtest, rollten Thränen über deine Wangen. Erst vor einer Stunde hattest du meinem Vater — vielleicht das Leben gerettet; und dennoch gabst du mich hin. O, Klairant, was in diesem Augenblik in meinem Herzen vorgieng, läßt sich nicht beschreiben. Meine Liebe wurde nicht stärker: denn ich liebte dich unendlich; aber eine unaussprechliche Freude, eine stolze Ruhe — wo soll ich Worte finden? — erfüllte meine Brust. Vorher hatte noch immer eine leise Unruhe meine Liebe begleitet; ich empfand etwas, das sich dieser Liebe ganz heimlich widersezte. Doch jezt? Ach, Klairant, hättest du nur in dieser Minute deine Augen voll Thränen auf deine Klara geworfen, du würdest meine Empfindung in meinem Gesichte gesehen haben. Ich reichte dir die Hand, und meine Seele machte das zu einem Schwur ewiger Treue. Nun verließ ich dich beruhigt; ich wußte ja, daß uns nichts mehr trennen konnte.

Kaum war ich mit meinem Vater zu Hause,

so wollt' ich mich an seinen Hals werfen — nicht, um seine Einwilligung zu bitten; nein, ihm zu sagen, daß ich von jezt an dein wäre. Er mochte mir meine Empfindung ansehen; denn er sagte schnell: gute Nacht, Klara! und gieng in sein Zimmer. Am folgenden Tage war er unruhig, zerstreuet, und nännte mich seine gute, theure, edle Klara; aber ganz sichtbar vermied er ein Gespräch mit mir. Beim Abendessen — ach, jezt sehe ich, wie ich hintergangen würde! — war er freundlich, heiter, zärtlich gegen mich und meine Mutter. Er sprach von den unruhigen Zeiten, von der Gefahr, die uns gedrohet hätte; er sprach von dir, und mit Beiwörtern, die mein Herz mit der reinsten Freude füllten. Klairant, welche Gewalt hat ein Vater, wenn er will, über das Herz seines Kindes! „Ich sehe Stürme voraus," sagte er, und lächelte uns zu, als ob er uns Muth machen wollte — „ich sehe Stürme voraus, und scheue sie nicht: denn ich habe nur noch wenige Tage vor mir; aber euer Schikſal liegt mir am Herzen, besonders Klarens und meines Sohnes, die erst anfangen zu leben. Alle die Rechte, welche das habsüchtige, unbesonnene, unbillige Volk von mir fordert, wollt' ich freiwillig aufopfern, wenn ich damit meiner Klara Tage voll Zufriedenheit erkaufen könnte." Dabei reichte er mir über den Tisch weg die Hand, drükte die meinige, hielt sie fest, und sagte nach einer kleinen Pause: „welches Band ist auch fester,

als das zwischen Eltern und Kindern! Hier zeigt sich die Vorsehung am deutlichsten. Der Liebende verläßt die Geliebte; aber noch nie hat der Vater sein Kind verlassen, und kein Verbrechen ist entsezlicher, als wenn ein Kind seine Eltern durch Haß ermordet."

Dabei sah er mich zärtlich an. Ich war tief gerührt, und küßte seine Hand; selbst die Augen meiner Mutter schwammen in Thränen. Nie waren wir so gerührt auseinander gegangen. Ich sezte mich auf meinem Zimmer nieder, dachte an dich, hoffte alles, und fieng dabei an, mich auszukleiden. Ach! ich war so ruhig, so zufrieden: Auf einmal öffnete sich die Thür, und zu meinem Erstaunen trat mein Vater, völlig angekleidet, in mein Zimmer. Er sezte sich auf meinen Sofa, zog mich zu sich, und sah mit einem bestürzten Gesichte erst auf mich, dann zu Boden. Das machte mich ängstlich. Nach langem Schweigen sagte er mit einem kummervollen Tone, der mir durch das Herz gieng: „du hast gesehen, meine Klara, in welcher Gefahr das Leben deines Vaters gestern schwebte. Klairant war mein Retter; aber wird er, kann er es immer seyn?" Er schwieg; und ich ebenfalls, weil dieser Anfang mich unruhig machte, „Auch dein Bruder gehört zu dem Adel, den die Nation haßt, und dessen Mitglieder sie ermorden will, um ihre Rache zu befriedigen. Auch du, meine Klara, bist von diesem gedrükten Stande; und man wird dir es

nie vergeben, daß du eine du Plessis bist. Ich bin entschlossen, mein Vaterland zu verlassen, das so ungerecht gegen mich handelt, und mich darum haßt, weil meine Vorfahren sich um dasselbe mit Blut und Leben verdient gemacht haben." Meine Augen standen voll Thränen. „Du weinst, meine gute Klara. Aber bald wird die Ruhe in unser Vaterland zurükkehren, und wir mit ihr. Sieh, ich verlasse Alles, was ich habe, was ich liebe: mein Land, und meine Ruhe, meine Zufriedenheit, die an dem allen hängt. Klara, aber doch geb' ich es hin, um mehr zu retten, als das: meine beiden Kinder." Er umarmte mich, und benezte mich mit seinen Thränen. „Ich weiß, Klara," hob er wieder an, „welch eine Leidenschaft dich an Pillon fesselt. Aber, mein Kind, sollten denn die Thränen eines Vaters nicht so mächtig seyn, wie das Lächeln eines Geliebten? meine Bitten nicht so mächtig, wie seine Blike?" Er drükte meine Hand in seinen beiden.

Ich war erschüttert, tief erschüttert, doch gar nicht entschlossen dich zu verlassen, und schwieg, weil ich nicht Ja sagen konnte; aber ich schluchzte laut. „Mein Kind, ich will jezt nicht befehlen; ich bitte dich nur, verlaß deine Eltern nicht! Kind, es ist ein Trost, unter Fremden viele Herzen zu haben, die Vertrauen verdienen. Gehst du mit uns, Klara?" Meine Brust war beklemmt, mein Athem stokte; ich schwieg, weil ich nicht

Ja sagen konnte. Er fragte noch zweimal. Endlich, nach einem Strome von Thränen, der mich erleichterte, sagte ich ihm, wie sehr ich dich liebte, wie unglüklich wir, ich und du, werden müßten, wenn ich von dir getrennt würde. Ich bat ihn, lag vor ihm auf den Knieen, küßte seine Hände, und beschwor ihn, zu bleiben. Er hob mich auf, zog mich auf seine Knie, und sagte langsam: „diese Stunde ist mir zu heilig, als daß ich nicht der Glükseligkeit meiner Klara gern meine eigne aufopfern sollte. Ja, mein Kind, wenn du willst, so bleibe ich hier; und wenn du mich nicht begleitest, so muß ich hier bleiben. Glaubst du, Klara, daß ich ohne dich reisen, daß ich dich den Grausamkeiten einer wüthenden Parthei aussezen könnte? Wohl! ich bleibe hier, und wir wollen geduldig tragen, was du nicht vermeiden willst.“ Jezt nahm er einen Brief aus der Tasche, und zeigte mir, daß er von seinem Bruder in Paris war. „Lies,“ sagte er; „du mußt wenigstens wissen, wie es um uns steht! Lies den Brief laut, meine Tochter.“

Ich las und zitterte. Mein Oheim schrieb: die herrschende Parthei gienge mit nichts Geringerem um, als den sämmtlichen Adel auszurotten, der sich ihrem frechen Unternehmen, die Monarchie umzustürzen, widersezte. Er gab meinem Vater den Rath, sich mit seiner Familie nach Deutschland oder Flandern zu retten. Nimm, schrieb er, jeden Menschen mit, den du liebst;

denn man kerkert die Verwandten der Entflohenen ein, und behält sie als Geißeln für die Unternehmungen derselben.

„Du siehst, mein Kind," sagt mein Vater, „in welcher Gefahr wir schweben. Deine Mutter reiset diese Nacht ab, und deinem Bruder habe ich befohlen, in Luxenburg zu uns zu kommen. Willst du nicht mit, so bleibe ich bei dir. Ich verlasse dich nicht eher, als bis unsre grausamen Feinde mich aus deinen Armen reissen, und mich als Geissel für meinen Sohn in Ketten werfen." Er stand auf, und gieng einen Schritt. „Ich liege dann in Fesseln; aber ich trage sie für meine Tochter, für meine Klara. Und wenn nur sie dann mit ihrem Geliebten glüklich, wenn sie selbst nur von der Verfolgung unsrer Feinde frei ist, so sollen mir die Fesseln willkommen seyn; ich trage sie ja für meine Tochter."

Nein! rief ich, und hängte mich an seinen Hals: das wird nicht geschehen; so grausam ist die Nation nicht.

„So grausam nicht? meinst du?" sagte er bitter lächelnd. Wenn mein Sohn, wenn seine Mutter zu den Ausgewanderten gehen — dann sollte man mich nicht in Ketten werfen, oder ermorden?"

O, lassen Sie meine Mutter, lassen Sie mei-

nen Bruder hier bleiben! Warum sollen sie fliehen?

Du verlangst zu viel, mein Kind. Deine Mutter und deinen Bruder schik' ich weg, um sie zu retten. Ich selbst lasse mich gern fesseln, und stürze mich gern in einen dunkeln, kalten feuchten Kerker, damit meine Tochter in den Armen ihres Geliebten fröhlich seyn kann." Er öffnete das Fenster, und rief. Ich hörte zitternd den Wagen vorfahren, und jammerte schluchzend. „Sei ruhig, mein Kind," sagte er entschlossen. „Nimm von deiner Mutter mit Gelassenheit Abschied. Ach, zu dem Elende, in einem fremden Lande zu leben, von ihrem Manne, von ihrer Tochter getrennt zu seyn, und von dem Schiksale Beider nichts zu wissen, darf nicht auch noch der Gedanke kommen, daß ihre Tochter weinend zurükgeblieben ist. Sie glaubte, du solltest ihr Trost im Unglük werden; noch vor wenigen Augenbliken sagte sie: ich gehe ruhig; denn meine Tochter begleitet mich. Trokne dein Auge, mein Kind. — Dann wollen wir weinen, wenn du deine Zeit erst zwischen den glüklichen Klairant, und deinen gefesselten, zum Tode bestimmten, alten Vater theilst!"

Jezt trat meine Mutter herein. „Klara bleibt mit mir hier," sagte mein Vater mit erkünstelter Ruhe. „Sei unbesorgt, und reise. Wir, ich und Klara, kommen bald nach." Meine

Mutter stuzte; sie wollte etwas sagen, konnte aber vor Weinen nicht. Ich sank der guten Mutter zu Füßen, und umfaßte ihre Knie. Sie drükte mich an ihr Herz, und gab mir die zärtlichsten Nahmen. Mein Vater umarmte uns Beide. „Ach," sagte er mit gepreßter Stimme: „meine Klara ist so grausam; und dennoch lieb' ich sie!... Dennoch lieb' ich sie!" wiederholte er laut, in einem klagenden Tone.

Ich gehe mit Ihnen in den Tod! rief ich, ganz außer mir. Meine Mutter warf mir einen Mantel um, und mein Vater drükte mich freudig an sein Herz. „Jezt, meine Tochter," sagte er, „bist du mir nichts mehr schuldig; du hast deinem Vater das Leben gerettet." Er führte mich die Treppe hinunter. Ich schwankte an den Wagen, und seufzte leise, mit gebrochnem Herzen: „Klairant!" Nun sank ich an meines Vaters Brust, und der Wagen rollte fort.

---

Daß lies noch einmal, und dann fälle dein Urtheil über deine Klara. Du lasest mir einmal eine Stelle aus einem Schriftsteller vor. Wir verstanden sie Beide nicht, und darum drükte sie sich so fest in mein Gedächtniß: „Es giebt ein Zusammentreffen von Umständen, wo Schwäche Tugend ist." Ach, Klairant, ich hätte sollen standhafter seyn; aber je mehr ich lese, was ich geschrieben habe, desto mehr begreife ich die Wahr-

heit dieſes Sazes. Ich verſprach, Klairant. Aber, ich nehme dich zum Richter, gewiß den ungerechteſten, den ich nehmen kann; — und du ſelbſt wirſt ſagen: Klarens Schwäche war Tugend. Ach, ich bereue dieſe Schwäche auch nicht; ich beweine ſie nur. Nein, Klairant, ich bin unſchuldig! das ſagen mir meine Vernunft, mein Herz, meine Liebe — wie ſie mir ſagen, daß ich unglüklich bin.

---

Je mehr ich alles überdenke, Klairant, deſto mehr zittre ich. Ach, da bin ich eine Stunde, eine Stunde voll Jammer, allein geweſen. Klairant, Klairant, wie nachdenkend hat das Unglük deine heitere Klara gemacht! Mein Gram führte mich von Gedanken zu Gedanken. Ich erſchrak vor den Folgen, ich erſchrak vor einer Stelle deines Briefes. Meine grauſame Einbildungskraft ſpann den Gedanken mit einer Hize aus, als ob er das gröſte Glük für mich wäre. Ich zittre, ihn dir zu ſagen. Klairant, wie ſeltſam ſind unſere Schikſale! welche Kleinigkeiten führten uns zuſammen! welche Kleinigkeiten verknüpften unſere Herzen ſo unzerreißbar feſt! Aber ach, ſind nicht Schikſale möglich, die uns hindern, je mit einander zu leben, wie wir es ſo ſehnlich wünſchen? Klairant, ja, es giebt ein Zuſammentreffen von Umſtänden, die es unmöglich machen könnten, daß du je mein würdeſt. Das dachte

ich, das spann meine Phantasie aus. Und nun die schreckliche Stelle deines Briefes, daß ich die Mörderin, selbst deiner Tugend, seyn würde! Klairant, doch nur, wenn ich dich betröge? doch nur, wenn ich meine Schwüre bräche? Dann bin ich gewiß nie deine Mörderin. Treu werd' ich dir seyn, von jezt an bis in alle Ewigkeit; denn das ist eine Handlung meiner Seele, und darüber bin ich Herr. Nein, Klairant, du sollst nie an der Ewigkeit zweifeln; und wenn du mich nie wieder siehst, so sollst du desto fröhlicher der Ewigkeit entgegen sehen: denn dort, dort wirst du ein Herz voll reiner Liebe finden, das Herz deiner Klara.

---

Wie heiter haben mich die lezten Gedanken gemacht! Ich hätte dir noch so viel zu erzählen; aber nun kein Wort mehr! Adieu, Klairant.

---

Mein Bruder hat mir so eben deinen zweiten Brief gebracht. Du bist ein Thor, lieber Klairant. Sieh, du verdrehest meine Worte, wie du es von jeher gethan hast. Ich habe gelacht, ja; ich bin auf Bälle, auf Concerten gewesen, ja! Aber, Klairant, man muß nicht zanken, weil man üble Laune hat. Wollte ich deine Briefe so aussaugen, wie du die meinigen, ich würde eben so gut Gift darin finden. Sieh, ich könnte sagen — Doch ich will dich nicht beschämen.

Ich habe deinen Brief in der Hand, lese ihn durch, und halte mich an seinen Sinn, an seine Empfindungen. Was kümmern mich die Worte! Da seh' ich dich mit kummervollem Gesichte, mit einem stillen Blike voll Thränen, auf meinem Zimmer sizen, und mein Hündchen neben dir auf dem Sofa. Du streichelst von Zeit zu Zeit das kleine, treue Thierchen, lächelst wohl, erinnerst ihn an deine Klara; das alles sehe ich, und mir kommen Thränen in die Augen. Was kümmern mich die Worte, die du schreibst: „da size ich so zufrieden, als ob die Welt mein wäre." Ich kenne das Zufriedensein sehr wohl. Zuweilen size ich auch so da in einem Concerte; die Musik trägt mich auf ihren sanften Flügeln nach Pillon, und dann lächeln meine Lippen. Eine Pariserin sagte mir neulich in einer solchen Stunde: „wollte Gott, ich könnte nur halb so glüklich seyn, als Sie!" Pillon war verschwunden, und ich antwortete mit einem kummervollen Blike: ach, liebes Kind, das wünschen Sie ja nicht!"

Aber so macht ihr Männer es! Von Jugend auf seid ihr gewohnt, Worte zu untersuchen. Da hängt ihr an denen, und der Sinn entgeht euch, wenn man nicht gerade das Wort braucht, das ihr gewählt haben würdet. Wir Weiber, auch die einfältigsten, verfehlen bei Gesprächen, die das Herz betreffen, selten den Sinn des Redenden: wir urtheilen aus dem Ganzen, ihr

aus den Worten. Ich lachte. Wer heißt dich glauben, daß ich mich dahin gestellt, und aus voller Kehle gelacht habe? Also, ich lächelte mit einer hellen Bitterkeit, daß du es nicht warst, und daß ich mich geirrt hatte. Klairant, ich schreibe gern schnell; meine Feder geht ohnedies langsamer, als mein Herz. Drehe mir die Worte nicht mehr um. Soll ich mich lange besinnen, so kann ich nicht weinen; und das thu' ich so gern, wenn ich an dich schreibe.

Was mich an dich erinnern soll? Die Sorge überlaß nur ganz ruhig meinem Herzen. Ach, mein lieber Freund, wenn mich auch kein Zimmer, kein Bett, kein Kleidungsstük, kein Bosquet, keine Laube an dich erinnert, so thut es doch deine Güte, dein Edelmuth. Deine Reise nach Straßburg, um mich vom Kloster zu retten; deine treue Liebe, die dich so blaß gemacht hatte; deine edle Aufopferung der Gewalt, welche die Bauern dir gaben: — du, du, mein guter Klairant, mein edler, treuer, menschlicher Klairant, erinnerst mich an dich; du bist der Schuzgeist meiner Treue und meiner Liebe. Meine Liebe ist nicht hülflos, so lange Klairant er selbst bleibt, und so lange ich die Tugend liebe, und den Edelmuth achte. Mein Bruder liebt dich, und mein Vater wird mit seinen Vorurtheilen mich nie verführen. Was du hinten in deinem Briefe von dem Partheigeiste des Standes sagst, mag auf Männer passen, aber gewiß auf kein

Weib in der Welt, das sich noch liebenswürdig genug fühlt, Ein Herz rühren zu können.

Mein Vater schlug neulich die Saite an, die du fürchtest. Er sprach, ohne auf mich zu zielen, wie im Vorbeigehen, von den Freuden des Hofes, von dem Werthe des Ranges. Anfangs merkte ich nicht einmal, daß es mir gesagt seyn sollte; ich sah es nur an dem Lächeln meines Bruders. Dann trat mein Vater mir näher. Er sprach lauter von dem Elende der Landleute, die nicht in dem Stande geboren sind; rechnete die Bedürfnisse her, die sie aufgeben, die Erniedrigungen, die sie ertragen müssen. Endlich sah er mich an, nahm meine Hand, und fragte: meinst du nicht, Klara, daß ich Recht habe?

Ich schwieg, nahm meine Harfe, und sang meinem Vater das schöne Liedchen von dem Chevalier Boufflers:

Heureux qui, dans son champ, demeurant à l'écart,
Sans crainte, sans désirs, sans éclat, sans envie,
Dans l'uniformité passa toute sa vie,
Et que le même toît vit enfant et vieillard *)!

*) Klara hat nur diese vier Verse abgeschrieben. Ich wollte sie nicht übersezen; denn, wenn ich mich nicht irre, so steht eine sehr gute Uebersezung dieses Liedes in den Gedichten von Göz.

Es traf. Mein Vater schwieg; ja, er schien gerührt. Seitdem hat er nichts wieder über diesen Punkt gesprochen; und ich hoffe, Klairant, auch von dir werde ich nie wieder etwas darüber hören. Vorwürfe, das weiß ich wohl, sind gleichsam die Nahrung der Liebe. Welche schöne, entzükende Stunden waren es, da wir uns zankten! Oft, lieber Klairant, suchte ich absichtlich Gelegenheit, Vorwürfe von dir zu bekommen. Ich sah dich nicht an, wenn du um mich und meine Mutter bei unsern Spaziergängen in weiten Kreisen her giengest; ich sezte mich, wenn ich dich hinter dem Gebüsche stehen sah. Du hofftest und hofftest. O, ich sah das wohl, und gieng dann lachend, scherzend zurük, ohne meinen Weg an deinem Verstek vorbei zu nehmen. Hinterher schlug mir das Herz, und ich zankte mit mir selbst, daß ich es hatte thun können. Ich fürchtete dich; aber doch wünschte ich, du möchtest mit mir maulen, und ich würde mit dir gezankt haben, wenn du freundlich gewesen wärest. Denn wie süß waren die Augenblike unserer Versöhnung! Ach, Alles, Alles wird unter den Händen der Liebe zu einer Freude. Aber, Klairant, so süß die Eifersüchtelei, die Zanksucht der Liebe ist — o, ich bitte dich, keine Vorwürfe mehr, die mich erniedrigen, die mich verächtlich machen; ich bitte dich deiner selbst wegen darum. Denke an jene Regel: „Eifersucht schmeichelt; aber entsteht sie aus Egoismus und Mißtrauen, so macht

sie den Andern verächtlich: und welches Herz erträgt Verachtung, ohne zu verzweifeln *)?"

Nein, Klairant, ich sagte nicht im Rausche der Liebe: dein Herz macht diese Hütte für mich zu einer Welt. Ich fühlte, was ich sagte, mein theurer Freund; denn es ist, seitdem ich dich liebe, noch keine Stunde in meinem Leben gewesen, da ich das nicht eben so warm gesagt hätte. Nein, ich sehe hier keinen einsamen Plaz, kein Thal, von Bergen oder von einem Wäldchen eingeschlossen, ohne daß bei mir sogleich der Wunsch sehr lebendig wird: stände doch hier eine Hütte für mich und Klairant! Dann mess' ich mit meinen Augen ein Plätzchen ab zu einem Garten, zu einem Felde, das uns nährte; ach, und meine Blike messen so bescheiden. Das Haus, das ich mir denke, ist kein Pallast; nein, eine Hütte, mit Weinlaub bekleidet, ein Zimmerchen, und ein Kämmerchen darin, eine Laube vor der Thür unter zwei Linden. Das ist alles, was ich wünsche. Unwillkührlich sagen meine Lippen dann:

Tous les biens sont à nous: l'amour nous reste encore **);

*) La jalousie flatte; mais quand elle nait de l'égoisme et de la défiance, elle désespère et humilie tout à la fois. Ich verstehe die Worte nicht; den Sinn glaube ich ausgedrükt zu haben.

**) Er liebt mich ja; die ganze Welt ist mein!

und ich habe weiter keinen Wunsch mehr. Als wir von Trier nach Koblenz fuhren, kamen wir durch ein Thal, das Martinsthal. Wir stiegen oben aus, weil der Weg ein wenig steil hinunter geht. Ach, Klairant, welch ein Anblik! weil ein Thal! Ein Abbé, der mit uns gieng, erklärte meinem Vater die Entstehung dieses „Schlundes;“ so nannte er die himmlische Gegend. Sie standen oft still, und ich gieng unterdessen langsam fort. Sieh, Klairant, man geht auf einer sehr schönen, ebenen Chausse, zwischen Wald und Gebüsch, immer tiefer hinunter. Das nimmt kein Ende; es ist, als stiege man in den Abgrund der Erde. Die Berge neben einem werden immer höher, der Wald immer diker. Mit jedem Schritte, den man thut, wird es dunkler. Endlich kommt man unten in das Thal, wohin kein Sonnenstrahl mehr durchdringt. Ach, mich umgab eine süsse Dämmerung, eine heilige Stille, die nur durch das Plätschern eines quer durch das Thal fliessenden Baches unterbrochen wurde. Der Bach ist so rein, so hell, daß man jeden Kiesel auf seinem Grunde sieht. Dorther kommt er an dem Berge weg, von leichtem Gebüsche, von grünen, dünnen Stauden umgeben, die das leiseste Lüftchen in Bewegung sezt. Man kann seinem Laufe weit nachsehen; denn er fließt langsam im Thale unter einem Gewölbe von Bäumen gerade fort. Wir hatten den Tag eine unerträgliche Hize, und hier unten war eine so schöne

Kühle, daß uns recht wohl wurde. Ich sezte mich hier auf einen Stein, warf meine Augen hierher, dorthin, trat an den Rand der Brüke, die über den Bach geht, und rief: „ach, wohnte ich hier mit Klairant; stände dort unter jenem Abhange des Berges, dort im Gebüsch, an dem Bache, die kleinste Hütte, in der ich mit ihm leben und sterben könnte: wie gern wollt' ich der Welt Lebewohl sagen! wie gern dahin verschwinden, wo kein menschliches Auge uns suchen würde!“ Ich kletterte einen kaum sichtbaren Fußpfad an der Seite der Brüke hinunter, durch das Gebüsch. Dann gieng ich an der Seite des Baches hinab, sezte mich auf den Rasen am Ufer, so daß der Bach die Spize meiner Schuhe benezte, und lehnte mich an eine junge Buche. Rings umher war die Gegend verschlossen, selbst die Chaussee verschwunden. Da saß ich ganz allein. Klairant, nie ist mein Wunsch, dich bei mir zu haben, heißer gewesen, als in diesem Augenblike. Ich strekte meine Arme mit Heftigkeit nach dir aus, rief deinen Nahmen, und vergoß Thränen. O, wenn du je dahin kommst, Klairant, so vergiß nicht die Stelle zu sehen, wo Klara saß und nach dir seufzte!

Jezt hörte ich meine Mutter mit Aengstlichkeit meinen Nahmen rufen, und antwortete ihr. Meine Thränen wollt' ich nicht sehen lassen; daher wusch ich mein Gesicht in dem hellen Bache. Ich nahm zärtlich Abschied von ihm, und klet-

terte wieder die Chaussee hinauf, wo meine Eltern mich schon eine Weile mit Aengstlichkeit gesucht hatten. Wir stiegen ein, und fuhren nun wieder auf Schnekengängen eben so ungeheure Berge hinauf, als wir herunter gekommen waren. Ach, Klairant, etwas Schöneres kann es in der ganzen Welt nicht geben, als dieses Martinsthal, obgleich die ganze Gegend so reizend, so einsam, so durch Berge verschlossen ist.

---

Mein Brief wird ein Buch; und dennoch muß ich fortfahren. Ach, Klairant, deine Unruhe über den Zustand unsres Vaterlandes kommt der unsrigen nicht gleich. Du lebst dort auf dem Lande; du erfährst nicht den tausendsten Theil der Begebenheiten, welche hier unsere Sorgen ausmachen; du kennst das Elend nicht, das wir kennen. Die jezige Regierung verbreitet durch ihre Dekrete überall Unordnung, Gesezlosigkeit und Verbrechen, weil sie dadurch ihre Absicht, unsern guten König zu stürzen, auszuführen hofft. Ach, Klairant, du warst irre geführt. Du sahest in der Veränderung das Glük unseres Vaterlandes; du taumeltest vor Entzüken, und jauchztest bei jedem neuen Dekrete. Ich jauchzte mit dir, ob ich gleich bisweilen auf mein Vaterland ein wenig eifersüchtig war. Aber, Klairant, wir kannten den wahren Zustand nicht. Du solltest nur einmal hier seyn, hier deine Lands-

leute von dem Elende reden hören, das in P
ris herrscht, von dem Druke, unter welchem
der Monarch, der Adel und die Nation schm
ten — ach, du würdest anders denken!

Man weiß hier mit jeder Stunde, was z
Tage vorher in Paris geschehen ist. Jede Stu
kommen Kuriere, und täglich langen Familien
die sich geflüchtet haben. Mir zittert das H
bei ihren Erzählungen von den Gräueln, di
Frankreich vorgehen. Ich will die Rechte
Adels nicht vertheidigen: denn ich gehöre n
mehr zu ihm, gehöre nur meinem Klairant;
lein man sollte ihm doch wenigstens die Re
des Menschen zugestehen. Man plündert
Schlösser, man beraubt ihn seines Vermög
man mordet ihn mitten unter seinen Famil
Noch gestern erzählte mir die Tochter des Gr
Beaujolais d'Oise, und mich schauderte.
ßen Mittags ruhig am Tische, und esse
einmal wird ihr Schloß von wüthenden Ba
umringt, die über den Graben sezen, weil
Zugbrüke aufgezogen ist. Ein Trupp stürz
den Saal. Die Kinder des Grafen drängen
um ihren Vater her, und fallen vor den Unm
schen ohne Herzen auf die Kniee. — Nichts h
Man ergreift den Grafen, wirft ihn zu Bo
und — o Klairant, ich wäre gestorben —
hauet ihm mit großen Säbeln den Kopf ab,
sein Blut über seine Kinder her sprizt. D
reißt man seiner Familie die Kleider vom L

treibt sie hinaus, plündert das Schloß, und steckt es in Brand. Den Leichnam des Ermordeten werfen die Unmenschen in die Flammen.

Sieh, das erzählte mir die Tochter des Grafen, als wir im Garten auf und nieder giengen, und ich die Landleute vertheidigte. Ach, Klairant, mir thut immer das Herz weh, wenn man sie mit den schimpflichsten Nahmen belegt, wenn man ihnen alle Menschlichkeit, alles Gefühl abspricht. Dann fällst du mir immer ein, und ich kann nicht schweigen. Aber als mir die Tochter des Ermordeten das erzählte — was konnt' ich ihr antworten? Mich schauderte, und ich schwieg. Eine solche Grausamkeit berechtigt doch wohl zur Rache? Aber es war mir — ich weiß nicht, warum — doch sehr unangenehm, als der Bruder des Mädchens sagte: „sei ruhig, Schwester! Kommen wir einst zurük, so will ich jeden Blutstropfen meines Vaters an den Unmenschen rächen. Langsam will ich die Mörder unsers Vaters tödten, und erst vor ihren Augen ihre Weiber und Kinder sterben lassen." Klairant, ich konnte das nicht länger anhören, und eilte davon. So viel Mitleiden ich auch mit der Beaujolais hatte — (ich gab mir Mühe, recht freundlich gegen sie zu seyn, ob mir das gleich bei dem Stolze des Mädchens sehr viel kostete); so scheuete ich mich doch von dem Augenblik an vor ihrer Gesellschaft. Wenn ich den jungen Grafen ansah, kam es mir immer vor, als ob er eben anfangen

wollte, die Kinder umzubringen. Es war wohl nur eine Großsprecherei von ihm; aber man sollte doch so nicht prahlen.

Der Zirkel, in welchem wir hier leben, ist nicht groß. Ein Parlamentsrath aus Toulouse mit seiner Familie ist unsre liebste Bekanntschaft. Wir gehen, um uns nicht abzusondern und um uns nicht Feindschaft zuzuziehen, in alle öffentlichen Gesellschaften, deren es hier viele giebt; und doch leben wir sehr einsam. Man ist hier gar nicht einig. Neulich sagte mein Vater: „wenn jede Parthei hier eine eigene Kokarde tragen sollte, so würden die Farben nicht hinreichen, sie alle zu unterscheiden.“ Viele wollen die alte Verfassung wieder hergestellt haben (aber das ist unmöglich, sagt mein Vater); Viele wollen Aenderungen, Einige diese, Andere jene. Diese Partheien hassen einander aber noch heftiger, als sie alle zusammen die herrschende in Frankreich. Und dann, sagt mein Vater, ist da noch die Parthei der jungen Stuzer, die mit ihren Prahlereien, ihren Ausschweifungen, ihrem Dünkel und ihren Narrheiten den ganzen französischen Adel in Deutschland verächtlich und zugleich verhaßt machen. Leider mag das wohl wahr seyn. Neulich waren wir im Garten, und auch unser Wirth, ein Goldschmid, kam. Mein Vater sagte lächelnd: „nicht wahr, Sie sehen es gern, daß wir ausgewandert sind? Sie verdienen Geld hier in Koblenz!“ — Ja, Herr Vicomte, erwiederte er;

wir verdienen Geld hier in Koblenz, und unsere Mädchen werden verführt. — Mein Vater zukte die Achseln.

Du glaubst nicht, wie unverschämt die jungen Herren aus Paris sind. Schon seit vierzehn Tagen umflattert mich ein Gek, der alle meine Geduld ermüdet. Er sah mich kaum, so hüpfte er schon auf mich zu. Nach einigen Worten über meine Schönheit, über mein petit air presque ingénu, mein petit minois fin *), mein reizendes boshaftes Lächeln, meine schönen Zähne und meine frische Farbe, erklärte er mir, daß er es für ein Glük ohne Maß hielte, d'arranger entre nous une petite affaire de coeur. Wahrhaftig, Klairant, ich war außer mir. Ich spottete, wurde ernsthaft, sagte ihm sogar Grobheiten! aber alles vergebens. Er kam wieder, kam alle Tage, und ich war gezwungen ihn anzuhören. Jezt nannte er mich seine kleine Empfindsame, versicherte mir hundertmal, daß mein Herz à sentiment sehr brennbaren Stoff enthielte, warnte mich, vor dem étalage seines Feuers auf meiner Hut zu seyn, und sagte: er würde den glüklichen Augenblik, mich zu rühren, nicht suchen, nein, ihn brüskiren. „Darin besteht meine Stärke!“ sezte er hinzu, und legte die Hand mit

*) Ich habe nichts unübersezbarer gefunden, als diese Stelle in Klarens Briefe. Eine andere Unterredung dieser Art mußte ich ganz übergehen; das ist aber auch das Einzige, was ich weggelassen habe.

einer selbstgefälligen Miene auf sein Herz. Ich erzählte das nachher einem Mädchen, das man hier für sehr klug hält. „Und Sie nehmen den Scherz übel, mein Kind?“ sagte sie. — Scherz? fragte ich ein wenig empfindlich. — „Nun, oder Ernst. Desto schlimmer, wenn Sie es übel nähmen! Es ist ein sehr liebenswürdiger Mensch mit seiner Eigenliebe. Und ich wüßte nicht, mit wem sie eine petite affaire mit mehr Unterhaltung und agrement arrangiren könnten, als gerade mit ihm.“

Ich glühete vor Verdruß. „Ein Mann von Kopf,“ fuhr sie fort; „unterhaltend, voll guter Einfälle, flüchtig wie ein Schmetterling. Es könnte Ihnen Ehre genug machen, ihn nur einen Monat zu fesseln. Freilich würde er Ihnen nicht treu, aber doch nicht treulos, und am allerwenigsten Ihr Verräther seyn *).

Das war zu arg; ich brach los, und wurde verlacht. Seitdem heiße ich unter den Damen „Gabrielle.“ Mein Anbeter verfolgt mich noch immer mit seiner Galanterie, und versichert mir, daß zehn Liebeshändel, die er in Koblenz schon geführt, ihm nicht so viele Mühe gemacht haben, als dieser einzige mit seiner kleinen Gabrielle. Das ist hier Ton; und darum nennt man hier

*) Inconstant, mais pas perfide, et jamais traître.

Koblenz: klein Paris. Ach Klairant, wenn ich hier einen halben Tag in solcher Gesellschaft habe zubringen müssen — wie innig sehn' ich mich dann weg von diesen nichtssagenden Schäkereien, von Liebeserklärungen, die mit Lachen gemacht und mit Lachen aufgenommen werden! Wie sehn' ich mich nach deinem Auge voll stiller, und doch so gewaltsam hervorbrechender Leidenschaft; nach deinen freundlichen, vertraulichen Bliken; nach deinem bescheidnen und beredten Stillschweigen; nach deinen Seufzern und Worten, in denen dein Herz sprach! Und wenn ich dich noch nicht geliebt hätte, Klairant, ich würde dich jezt lieben, und die Natur, unsre Wäldchen, unsre Lauben, unsre heimlichen Pläze aufsuchen, um dein Herz und deine Liebe zu finden. Ach, ich kann mich jezt oft mit einer heissen Andacht zu dir hin wünschen.

Noch neulich Abends, als ich eben bei dem Auskleiden war, überfiel mich diese Sehnsucht. Klairant, ich habe niemanden, dem ich klagen darf, was ich fühle, was mir fehlt; ich muß mit mir selbst reden, mir selbst meinen Kummer klagen. Ich faltete meine Hände, und sagte laut die schönen Verse, die ich mir so oft wiederhole:

Vous, esclaves flétris et de cours et de villes.
Qui prodiguez votre âme à des maitresses viles,

Vous croyez être amans? Non, vous ne l'êtes pas.
Des palais où Phryné vous vendit ses appas.
Le véritable amour et s'indigne et s'exile;
Enfant de la nature, il en cherche l'asyle.
L'amour aime des bois les dédales épais.
S'enfonce dans leur ombre, et s'y nourrit en paix *).

Dieſe Verſe ſagte ich mit einer Wehmuth, mit einer ſo heftigen Leidenſchaft, daß mir die Augen naß wurden. Mein Mädchen ſtand hinter mir, ohne daß ich es wußte, und rief auf einmal mitleidig: „o mein gutes Fräulein, was fehlt Ihnen? Sie könnten ja ſo glüklich ſeyn, und ſind ſo unglüklich!“ — Ich unglüklich? fragte ich; wie ſo? — Nun erzählte ſie mir, was ich ſelbſt noch nicht bemerkt habe, daß ich

*) O, ihr elenden Sklaven des Hofes und der Städte, die ihr eure Herzen verächtlichen Mädchen ſchenkt — ihr glaubt die Liebe zu kennen? Nein, ihr kennt ſie nicht! Die wahre Liebe flieht die Paläſte, wo eine Elende euch ihre Liebkoſungen verkauft. Die Liebe, das ſchönſte Kind der Natur, haßt und fliehet euch. Ihr Wohnplaz iſt der ſchattige Wald, ihr Heiligthum ein heimliches Laubdach, in einem verborgenen Thale voll Friedens und Ruhe.

halbe Nächte da ſize, und weine und ſeufze, und daß ſie immer aufbleibt, bis ich ſchlafen gehe. Das arme Kind! Sie hat manche Nacht bis gegen Morgen an meiner Thür gehorcht, ob ſie noch Seufzer höre. Ich habe es mir nun angelobt, mich ſogleich, wenn ich deine Briefe geleſen habe (und die leſe ich jeden Abend), niederzulegen, um meiner armen Lucie den Schlaf nicht zu verderben. Ja, wer ſchlafen könnte, Klairant! Meinſt du nicht auch? Gute Nacht.

## VI.

### Klara an Klairant.

Ich bin von ganzem Herzen traurig, mein Klairant, von ganzem Herzen. Unſer guter König hat ſich retten wollen, und iſt in Varennes angehalten und wieder nach Paris gebracht worden. Kannſt du noch ſagen, die National-Verſammlung ſei nicht grauſam? — Anfangs hieß es, er wäre glüklich entkommen, und ich habe herzlich gewünſcht, daß es wahr ſeyn möchte; denn mein Vater ſagt, das allein könne einen bürgerlichen Krieg verhüten. Alles hier war ſo voller Freude; man illuminirte, jauchzte, und ſchrie. Jeder ſchien ſein eignes Leiden vergeſſen zu haben, und nur an die glükliche Rettung unſers guten Königs zu denken. Man dachte ſo-

gar nicht mehr an Partheihaß, und umarmte einander, vielleicht zum erstenmale, von Herzen. Dann kam die Nachricht, es sei mißlungen. Man wollte lange die ersehnte Hoffnung nicht aufgeben. Jeder zweifelte; und es that mir weh, wenn ich die traurigen Gesichter sah, die mit Schmerz fragten: ist es denn gewiß? — Und das, das ist es nicht allein, was mich bekümmert. Du, Klairant, du!

Ach, ich bin so betrübt, daß ich nicht einmal hoffen mag, und wenn ich auch Hoffnungen hätte. Ich size da, und sehe auf eine Stelle, weil ich dir, weil ich dem guten Könige nicht helfen kann. O, Klairant, schreib doch, melde mir alles. Zähle mir alle deine Seufzer vor, verschweig mir keine Thräne, die du vergiessest. Klagen lindert den Schmerz; das fühle ich Arme, die ich niemanden habe, dem ich klagen könnte.

Die Rosiere hat mir einen Zettel geschrieben. Ach, guter Klairant, ist es denn wahr, was sie schreibt? Sie könne dich, sagt sie, nicht ohne Mitleiden ansehen: so bleich, so kummervoll habe dich der Gram um mich gemacht. Du schleichst umher wie ein Gespenst, sprichst nicht, seufzest nur, und sizest, wenn du nicht bei deinem kranken Oheim bist, den ganzen Tag in meiner Laube, und denkst an mich. Ach, Klairant, es war mir so süß, wenn ich mir vorstellte: er weint um dich, er seufzt nach dir. Aber jezt ist es

mir nicht mehr süß. Nein, Klairant, sei heiter! Reden thut wohl. Wenn man eine Zeitlang gesprochen hat, erleichtert sich das Herz ein wenig. Es ist einem dann, als ob der Kummer in der Ferne stände, und einen nur von Zeit zu Zeit berührte. Lieber Klairant, mir zu gefallen, zerstreue dich. Sieh, die Rosiere schreibt mir von Nationalfesten, die gefeiert werden. O Klairant, da geh hin, tanze, vergiß mich. Ich will ja gern zufrieden seyn, wenn du den Tag über nur eine Stunde um mich traurig bist. Auch ich weine um dich am Abend. Den Tag über muß ich bald hierhin, bald dorthin. Abends sez' ich mich recht ordentlich zurecht, um an dich zu denken; und sieh, dann schlaf' ich endlich vor Ermattung ein. Klairant, ich bitte dich, schone deiner Gesundheit. Ich müßte ja hier vor Angst umkommen, wenn ich hörte, daß du krank wärest.

Ach, erst jezt begreif' ich — und mir schlägt das Herz vor Angst so laut, wenn ich daran denke — jezt begreif' ich, was du meinst mit der Verzweiflung, in die ich dich stürzen würde, wenn ich nicht zurükkäme. Klairant, du weißt, ich kann nichts weniger auf der Welt leiden, als Verzweiflung. Ich bitte dich, schreib ja nicht ein Wort davon in deinem nächsten Briefe; es ängstigt mich allzu sehr. Hierbei schike ich dir mein Portrait, lieber Klairant. Anfangs wollt' ich mich nicht mahlen lassen. Du weißt, daß ich

nicht gern lange sizen mag, und noch weniger kann ich es leiden, daß ein Mann mich so starr ansieht, wie es der Mahler thun muß. Endlich hab' ich es aber doch ausgehalten, weil mir einfiel, dir ein Bild von mir zu schiken. Mein Vater sagte, ich sähe darin so traurig aus. Aber konnt' ich denn anders aussehen? Ich dachte an nichts, als an dich. Man muß da so still sizen; und thu' ich das nur einen Augenblik, so bist du mein zweiter Gedanke. Sieh, nun bat ich den Mahler, mir noch eine Kopie zu machen für eine in Frankreich zurükgelassene Freundin. Aber bald hätte ich sie wieder abbestellt; denn der Mahler lächelte, als ich das sagte. Ich mochte vielleicht roth geworden seyn. Doch ich faßte Muth, that, als säh' ich sein Lächeln nicht, und bestellte das Uebrige, die Kleidung, und so weiter. Sieh nur! steht mir der Anzug einer Bäuerin nicht recht gut? Ach, wann wird der Augenblik kommen, da ich so gekleidet in deine Arme sinke!

Nein, mein guter Klairant, was bedarf es dazu Frankreichs, um zu gestehen, daß ich dich über alles liebe? Hier kann ich eben so gut sagen: „ich bin die Tochter des Vicomte du Plessis, und mein Geliebter ist ein Bauer.“ Und ich hab' es gesagt, ohne vor dir zu erröthen. Mein wunderlicher Liebhaber findet endlich, da ich gegen alle seine Etourderien hart wie ein Fels bin, daß ihm eine glükliche Liebe im Wege stehen muß:

Er läuft die Nahmen aller meiner Bekannten durch, fällt bald auf dieſen, bald auf jenen; und ich lächle dazu. Ah, ſagt er; der Glükliche iſt noch in Frankreich. Geſtehen Sie es nur! — „Nun ja.“ — Und heißt? — „Klairant!“ — Klairant? Ein verteufelter Nahme! Doch wohl kein Patriot? — „Mit Leib und Seele.“ — Alſo ehemals hieß er? — „Nie anders als Klairant.“ — Klairant? und iſt? — „Ein Bauer, der Sohn eines Pächters.“ — Sie ſcherzen. — „Mit Ihnen nie.“ — Ein Bauer, vielleicht ein Verrükter, der . . . — „So helfe der Himmel Ihnen zu ſeiner Verrüktheit!“ — In Ernſt? — „In Ernſt.“ — Sie lieben ihn? — „Von ganzer Seele.“

Er ſchlug ein lautes Gelächter auf, und mein Vater kam aus dem anderen Zimmer zu uns. Worüber lachen Sie ſo, Chevalier? fragte er. — Darf ich antworten? wendete der Gek ſich zu mir. — „Warum nicht?“ ſagt' ich. — Ihre Tochter erzählt mir, ſie liebe einen Bauer, Nahmens Klairant. Mein Vater erröthete, und warf einen Blik auf mich, worin ein Vorwurf lag. „Meine Tochter, Chevalier, iſt eine Närrin.“ Ich küßte meinem Vater die Hand, und ſagte, doch wohl etwas empfindlich: „der Chevalier bringt mich wenigſtens nicht dahin, meine Liebe zu bereuen.“ Ich wollte den Thoren los ſeyn; er verſtand mich aber nicht, oder wollte mich nicht verſtehen.

Du wirst das Gelächter der Welt werden, sagte mein Vater nachher. „Dann hätte ich Ihr Schikſal, mein Vater. Leute wie der Chevalier, verſpotten alle Tugend, und machen den elenden Rang, den ſie haben, verächtlich. Ich habe Klairant nie inniger geliebt, als ſeitdem ich ihn hier mit den Leuten meines Standes vergleiche.“ — Mein Vater ſchwieg, und iſt ſeitdem wieder eben ſo freundlich, wie vorher; doch vermeidet er jedes Geſpräch über dich.

Und ich bin damit wohl zufrieden; denn was kann man ohne mein Herz von dir ſagen? Nichts, gar nichts. Mein Bruder ſezt ſich bisweilen zu mir, und ſchwazt über dich. Aber ſo lieb er dich auch hat, ſo trifft er doch keinen Zug von dir. Es kommt mir gerade ſo vor, als ob ich wieder den Grundriß von Marly ſähe. Auf dem iſt freilich nichts vergeſſen. Das ſteht das Schloß, da ſind die Eſplanaden, da die Terraſſen, da die Gärten, da das reizende Abreuvoir, da die Bosquets mit ihren Statüen, ihren Baſſins und Waſſerkünſten. Wir ſtanden vor dem Grundriſſe, hörten ihn erklären, und gähnten recht herzlich. Seitdem bin ich ſelbſt in Marly geweſen. Ich habe wenig von dem geſehen, was der Grundriß enthält, und erinnere mich kaum an mehr, als an das eine Bosquet mit der Fontaine der Agrippine, und an den Muſenſaal. Aber meine Erinnerung an die Empfindung der heiteren Ruhe, des Friedens, die ich hatte, als ich

mir nicht mehr süß. Nein, Klairant, sei heiter! Reden thut wohl. Wenn man eine Zeitlang gesprochen hat, erleichtert sich das Herz ein wenig. Es ist einem dann, als ob der Kummer in der Ferne stände, und einen nur von Zeit zu Zeit berührte. Lieber Klairant, mir zu gefallen, zerstreue dich. Sieh, die Rosiere schreibt mir von Nationalfesten, die gefeiert werden. O Klairant, da geh hin, tanze, vergiß mich. Ich will ja gern zufrieden seyn, wenn du den Tag über nur eine Stunde um mich traurig bist. Auch ich weine um dich am Abend. Den Tag über muß ich bald hierhin, bald dorthin. Abends sez' ich mich recht ordentlich zurecht, um an dich zu denken; und sieh, dann schlaf' ich endlich vor Ermattung ein. Klairant, ich bitte dich, schone deiner Gesundheit. Ich müßte ja hier vor Angst umkommen, wenn ich hörte, daß du krank wärest.

Ach, erst jezt begreif' ich — und mir schlägt das Herz vor Angst so laut, wenn ich daran denke — jezt begreif' ich, was du meinst mit der Verzweiflung, in die ich dich stürzen würde, wenn ich nicht zurükkäme. Klairant, du weißt, ich kann nichts weniger auf der Welt leiden, als Verzweiflung. Ich bitte dich, schreib ja nicht ein Wort davon in deinem nächsten Briefe; es ängstigt mich allzu sehr. Hierbei schike ich dir mein Portrait, lieber Klairant. Anfangs wollt' ich mich nicht mahlen lassen. Du weißt, daß ich

habe Muth genug, meinen Vater zu verlassen, meine Mutter zu betrüben; ich troze dem Gedanken, daß ich meinen Eltern entlaufen bin; rechne es für nichts, den Spott, die Verachtung der Welt auf mich zu laden: und doch bin ich nicht dreist genug, mir eine Postchaise zu bestellen. Mich schrekt der Gedanke, daß ich dem Postillon sagen muß, er soll mich da und da hin fahren, und daß mir ein Reisender begegnen kann, der mir starr in das Gesicht sieht. Ich wäre schon längst bei dir, wenn ich fliegen könnte, oder mir durch eine menschenleere Wüste die rauheste Wege bahnen müßte. Freilich weiß ich wohl, daß mich nur Kleinigkeiten zurükhalten; aber ich kann sie nicht überwinden.

Und dennoch wird meine Sehnsucht, dich zu sehen, täglich stärker. Je länger ich hier lebe, desto mehr mißfällt es mir. Ach, wie kann ein Herz, das an die volle Empfindung der Liebe gewöhnt ist, sich mit Tönen begnügen? Mir fehlt hier alles. Die Menschen verekeln mir auch den Schloßgarten und die Spaziergänge. Man kann nicht eine Minute irgendwo seyn, ohne von Gelächter, von lautem, fröhlichem Geschwäz aufgejagt zu werden. Ich size jezt hinter unsrem Hause unter den blühenden Apfelbäumen, und traure um die Bäume in Pillon, die ihre Blüthe auf dich herabschütten, ohne daß ich es sehe und darüber jauchze.

## VII.

### Klairant an Klaren.

Klara, ich habe dein Bild; ich habe dich! Da liegt es neben dem Papiere, auf das ich an dich schreibe. Da liegt es und lächelt mir zu, wenn ich es anlächle, und weint mit mir, wenn ich traurig bin. — Es ist nicht einen Augenblik von mir entfernt. Ich trage es bei mir, hänge es neben mir an einen Zweig in unsere Laube, spreche mit ihm, und höre es mir antworten. Nun bin ich nicht mehr allein; ich habe dich, Klara, und bin glüklich. O, welch ein Meisterstük hat der Mahler gemacht! wie ähnlich, wie lebendig! Die braunen Haarloken scheinen auf dem Busen zu schweben. Wie schön ist die weisse, edle Stirn, von dem Strohhute beschattet! Klara, wie konnte der Künstler dich ansehen und mahlen! Die feinen blaßrothen Lippen; die schönen Wangen, durch die das liebliche Roth, wie durch einen Schleier, schimmert; das weiche, runde Kinn mit dem Grübchen! Und dann, Klara, die Worte hinten darauf, von deiner Hand geschrieben: „Klairants Geliebte!“ Ich betrachte diese beiden Worte eben so oft, wie das Gemälde. Dieses bist du; jenes ist dein Geist, dein Herz, deine Liebe. Als ich den Umschlag öffnete, worin es lag, dich erkannte, dich in der Kleidung sah, die du um meinetwillen

liebst, und die Worte las: Klairants Geliebte; — o Klara, du weißt nicht, ja auch ich wußte vorher nicht, was mein Herz für dich empfindet.

Ich beneidete mich selbst, legte dein Bild weg, wenn ich es eine Zeitlang angesehen hatte, und holte es dann wieder hervor. Es war mir immer neu, immer überraschend. Ich dachte, ganz ausser mir, es müßte reden; ich hoffte auf das Wunder, das den Pygmalion beglükte. Je länger ich es ansah, desto lebendiger wurden alle seine Züge: die Lippen öffneten sich; aus den Augen rollten Thränen die schönen Wangen herunter. O Klara, welche Augenblike hab' ich gehabt!

Und dann ist es doch wieder so todt, so fühllos, so starr.

Portrait de mon amante, ah trop charmant peut-être!
Ah! je te parle envain; non, tu ne m'entends pas;
Non, Claire, tu ne peus connoître
Ni mon amour, ni tes appas.
Tu as ses traits charmans, et tu n'es pas sensible?
Tes beaux yeux ne peuvent me voir?
Un impitoyable pouvoir

Oppose à tous mes voeux un obstacle invincible;
Ta beauté fait mon désespoir *).

Ich habe das Bild weggelegt, Klara, ich mußte es weglegen, wenn ich dir schreiben wollte. Und dennoch, dennoch — Nein, Klara, ich kann nicht mehr schreiben, und wenn jeder Buchstabe eine Quelle meines Glükes würde. Leb wohl.

## VIII.

### Klairant an Klaren.

Ich lese deine Briefe, Klara, lese sie wieder, und werde nie damit fertig. Mein Herz hatte dein Urtheil längst gesprochen. Konntest du anders als unschuldig seyn? Du bist es, Klara. Auch der allerleiseste Zweifel, den die Einsam-

*) Ach! du reizendes, allzu reizendes Bildniß meiner Klara, vergebens rede ich dich an; nein, du hörst meine Stimme nicht. Fühllos bist du gegen meine Liebe und gegen deine Reize. Du hast Klarens liebliche Züge; und dennoch bist du ohne Gefühl? deine schönen Blike sehen mich nicht? — Eine unerbittliche Macht vernichtet alle meine Wünsche, und deine Schönheit wird meine Qual!

keit und mein Gram um dich in meiner Seele erregen, ist besiegt. Du bist unschuldig; dein Vater hat deine Liebe überlistet. Er betrog uns Beide; denn, rufe dir noch einmal die Begebenheit jener unglüklichen Nacht zurük: und du wirst leicht bemerken, daß dein Vater sehr ungroßmüthig dein eigenes Herz brauchte, um dein Herz und unsere Liebe zu hintergehen. Er ist dein Vater; ich will schweigen.

„Es sind Schiksale möglich, die uns hindern können, je mit einander zu leben.“ Das ist wahr, Klara; aber ich fühle, das kann nicht lange dauern. Der Gram würde mein Leben verkürzen, das ohne dich eine drükende Last ist; und am Grabe brechen sich ja die Wellen des menschlichen Elendes. Ueber das Grab hinaus reicht es nicht, und dann find' ich ja das Herz meiner Klara. Es ist sehr traurig, wenn man den Keim seiner Hoffnungen in sein Grab pflanzen muß; doch dem Himmel sei Dank, daß wenigstens Eine mich durch mein ganzes Leben begleitet: die Hoffnung deiner Treue. Und wiedersehen werden wir uns; gewiß, Klara, wiedersehen werde ich dich. Wohin deines Vaters ohnmächtiger Haß dich führen kann, dahin wird ja meine mächtige Liebe dringen. Eine Tagereise, so bin ich bei dir; und sollte ich nur kommen, um meinen lezten Seufzer an deinen Lippen auszuhauchen, um dir zu sagen, daß ich dir treu geblieben bin.

Die Furcht iſt eben ſo eitel wie die Hoffnung. Erhalte mir deine Liebe; und keine Drohung, kein Elend, kein Schikſal ſoll je die Hoffnung, mit dir einſt glüklich zu ſeyn, aus meiner Bruſt reiſſen. „Es giebt ein Zuſammentreffen von Umſtänden.“ Wohl! Es kann auch auf tauſendfache Weiſe anders ſeyn. O, wenn eine Liebe, wie die unſrige, wenn Herzen wie meins und das deinige, nicht zu Hoffnungen berechtigen; ſo machte die Vorſehung die Hoffnung zum Vorzuge des Böſewichts, und lieſſe dem fühlenden Herzen nichts als das menſchliche Elend. Nein, Klara, ſo traurig ich auch jezt bin, ſo zweifle ich dennoch nicht. Ich ſehe dich, ich ſehe dich bald, und wir werden glüklich ſeyn. Glüklich? Und wären wir es nicht ſchon längſt, wenn wir nur den Muth hätten, der menſchlichen Thorheit zu entfliehen. Was hat denn der Himmel unſerm Glüke in den Weg gelegt? Wodurch hat er gezeigt, daß er unſer Unglük will? Er führte uns zuſammen; ein Engel, könnte ich ſagen, wachte über unſere Liebe, daß die Zeit ſie nicht zerſtören ſollte. Ein Engel vereinigte uns in Metz aufs neue, eben als das Band unſerer Herzen ſchlaffer wurde. Der Himmel lächelt auf unſere Liebe herab, und ſegnet ſie; und wir, Klara, wir ſchreiben unſere Unthätigkeit auf die Rechnung des Himmels, nennen unſere Schwäche Schikſal, und die Thorheit Anderer, die wir beſiegen können, ſo bald wir nur wollen, Vorſehung.

Sieh, ich eile nach Koblenz; was hindert mich? Klara geht eine Straße hinunter, sezt sich mit mir in den Wagen, fährt mit mir nach Pillon, wird meine Gattin, meine glükliche Gattin, und die Mutter froher Kinder. Eine Reise nach Koblenz, und etwa hundert Schritte von Klarens Wohnung bis an die Chaise: das ist die ganze Arbeit, welche unser Glük kostet; und wir geben unsere Thränen dem Himmel Schuld, wir hadern mit der Vorsehung über unsern Gram! Was wollen wir mehr? was können wir mehr wünschen? auf welches Zusammentreffen von glüklichen Umständen sollen wir hoffen? Meinst du, dein Vater werde je seine Einwilligung geben? Nein, das glaubst du selbst nicht. Auf was gründest du deine Hoffnung? Da liegt die Nahrung, dein Leben zu erhalten; streke die Hand darnach aus. Nein; der Himmel soll noch ein zweites Wunder thun: die Nahrung lehren zu dir zu kommen. Klara, das Schikfal mag zuweilen dem Verbrechen Felsen in den Weg thürmen; der Liebe ist der Weg zum Glüke geöffnet. Man darf nur den Muth haben, die Bahn zu gehen, und sie ist schon zurükgelegt. So sizt die junge Schwalbe auf dem Rande ihres Nestes. Sie hebt die Flügel, und will in die Luft; aber sie scheuet den Abgrund, der ihr nicht gefährlich ist, sinkt in das träge, enge Gefängniß zurük, und wirft besorgte Blike vor sich hinunter. Nun sieht sie die andern in der freien Luft flattern und

glüklich seyn. Sie hebt aufs neue die Flügel, und wird von der Mutter hinab gestoßen; flatternd erstaunt sie über ihre Kraft, an der sie verzweifelte, und zwitschert nun froh über das Glük, das die Natur, der Himmel ihr schenkte, und das nur sie sich versagte.

Das, Klara, das ist meine Hoffnung. Was dein Vater sagen würde? Vielleicht, Klara, wärest du das Band, das ihn wieder mit seinem Vaterlande vereinigte. Deine Mutter? Kannte sie nicht deine Liebe schon lange, und gab stillschweigend ihre Einwilligung dazu? Dein Bruder? Er liebt mich. Ich will dich nicht überreden, Klara. Nein; hebt sich in deiner schönen Seele ein Zweifel, so ist er gerecht, so bleib, so laß uns fort klagen. Du wirst nicht glüklich seyn, aber du wirst ohne Vorwürfe bleiben; und ich weiß, Klara, der erste Vorwurf, den du dir selbst machen müßtest, würde deine Seele stärker zerreißen, als ein langes Elend, das du nicht verschuldet hättest. Nein, ich will dich nicht bereden; bei unsrer Liebe! ich will das nicht. Es steht nicht in unserer Gewalt, den Schlägen des Schikſals auszuweichen; aber eine vorwurfsfreie Seele ist ein großer Trost in jeder traurigen Lage. Könnt' ich dir in meinen Armen ein heiteres, glükliches Leben versprechen, so würde ich dir zureden; das kann ich nicht; und darum schweige ich.

Ich weiß, Klara, daß du mich liebst; denn nur reine Liebe konnte deine Briefe schreiben. Ach, meine Feder wurde auch von keinem Mißtrauen geleitet; ich war sehr betrübt, und grollte mit meinem Schikſal. Der Kranke klagt in ſeinem Schmerze die Hand an, die ihm das Küſſen weicher legt, und macht dem Arzte Vorwürfe, der ihm hilft.

Eben das, was nach deines Vaters Meinung den Krieg entflammen ſollte, wird den Frieden erhalten. Der König iſt in Paris nicht unter Feinden, nein, unter ſeinen Kindern. Kannſt du den Menſchen in Koblenz Unpartheilichkeit zutrauen? Ich bejammre es mit dir, wenn ein Tropfen Menſchenblut vergoſſen wird. Die Geſchichte des Grafen Beaujolais hat auch mir Thränen gekoſtet. Aber laß uns darüber ſchweigen; vielleicht ſind wir Beide partheiiſch. Du hörſt täglich die Klagen des geflüchteten Adels; und ich bin täglich unter Menſchen, die mit frohem Herzen Feſte der errungenen Freiheit feiern. Klagen und Freude ſind anſtekend, und machen partheiiſch. Es geht mir nahe, wenn ich denken muß, daß meine Klara einen Gedanken hat, den ich nicht mit ihr theilen kann.

Die Roſiere iſt eine Thörin. Der Gram um dich, meine Klara, iſt mir ſo ſüß, die Einſamkeit ſo reizend, die Stille ſo erquikend, daß ich jezt immer ſo zu leben wünſche, wie ich lebe.

Die Furcht ist eben so eitel wie die Hoffnung. Erhalte mir deine Liebe; und keine Drohung, kein Elend, kein Schikſal ſoll je die Hoffnung, mit dir einſt glüklich zu ſeyn, aus meiner Bruſt reiſſen. „Es giebt ein Zuſammentreffen von Umſtänden.“ Wohl! Es kann auch auf tauſendfache Weiſe anders ſeyn. O, wenn eine Liebe, wie die unſrige, wenn Herzen wie meins und das deinige, nicht zu Hoffnungen berechtigen; ſo machte die Vorſehung die Hoffnung zum Vorzuge des Böſewichts, und lieſſe dem fühlenden Herzen nichts als das menſchliche Elend. Nein, Klara, ſo traurig ich auch jezt bin, ſo zweifle ich dennoch nicht. Ich ſehe dich, ich ſehe dich bald, und wir werden glüklich ſeyn. Glüklich? Und wären wir es nicht ſchon längſt, wenn wir nur den Muth hätten, der menſchlichen Thorheit zu entfliehen. Was hat denn der Himmel unſerm Glüke in den Weg gelegt? Wodurch hat er gezeigt, daß er unſer Unglük will? Er führte uns zuſammen; ein Engel, könnte ich ſagen, wachte über unſere Liebe, daß die Zeit ſie nicht zerſtören ſollte. Ein Engel vereinigte uns in Metz, aufs neue, eben als das Band unſerer Herzen ſchlaffer wurde. Der Himmel lächelt auf unſere Liebe herab, und ſegnet ſie; und wir, Klara, wir ſchreiben unſere Unthätigkeit auf die Rechnung des Himmels, nennen unſere Schwäche Schikſal, und die Thorheit Anderer, die wir beſiegen können, ſo bald wir nur wollen, Vorſehung.

thut mir weh, daß ich dir das erst versichern mußte, daß ich nicht ohne Umschweife mit dem anfangen konnte, was ich dir sagen wollte: Klairant, ich glaube, du thust Unrecht! Laß mich einmal wieder zu dir reden, wie einst der Knabe zu dem Knaben, mit der ganzen Freimüthigkeit eines liebenden Herzens, mit dem unbesorgten Vertrauen des Freundes.

Klairant, du thust Unrecht! Was hast du mit meiner Schwester vor? Du liebst sie, und sie liebt dich, mit allem Feuer eines jugendlichen Herzens. Nur Vorurtheile sezen sich deiner Liebe entgegen. Zugestanden! Aber auch Vorurtheile beschränken die Handlungen des Mannes von Ehre. Sie sind ein Unglük; doch das Unglük fordert Schonung. Was hast du mit meiner Schwester vor? Sie hat deine Briefe von mir bekommen. Ich glaube nicht, daß du mich als Mittel brauchen willst, meinen Vater zu betriegen. — Bei deinen ersten Briefen weinte sie, klagte, und wurde wieder ruhig. Diese Thränen waren ein Trost für ihr volles Herz. Deine Briefe gaben zwar ihrer Liebe Nahrung; aber sie waren auch die Freude ihres Lebens. Ich ließ das gehen, so oft auch meine Vernunft mir über meine zu schwache Liebe für euch Beide Vorwürfe machte. Meine Schwester sendet dir heimlich ihr Portrait. Ich freue mich darüber; denn dies Geschenk giebt meinem unglüklichen Freunde eine heitere Stunde. Sie be-

kommt einen Brief von dir; und nun ist ihr Zustand verändert: sie klagt nicht mehr; sie ist unglüklich. Als ich ihr den Brief gab, nahm sie ihn mit der gewöhnlichen Heftigkeit hin, und drükte ihren Mund auf die Züge deiner Hand. Ihr Auge glühte, ihre Wange brannte. Sie lief in den Garten, sezte sich in die Laube, und erbrach den Brief. Ich sah aus dem Fenster ihr zu. Sie vergoß im Lesen Thränen, las wieder, strekte die Arme gen Himmel, und versank dann in ein tiefes Nachsinnen. Seitdem geht sie mit schwankenden Schritten, zieht von Zeit zu Zeit den Brief hervor, und ihr Gesicht wird dabei immer finsterer, ihre Stirn ernster. Sie hört auf zu weinen, und wankt, wie im Traume, ganze Tage umher. In ihrem Gesichte liegt eine tiefe Trauer, in ihrer Seele eine unstäte, rasche Unruhe. Jezt ist nicht mehr ihr Geliebter der Gegenstand ihres Kummers; nein, ihr Vater und ihre Mutter sind es geworden. Sie wirft jezt die Blike voll Sehnsucht, mit denen sie sonst nur die Briefe ihres Geliebten betrachtete, auf ihre Eltern. Ihre Augen füllen sich mit Thränen, wenn ihre Mutter ihr mit Zärtlichkeit die Hand reicht. Sie zittert, wenn ihr Vater ihr mit Liebe die Wangen streichelt. Die Liebe ihrer Eltern ist ihr zur Last. Sie freuet sich, so oft der Vater ihr ein hartes Wort sagt, und stellt sich ihm, wenn er durch seine Lage erbittert ist, in

den Weg, um der Gegenstand seines Unmuthes zu werden.

Ist sie allein auf ihrem Zimmer, so zieht sie die Briefe des Geliebten hervor, wie sonst; aber sie benezt diese Briefe nicht mehr mit kummervollen Thränen. Nein; sie liest mit Entzüken, und nennt deinen Namen mit hoher Freude. Dann versinkt sie in ein tiefes Nachdenken, das mit Thränen anfängt, und sich mit einer frohen zärtlichen Miene endigt. Sie breitet die Arme aus, als ob sie dem Geliebten entgegen flöge. Noch mehr. Sie hat das Nothwendigste an Kleidern und Wäsche in ein Bündelchen gepakt; das verbirgt sie mit grosser Aengstlichkeit, und sieht alle Tage nach, ob es noch da ist. Sonst saß sie einsam in dem Gärtchen; jezt geht sie alle Abende — und am liebsten allein, so furchtsam sie auch ist — über die Moselbrüke den Weg hin, der nach Frankreich führt. Da steht sie auf der Höhe, starret mit brennenden Augen den Weg hinauf, zittert, und kommt voll Unruhe, mit Thränen in dem müden Blike, wieder.

Was ist das, Klairant? Meine Schwester erwartet dich. Sie will ihre Eltern verlassen, um mit dir nach Frankreich, dem Aufenthalte aller Verbrechen, zu fliehen. Dort findet sie Schuz, das weiß ich. Vergebens würde der Vater sie von dort mit bitteren Klagen zurükfordern, vergebens die Mutter dort den Schuz der Geseze an-

rufen, die nur Raub und Räuber begünstigen. — Ist es nicht so, dann verzeihe der brüderlichen Aufmerksamkeit, die zu weit gieng. Ist es aber so, Klairant, — dann antworte. Die Freundschaft und die Bruderliebe fordern deine Vertheidigung.

Du hast meine Schwester beredet, zu entfliehen, du! Hättest du ihr anzubieten, was sie durch die Flucht aus dem väterlichen Hause verliert, so wärest du weniger unedelmüthig. Du gewinnst, wenn sie flieht; sie verliert. Sie bringt das Opfer, und du beredest sie, es zu bringen. Ist das edelmüthig? — Es giebt Bedenklichkeiten, über die man sich nicht hinwegsezen darf, ohne den Verdacht des Eigennuzes auf sich zu laden; und eigennüzig scheinen wollen, ist beinahe eigennüzig seyn. Meine Schwester verliert durch eine Verbindung mit dir — einen elenden Rang, den ihre Liebe jezt nicht kennt; aber wird nie ein Zeitpunkt kommen, wo sie ihn für etwas rechnet? Und was wolltest du dann der unzufriedenen Miene antworten, mit der sie dir vorwürfe, du habest sie beredet, ein Opfer zu bringen, das sie darum brachte, weil sie es nicht kannte? Klairant, ich liebe dich, gewiß, ich liebe dich; und will es das Schikſal, so bin ich der Erste, der dir die Hand als Bruder bietet: aber mein Bruder muß die Geseze des Edelmuthes nie übertreten. Ich bitte dich, antworte mir eben so offen, wie ich fragte.

## X.

### Klairant an du Plessis.

Ich will dir eben so aufrichtig antworten, Plessis, wie du fragtest; denn du kannst nicht stolzer seyn, als ich. Ich bin ein Französischer Bürger, und das bist du jezt nicht. Unsre Meinungen sind verschieden; aber ich liebe dich. Mein Vaterland könnte mir gebieten, gegen dich zu handeln, aber nie, dich zu hassen. Warum mit mir reden, wie der Knabe ehedem mit dem Knaben? Warum nicht wie zwei Männer, die einander lieben und ehren? Ja, ich habe deiner Schwester geschrieben: es wäre das einfachste Mittel, uns glüklich zu machen, wenn ich nach Koblenz käme, wenn sie ihren Vater verließe, in meine Arme eilte, mit mir nach Frankreich gienge, meine Gattin würde, mich glüklich machte, und selbst glüklich wäre. Das habe ich ihr geschrieben, nichts mehr und nichts weniger; und nach deiner Erzählung, sieht sie ein, wie sehr ich Recht habe.

Vorurtheile muß ich schonen, wenn sie wohlthun; aber thut denn das Vorurtheil deines Vaters Klaren wohl? thut es mir wohl? Soll ich mich, soll ich Klären zu ewigem Elende verdammen lassen, um deines Vaters Vorurtheil nicht zu beleidigen? Und soll die Wahrheit nicht gleiche Rechte mit dem Vorurtheile haben? Was hat dein

Vater voraus, daß er von mir und seiner Tochter verlangen darf, wir sollen die heiligsten Gefühle der Natur unterdrüken — Gefühle, die eher waren, als die bürgerliche Ordnung, und die länger dauern werden, als die Zeit und die Erde —; damit er nicht nöthig habe, einen lange genährten Irrthum aufzugeben? Warum soll ich noch zitternd einen vergoldeten Götzen anbeten, wenn ich meine Hände und meine Seele zu dem erhabnen, unsichtbaren Urheber des Weltalls aufheben kann? warum auf die Rechte des Herzens, um der Rechte der Thorheit willen, Verzicht thun? Warum soll mir eine bittere Stunde deines Vaters wichtiger seyn, als ein ganzes kummervolles Leben meiner Klara? Oder hältst du die Liebe für ein gleiches Vorurtheil, für eine thörichte Begierde, die mit der Jugend vergeht? Wohl denn! Vorurtheil gegen Vorurtheil! Und wer hätte dann mehr Schonung zu fordern: die heiß verlangende Leidenschaft eines jugendlichen Herzens, oder die bedächtigere, abgestorbene des Alters? Hier sieht wieder der Riese mit dem Kinde.

„Ich gewinne," schreibst du, „wenn Klara zu mir flieht; und sie verliert. Sie bringt das Opfer, und ich berede sie, es zu bringen." Was gewinne ich? was verliert sie? Welches Opfer verlange ich, und welches kann sie mir bringen? Ich gewinne ein Weib, das ich mit allen Kräf-

ten meiner Seele liebe; aber sie gewinnt, wenn sie mich eben so liebt, nicht weniger. Und liebt sie mich nicht so — wer fordert dann, daß sie zu mir fliehen soll? Wo ist das Opfer? wo der Mangel an Edelmuth, den du mir vorwirfst? — Ihr Rang? Ich kenne nur zweierlei Menschen: ehrliche Leute und Schurken; und wehe mir, wenn Klara eine andere Rangordnung unter den Menschen machte, und dann zu mir flöhe! Eigennuz? Wie? Hier? hier, wo ich durch die Verbindung mit Klaren Verdacht gegen mich errege? hier, wo ich niemals sagen darf: sie ist die Tochter eines Vicomte? — Seze mich auf den Thron der Erde, und verstoß Klaren in die elende Hütte eines Schäfers, oder unter den freien Himmel, das Dach einer Bettlerhorde; sie wäre dennoch meine Geliebte. Eigennuz! Klara sei der Preis einer jahrelangen Galeerenarbeit; ich lasse mich jauchzend an die Ruderbank schmieden. Gebt mir die Gewißheit, daß Klara an der Brust eines andern Mannes glüklicher seyn wird, als an der meinigen; ich opfere meine Hoffnungen auf, und wenn mein ganzes Wesen darüber zu Grunde gienge. Eigennuz! — Bei Gott! Pleffis, ich bin so stolz auf mein Herz, auf meine Liebe, wie wohl kaum la Fayette auf seinen Ruhm. Titel! Ich führe jezt einen, vor dem ihr in Koblenz zittert: „Französischer Bürger;“ und es soll ja den Rang eines Mannes beweisen, daß Andre vor ihm zittern. Du siehst, wie sehr ich mich darauf

verlasse, daß ich Recht habe; denn ich bin, ohne es zu wollen, ins Scherzen gekommen.

Das ist meine Antwort, lieber Plessis. Findet Klara meine Gründe vernünftig, so wirst du, so wird die ganze Welt mich nicht hindern, sie in dem ersten Französischen Dorfe meine Frau zu nennen. Findet sie diese Gründe nicht so; erhebt sich in ihrem Herzen die leiseste Stimme des Widerwillens dagegen; scheuet sie den Kummer ihrer Eltern, und sieht sie ihn als ihr eigenes Unrecht an: so sei ruhig; ich habe sie gebeten, dort zu bleiben, und zu vergessen, daß je mein Herz für sie geschlagen hat. Nicht, als ob ich das Opfer zu groß fände, das sie mir dann brächte: nein, Plessis! mein Herz ist des ihrigen werth; sondern, weil ich es für abscheulich halte, den hellen Spiegel einer reinen Seele mit dem nagenden Fleken einer auch nur zweifelhaften Schuld zu trüben, und auf ein Herz, das in dem Bewußtseyn der Schuldlosigkeit seine Ruhe findet, die Last eines Selbstvorwurfes zu bürden.

Dann erwarte ich — ruhig oder unruhig, glüklich oder unglüklich, gleichviel! — den Tag, da, wie du sagst, das Schikſal will. Und will es nicht, so soll wenigstens keine unmännliche Klage die fromme Ruhe Klarens stören. Sie soll die Freude haben, daß ich auch noch mit dem lezten Athemzuge das Opfer segne, welches sie

dem Vorurtheil ihres Vaters brachte, das Opfer, welches mein Herz zerriß.

Das ist meine Antwort, frei wie sie ein Mann dem andren giebt, der sein Freund ist. Nun eine Frage. Man spricht bei uns, und auch schon in den öffentlichen Blättern, von Kriegeszurüstungen der Ausgewanderten gegen Frankreich. Plessis, wirst du die Waffen gegen dein Vaterland führen? Nein, ich glaube nicht, daß je ein Herz, welches an dem meinigen geschlagen hat, so sinken kann. Und wäre es — o Plessis, wie fühle ich, daß ich dich liebe! — und wäre es dennoch — nein, ich hörte nicht auf dich zu lieben; aber diese Liebe würde seyn wie ein Verbrechen für ein frommes Herz. Plessis, denk an die Träume unserer Jugend, denk an unsere Freundschaft, unsre Liebe! O Gott! wenn Geliebte und Freund auf einmal mir und ihrem Glüke wiedergegeben würden! Plessis, mein Bruder, mein Freund, mein Mitbürger! Ach, es giebt Vorstellungen, die so reizend sind, daß sie für das menschliche Loos zu viel scheinen! Wie würd' ich das Glük ertragen! aber wie das Gegentheil! Und wenn dein Vaterland dich haßt, dich hassen muß, so ist dennoch in seinem Umfange ein Herz, das nicht an diesem Hasse Theil nimmt, und das gern sein Blut für dich vergösse. Leb wohl!

Ach, Plessis, auch unsre Freundschaft, die herzliche Liebe der beiden Knaben, schien deinem

Vater eine kindiſche Thorheit. Wie, wenn er forderte, du ſollteſt aufhören mich zu lieben; könnteſt du gehorchen? O, wie kann ein Mann es wagen, ſich zwiſchen zwei Herzen zu drängen, welche die Natur, und alles, was in unſrer Natur göttlich iſt, verbunden hat! Wie kann ein Menſch ſo verwegen ſeyn, ſich gegen den Kreislauf der Erde zu ſtemmen? Und iſt das Geſez der Liebe weniger mächtig, als das, nach welchem die Sphären rollen? Sag! ſag ſelbſt! Eher wird die Erde in ihrem Laufe ſtokken, eher das Band, das die Geſtirne an einander feſſelt, zerreiſſen, als das Band, welches mein Herz an die Kinder des Vicomte du Pleſſis bindet. Laß das, guter Pleſſis!

Wie kann dein Vater es wagen, ſich zu beſchweren? War er es nicht, der Klaren nach Mangienne zu der Weinleſe brachte? Legte er nicht ihre Hand in die meinige, und ließ ſie mit mir tanzen? Drang er nicht darauf, daß ich mich als Bäuerin verkleiden und Klaren beſuchen mußte? Forderte er nicht, daß ſie und ich uns mit einander meſſen ſollten? Sah er nicht, wie wir, Klara und ich, uns weigerten? Wir fühlten die Gefahr. Er hieß uns das Band knüpfen; und nun verlangt er, ich ſoll die Natur umkehren. O, ſag ſelbſt, iſt das möglich?

## XI.

### Klara an Klairant.

Hier bin ich, Klairant. Hier bin ich, bereit dir zu folgen. Ich habe lange geschwiegen, lange überlegt. Hundertmal nahm ich die Feder, dir zu schreiben, daß ich entschlossen wäre, dein zu seyn. Meine Hand zitterte vor Freude, mein Herz drängte meine Hand; und doch stand ich an. O, ist es denn so schwer, glüklich seyn zu wollen? rief ich. — Ich will dich nicht bereden, schreibst du. O mein edler, guter Klairant, bereden! Was bedarf es deiner Ueberredung? Mein Herz, mein eignes Herz, die Vorstellung meines Glükes, ach! diese süsse, diese reizende Vorstellung — Ich saß da, wollte an meine Eltern denken, und zwang meine Phantasie, mir das Gesicht meiner Mutter von Thränen bedekt, mir die stumme Trauer meines Vaters über die entflohene Tochter zu mahlen. Meine ungetreue Phantasie war mit meiner Liebe im Bunde. Ich sah meine Mutter, meinen Vater: aber wie! wie! O, daß ein Augenblik meines Lebens diesen himmlischen Traum erfüllte! Meine Mutter schlang den einen Arm um ihre glükliche Klara; und mit der andern — o Klairant! Klairant! — drükte sie den Sohn unsrer Liebe an ihre Brust. Du lagst in den Armen meines Vaters; ich hörte ihn dich „mein Sohn!“ nennen, und zit-

terte vor Freude. Seine Stimme war Zärtlichkeit, Liebe; nicht einmal die Stimme der Verzeihung.

Nein, ich konnte nichts andres denken, als unser Glük, mochte ich es auch anfangen, wie ich wollte. Ich dachte an die Minute, da ich entflohen war, da die Stimme meiner Mutter mich suchte, da die kummervolle Miene meines Vaters mich zurükwünschte. Zwischen dem Entzüken meiner Seele erhob sich eine leichte Unruhe; aber nur einen Augenblik. Alle diese Bilder entflohen schnell. Meine Seele flog über den Zeitraum von Jahren hinweg. Da saß ich mit dir, an deiner Seite, in dem schönsten Thale der Welt vor einer Hütte, an der sich Rosen und Weinreben hinaufschlangen, unter einem Laubdache. Ich lag an deiner Brust, spielte mit deinen Haarloken; und dein Auge voll Zärtlichkeit, dein Auge voll heiterer Liebe, kündigte nur dein und mein Glük an. Vor uns in den Blumen spielten unsre Kinder; die himmlische Gegend in einem leichten Rosenlichte, war mit Lauben und kleinen Lustgehölzen bedekt: ein entzükender Anblik. Dann giengen wir Hand in Hand durch die liebliche Gegend. Da sah ich mich, wie ich die Blumen begoß, welche du aufbandeſt. Auf einmal war es Abend: die Sterne schimmerten durch das Laubdach, der Mond beleuchtete uns Beide, die Natur versank in eine heilige Ruhe voll Glükes; nur unsre Herzen

waren noch ruhiger, als sie. Ach, Klairant, gleich dem Engel des Paradieses, folgte ich uns Beiden auf jedem Schritte, und gleich dem Engel ward ich von unsrem Glüke bezaubert. Wir giengen, bei dem Lichte des Mondes, in stillen Gesprächen, und kehrten in die Hütte zurük, die jezt eine Laube schien; du schlummertest in meinen Armen, und ich bewachte deinen Schlaf, den nur der Mond beleuchtete.

Ich zeichne dir nur Eine von den Scenen, die immer wechselten und unsre Freude, unser Glük vervielfältigten. Der Mond verwandelte sich in die aufgehende Sonne, der Frühling in den Herbst; wir lasen Weintrauben unter Rosen, und brachen Obst zwischen der Baumblüthe. Nichts behielt einen Augenblik seine Gestalt; das Einzige, was unveränderlich blieb, war unsre Liebe und unser Glük. Was bedarf es bei diesen Bildern deiner Ueberredung! bei diesen Bildern, die eben so wahr als reizend sind! Wahr, Klairant; wahr, sage ich. Was meine Phantasie hinzusezte, das wechselte: Hütte, Thal, Gegend, Zeit; das Wahre blieb unverändert: unsre Liebe, unsre zärtliche Einigkeit. Und nun, Klairant, laß deine Phantasie die dunkelsten Farben zu ihren Bildern nehmen; stelle unsre Hütte zwischen schauderhafte Felsen, und bekleide sie, anstatt mit Rosen und Weinlaub, mit Nesseln und Heidekraut. Einsam, unfruchtbar sei die Gegend; kein Baum streke seine blühenden Zweige

über uns aus, kein Vögelchen baue darin sein Nest, keine Stimme der Frölichkeit lasse sich hören: so bleiben wir Beide dennoch dieselben — Klairant und Klara. Unsre Liebe wird die Gegend verschönern, und die Felsen zu lieblichen Sizen machen; unsre Stimmen werden sie beleben. Das Echo in den Felsen wird uns antworten, oder das Gezirpe der Eidechse im Heidekraut Theil an unsrer Freude nehmen. Klairant, ich kenne kein anderes Elend, als deinen Kummer und die Trennung von dir. Mangel, Armuth, Verachtung? O, trag deine dunkeln Farben dreifach auf das Gemälde unsres Lebens; unsre Liebe wird dennoch durchschimmern, und sie alle überstrahlen. Was bedarf deine Klara? Nichts als ein Stük Leinwand, dich und mich zu bekleiden; und welcher Fels hätte nicht für die forschende Liebe ein Paar Blümchen zum Schmuke für meine Loken und meinen Busen? Wird uns eine Quelle fehlen, unsern Durst zu löschen? — Nahrung? Haben wir nicht Arme, welche die Liebe stärkt, und ist die gemeinschaftliche Arbeit nicht der Liebe ein leichtes Spiel? Nein, Klairant, meine Träume sind wahr, so lange du mich liebst. Führe mich in das Elend; an deiner Hand sehe ich es nicht, und lächelnd werden wir Beide sagen können:

Des destins la chaine redoutable
Nous entraine à d'éternels malheurs:

Mais l'éspoir à jamais secourable
De ses mains viendra sécher nos pleurs,
Dans nos maux il sera des délices,
Nous aurons de charmantes erreurs.
Nous serons au bord des précipices;
Mais l'amour les couvrira de fleurs *)

Klairant, mein Busen ist voll großer, schöner Hoffnungen. Kein Vorwurf erhebt sich; auch nicht der leiseste Zweifel stört meinen Geist in seinem heitern, frohen Fluge zu dir. Ich bin Tochter, und habe Thränen für den Kummer meiner Eltern; aber diese Thränen fließen ohne Vorwurf, ohne Reue. Mit weinendem Auge blike ich zum Himmel, und mache ihn zum Zeugen meiner Trauer, doch auch meiner Unschuld. Ich beklage meines Vaters Vorurtheil; aber mehr kann ich nicht; denn ich bin Klairants Geliebte. Sieh, hier steh' ich, dein! dein! Das Schikfal mag eine Krone vor meine Füsse werfen, oder einen Abgrund; ich fliege hinüber in deine Arme. Dort sind' ich meine Welt, meine Hoffnung,

*) Des Schikfals Hand stieß uns in ein immerwährendes Elend; aber uns begleitet die stets helfende Hoffnung, und ihre sanfte Hand troknet unsre Thränen. Unser Kummer kennt das Entzüken. Glükliche Träume ersezen Tage voll Thränen; und unsre Liebe bedekt mit Blumen den Abgrund, an dessen Rande wir leben.

mein Glük, mein Alles! O Himmel! guter Himmel! soll Klairant noch eine Thräne weinen, die meine Hand nicht troknet? Freude genieſſen, die Klara nicht mit ihm theilt? Du, gütige Vorsehung, gabſt mir mein Herz; du goſſeſt den lebendigen Strom der Liebe über die Erde. Ich fliehe zu Klairant, und folge nur deinen Gesezen. Komm! eile, mein Geliebter! Ich bin bereit; ein heiterer Blik voll Seelenruhe, voll des ſanfteſten Friedens, und das reine Herz deiner Klara ſollen dich empfangen. Lebt wohl, meine Eltern, lebt wohl. Ich bin traurig, aber nicht laſterhaft. Lebt wohl, lebt wohl!

Klairant, ich bin fertig; alle meine Geſchäfte mit der Welt, die mir nun fremd wird, habe ich abgethan. Einige Wäſche, eine niedliche Kleidung, wie ſie ſich für Klairants Frau ſchikt, iſt eingepakt. Ich habe ſie mir die Nächte durch genähet, und manche Freudenthräne hat ſie ſchon für unſer Glük geheiligt. O, ich genoß ſchöner, entzükender Stunden, als ich die Kleidung machte. Alles war ſtill, und meine Jalouſieen zugezogen, daß niemand meine frohen Nächte bemerken ſollte. Nichts hatte ich bei mir, als den Schuzgeiſt unſrer Liebe. Der Morgen brach an, ehe ich es dachte, und die Arbeit, die ich mir vorgenommen hatte, war gethan. Dann löſchte ich das Licht aus, und öffnete leiſe mein Fenſter. Da ſtand ich, und athmete mit vollen Zügen die

kühle, erfrischende Morgenluft. Unter meinem Fenster floß der Rhein langsam dahin. Ein grauer Nebel bedekte seine Fluth, oder ein Nachen ruderte still, einsam, hinab, und durchschnitt Welle und Nebel. Ueber dem Ehrenbreitstein, der meinem Fenster gegenüber liegt, leuchtete der Tag hervor, und verkündigte das Ende der nächtlichen Stille, und den Anfang meiner Ruhe. Sanft, mit dem Laufe des Rheins, schwammen dann meine Gedanken zu dir; meine Augen schauten, und sahen in dem flatternden Segel des Nachens dein Bild. Die Gegend verschwand nach und nach vor mir; deine Liebe umgab mich, bis einzelne Stimmen im Hafen, dann das Geschrei der Schiffer, mich störten, und der erste Strahl der Sonne mich endlich vom Fenster verjagte. O, was für einen süssen Schlummer genoß ich in den Morgenstunden; denn ich hatte vorher für unsere Liebe gewacht.

Ich war wie ein Kind, Klairant. Als ich mein Kleid fertig hatte, versuchte ich es, und zündete mehrere Lichter an, um mich im Spiegel zu sehen. Mit ausgebreiteten Armen lief ich meinem Bilde entgegen, als ob ich oder das Bild du wäre. Der Anzug paßte, und kleidete mich. Meine Mutter würde die Künstlerin bewundern, die, von der Liebe unterrichtet, wie eine Meisterin arbeitet.

Ich habe auch einen Strohhut, Klairant. Ach, ich mußte lachen, und doch wurde ich traurig, als ich ihn kaufte. Eben suchten ein Paar junge Französische Edelleute sich in demselben Laden grosse Säbel aus. „Sollte er groß genug seyn, um gegen die Sonne zu schüzen?“ fragte ich das Mädchen, mit dem ich handelte. In dem Augenblike fragte einer der jungen Leute den andern in Scherz, und besah die Schneide des Säbels: „sollte er scharf genug seyn, mir meinen Adel wieder zu verschaffen?“ Da standen wir neben einander. Deine Klara kauft den Hut einer Bäuerin, um das Andenken ihres unglüklichen Ranges gänzlich zu zerstören; und der kauft einen Säbel, um sich den Rang wieder zu erkämpfen. Man kannte mich nicht. Ich kam aus der Messe, und hatte eine grosse Levite an, die mich und meinen geliebten Hut verbarg.

Meine Mutter habe ich gebeten, meine Kleider meinem Mädchen zu geben, das ich liebe, herzlich liebe, seitdem es meinem Kummer sein Mitleiden schenkte. Ich habe meinen Eltern mit aller Ruhe eines schuldlosen Herzens geschrieben, und alle meine Lieblingsstellen noch einmal besucht. So war ich noch einmal oben auf dem Ehrenbreitstein, und freuete mich der erhabenen Aussicht. Ach, Klairant, ungern hab' ich Abschied von dieser herrlichen Höhe genommen. Sieh, da gehst du, wenn du über den Rhein gefahren bist,

ganz sanft den Berg hinan, auf dem die Festung liegt. Terrassenweise hat man in den Felsen einen Gang gebrochen, der nur so breit ist, daß ein Wagen fahren kann. Der Weg geht immer an der Rheinseite des Felsens hin und zurük. Jezt bist du etwa hundert Schritt hoch über dem Punkte, auf dem du erst standest, und so kommst du weiter. Du gehst immer, bald rechts, bald links, am Felsen, steigst auf Treppen, die in ihn eingehauen sind, kommst durch ungeheure Thore, wendest dich, und steigst immer höher, so daß dein Gesichtskreis immer größer, die Tiefe, in welche du hinab siehst, immer schreklicher wird. Endlich bist du oben. Klairant, welch ein Anblik! Links zwischen den Felsen her dringt der breite, schöne Rhein, unter deinen Füssen hin! Es ist, als ob der Felsen mit dem, der darauf steht, von dem Strome fortgetragen würde; so steil sieht man hinab. Koblenz, das jenseits des Flusses liegt, hast du noch immer unter dir; es schien mir, als müßte ich mit einem Steine hinüber werfen können. Vor dir gießt die Mosel sich in den Rhein. An ihr blieb mein Auge haften; sie verfolgte ich, so weit mein Auge reichte, so weit sie zu sehen war; ich suchte noch ihren Lauf, wo Berge und Wälder sie verbergen; sie kommt ja von dir. Ich stand da, stüzte mich lange auf die Mauer, sah in die Gegend hin, die dich verbirgt, und ließ mir die Schluft zeigen, aus der du kommen mußt, um deine Kla-

re zu holen. So traurig die Gegend nach Trier zu von dieser Höhe herab scheint — denn finstere Wälder, oben hin wie mit einer Scheere beschnitten, enden den Horizont —: ich konnte doch mein Auge nicht von ihr abziehen. Rechts und links ist die Gegend, so weit das Auge reicht, unbeschreiblich schön; reich an Dörfern, Städten und Menschen: ein Gemählde voll Lebens, voll Freude, Arbeitsamkeit und Ueberflusses.

Heute habe ich diesen Anblik zum leztenmale gehabt. Ich blieb lange oben. Bei dir, Klairant, bei dir, sah ich die Sonne untergehen. „Dorthin, da wo die Sonne sinkt, liegt Chatillon," sagte mein Bruder. — Dahin liegt es, antwortete ich heftig; dort wohnt Er. — „Und hier," antwortete er gerührt, auf die Stadt zeigend —: „hier wohnt dein Vater, Klara, den der Gram so schwach gemacht hat, daß ihn der kleinste Verlust, den er jezt erlitte, in's Grab stürzen würde." Er sah mich dabei vielbedeutend an. Klang das nicht so, als ob er wüßte, was mein Vorsaz ist? „In's Grab!" Meine Flucht wird ihn niederbeugen; aber mein Glük soll ihn wieder aufrichten. Wenn er mich liebt — und er liebt mich, Klairant — so . . . Nein, er kann nicht traurig seyn, wenn seine Klara glüklich ist.

Ich bin fertig. Komm, eile! Wir wohnen am Rhein, dem Hafen gegenüber, bei dem Nach-

gänger *) Herrn B***, vom Rheinthore das dritte Haus rechts. Mein Fenster ist das lezte des Hauses im ersten Stokwerke, nach dem Thore hin. Vor dem Fenster stehen ausserhalb zwei Töpfe mit Rosen. Jeden Abend mit dem Schlage Zehn, sobald meine Lucie mich verlassen hat, nehm' ich die Blumen herein; das ist dein Zeichen. Meine Eltern gehen früh zu Bett. Dann gieb mir ein Merkmal: singe, huste; o, ich werde dich schon an deinem Athemzuge erkennen. Ich gehe nicht vom Fenster weg, öffne meine Jalousie, und seze meine Blumentöpfe wieder hinaus: daran sollst du wissen, daß ich dich bemerkt habe. Dann mit dem Schlage Zwölf komme ich herunter. Das Haus, worin wir wohnen, wird wegen des Schiffszolles nicht verschlossen. Ich finde dich, Klairant, am Thor, und eile an deinem Arm durch die Stadt. Den Weg bis an das Moselthor kenn' ich genau. Da steigen wir in den Wagen, und fliegen nach Trier, oder wo du die Wege sicher glaubst. Dann, dann — o Klairant, die Feder entsinkt meiner zitternden Hand! — dann nach Chatillon. Dein Oheim legt unsre Hände in einander, und ich bin deine Gattin. Der gütige Himmel, die ewige Vorsehung begleiten uns!

*) Das scheint der Nahme eines Amtes zu seyn. Ein Wasserzolleinnehmer, vermuthlich.

Ach, Klairant, die Schwalbe! Da flattert sie, badet sich im Sonnenschein, und schlägt vor Entzüken die Flügelchen noch einmal so schnell. Sie ist frei, und schwingt sich dahin, ihrem Glük entgegen. Ihr Zwitschern ist der Ton der Freude, des Entzükens. —, Klairant, ich versinke in dem Meere von Wonne. O, wenn ich erst an deiner Brust wieder erwache, um aufs neue in den Taumel der Freude, in den Rausch der Liebe zu versinken! Eile. In drei Tagen hast du meinen Brief, und den Donnerstag kannst du hier seyn. Klairant, wie zittere ich schon, daß ein Freudengeschrei, wenn ich dich sehe, deine glükliche Klara verrathen könnte! O, wird mein Herz das Glük tragen, ohne zu brechen?

Jezt ruft der Wächter zwölf Uhr. Man lacht darüber, daß in Deutschland Leute gehalten werden, welche des Nachts die Stunden abrufen. In Frankreich, sagte neulich ein Spötter, schläft man, ohne wissen zu wollen, wie lange man schläft. Mir ist diese Sitte nie lächerlich gewesen, so sonderbar es mir Anfangs auch vorkam, daß ein Mensch sich dahin stellt, und mit dem fürchterlichen Ton eines Hornes und mit einer noch fürchterlichen Stimme alle Menschen aufwekt, um ihnen zu erzählen, was es geschlagen hat. Ja, einem sorglosen Schläfer mag diese Gewohnheit widrig genug seyn. Ich selbst winke manchmal an dem Tischchen wo ich

ganz sanft den Berg hinan, auf dem die Festung liegt. Terrassenweise hat man in den Felsen einen Gang gebrochen, der nur so breit ist, daß ein Wagen fahren kann. Der Weg geht immer an der Rheinseite des Felsens hin und zurük. Jezt bist du etwa hundert Schritt hoch über dem Punkte, auf dem du erst standest, und so kommst du weiter. Du gehst immer, bald rechts, bald links, am Felsen, steigst auf Treppen, die in ihn eingehauen sind, kommst durch ungeheure Thore, wendest dich, und steigst immer höher, so daß dein Gesichtskreis immer größer, die Tiefe, in welche du hinab siehst, immer schrecklicher wird. Endlich bist du oben. Klairant, welch ein Anblik! Links zwischen den Felsen her dringt der breite, schöne Rhein, unter deinen Füssen hin! Es ist, als ob der Felsen mit dem, der darauf steht, von dem Strome fortgetragen würde: so steil sieht man hinab. Koblenz, das jenseits des Flusses liegt, hast du noch immer unter dir; es schien mir, als müßte ich mit einem Steine hinüber werfen können. Vor dir gießt die Mosel sich in den Rhein. An ihr blieb mein Auge haften: sie verfolgte ich, so weit mein Auge reichte, so weit sie zu sehen war; ich suchte noch ihren Lauf, wo Berge und Wälder sie verbergen: sie kommt ja von dir. Ich stand da, stüzte mich lange auf die Mauer, sah in die Gegend hin, die dich verbirgt, und ließ mir die Schluft zeigen, aus der du kommen mußt, um deine Kla-

Wie komme ich auf den Gedanken? Nein, das ist nicht möglich; und doch hat mich der Gedanke so erschrekt, daß ich kalt geworden bin, wie eine Leiche. Klairant, wenn ich um zehn Uhr das Fenster öffnete, dich suchte, dich nicht sähe, deine Stimme nicht hörte, vergebens hoffte — es schlüge Zwölf, und du wärst nicht da — ach, wie würde mir dann seyn! sag, wie würde mir dann seyn! —

## XII.

### Klara an Klairant.

Klairant, du bist nicht gekommen; es ist heute Dienstag, und du bist noch nicht hier. So ist meine schrekliche Ahnung erfüllt! Ach, ich zitterte schon, als ich den Brief zusiegelte. „Aber wenn er nicht käme!“ das war der einzige Gedanke, den meine Seele mit immer grösserer Aengstlichkeit dachte. Wenn er nicht käme! Je näher der Donnerstag heranrükte, desto fürchterlicher drängte der Gedanke sich hervor. Er wurde Ahnung, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit. Ich saß zitternd da. Nein, rief mein Herz dann mit allen Stimmen der Liebe: nein, er kann nicht ausbleiben! — Und nun! — Klairant, der Donnerstag ist vorüber, der Dienstag auch; und du bist nicht da. Ach, diese Wunde schmerzt und

brennt. Habe Mitleiden mit deiner Klara! Die Ungewißheit, die Angſt, die Furcht iſt ein entſezlicher Zuſtand. Meine Einbildungskraft ſpannt mich auf die ſchreklichſte Folter. Was hat dich abgehalten, Klairant? Ach, ich zittere, mir durch Worte den Gedanken deutlich und gewiß zu machen — den Gedanken, der ſich oft mit einer Höllenangſt hervorarbeitet, und wieder unter eben der Angſt verſchwindet. Klairant, du biſt krank! krank oder todt! Morgen iſt Poſttag. Geht morgen der Tag hin, ohne — Klairant, das wäre grauſam, ſehr grauſam!

Sieh, den Donnerſtag erwachte ich ſo freudig, und ſagte mit Andacht, gewiß mit frommer Andacht: „heute!“ Ich öffnete mein Fenſter. Die Sonne ſtrahlte herein; ich empfieng ſie mit Freudenthränen, ſtrekte meine Hände gen Himmel, und betete für dich! für dich, Klairant! Ich nahm allen meinen Muth zuſammen. Welch einen Tag hatte ich für dich zu ertragen! Heute ſollte ich meine Eltern verlaſſen! Ich gieng mit ſchwerem Herzen zu ihnen in das Zimmer, und wünſchte ihnen zitternd einen guten Morgen. Wenn meine Mutter mich anſah, konnt' ich kaum meine Thränen zurükhalten. Nein, Klairant, du ſollſt nicht wiſſen, welch einen Tag deine Klara für dich lebte. Ich ſchloß am Abend meine Eltern in die Arme. Beinahe hätten Thränen, beinahe hätte die Heftigkeit, mit der

ich mich an ihre Brust preßte, mich verrathen. Ich kam, mir selbst unbewußt, auf mein Zimmer; und nun gab der erste Gedanke an dich, Klairant, mir meinen Muth, meine Ruhe wieder. O, ist es recht, daß du, du, dein Wort nicht hältst? Ich verlasse um dich meine theuren Eltern; und du? — —

Sieh, ich stand zitternd, bebend, am Fenster. Noch bestrahlte die Sonne mir gegenüber den Fuß des Felsens. Immer höher stieg der Schatten, und mein Auge folgte seiner langsamen Bewegung so unabläßig, daß ich hätte erblinden mögen. Ich rechnete Zoll für Zoll nach. Schon lag das alte Schloß im Schatten; der Felsen ward dunkler, und ich zitterte vor Ungeduld. Endlich erloſch der lezte Strahl oben an der Spize. Ach, ich Thörin vergoß Freudenthränen, und seufzte: er ist da! Mein Herz schlug ungestüm; mein Blut wallte. Jeder Lärm erschrekte, jede Menschenstimme ängstigte mich; denn sie sagten mir, daß es noch immer nicht Nacht war. Ich schikte meine Lucie weg, öffnete mein Fenster, nahm die Blumentöpfe herein, und konnte sie kaum mit den zitternden Händen halten. Nun lauschte ich durch die Jalouste. Alles war so still; ich hörte keinen Fußtritt, keine Stimme, nichts. Endlich öffnete ich das Fenster wieder, und sah ängstlich hinaus. „Jezt muß er kommen! das ist er! das ist sein Gang!“ Es war

das Plätschern der Wellen am Ufer. „Da kommt er!“ Meine Hoffnung betrog mein Ohr tausendmal. Es schlug Zehn, und du warst nicht da. Ich starrte hinaus in die Nacht, holte mein Päckchen Kleidung hervor, und hängte meinen Strohhut an den Arm. O, dacht' ich, ist das recht, Klairant? Ich horchte; mein Athem stand, ich hörte die Schläge meines Herzens. Ach, ich war getäuscht. Du kamst nicht. — Es schlug Eilf. Ich schlich in der Angst hinunter, gieng an das Thor, und sah dich auch da nicht. Nun stand ich bis zwölf Uhr wieder am Fenster, mit dem Blumentopf in meinen Händen. Mir schmerzten die Arme vom Halten; aber ich ertrug es. Es stiegen Thränen in meine Augen; doch ein Vorwurf kam nicht über meine Lippen. Die aufgehende Sonne sah das getäuschte Mädchen noch am Fenster geduldig warten und Thränen der Liebe weinen.

Welche Tage sind das gewesen, Klairant! Die Müdigkeit hat mich nicht überwältigt. Ich bin blas, als ob ich aus dem Grabe aufstände; und das ist nichts als Ermattung. Bei Nacht harre ich auf dich, und am Tage läßt mich der Kummer darüber, daß du ausbleibst, nicht schlafen. Meine Eltern fragen beunruhigt: was ist dir, Klara? Ich antworte mit Thränen. O, ich möchte es der ganzen Welt klagen, daß du mich so grausam getäuscht hast. Was kann dich abge-

halten haben? Wenn du dich auch bedacht hattest; wenn du es auch nöthig fandeſt, das Glük deiner Klara aufzuſchieben — was hielt dich ab, mir das zu ſagen? Darf ein Anderer, als du ſelbſt, mir mein Elend ankündigen? Deine Liebkoſungen hätte meinen Schmerz gelindert. Ich wäre dann nicht ſo unglüklich geweſen; ich hätte dich geſehen, geſprochen, und vielleicht durch meine Thränen dich dennoch überredet, mit mir in einen Winkel der Erde zu fliehen. Klairant, hätte ich doch lieber nicht gedacht, daß mir mein Glük ſo leicht, ſo nahe ſei! Iſt es recht, Klairant? iſt es recht?

Da ſchwimme ich auf einem elenden Brete mitten im Meere. Du zeigteſt mir das glükliche Ufer, warfeſt mir Hülfloſen ein rettendes Ruder zu. Eben will ich Unglükliche an das Land ſpringen, und da ſtöſſeſt du mich grauſam wieder mitten in das Meer hinaus. Du folterſt jezt mein Herz doppelt mit der getäuſchten Hoffnung meines Glükes. Klairant, iſt es recht? Ach, wenn auch du mich verlieſſeſt — Nein! nein! du haſt mich nicht verlaſſen. Morgen kommſt du. Heute flieſſen meine Thränen noch; aber ſchon dieſe Nacht werd' ich an deiner Bruſt getröſtet ſeyn. Könnte ich auch noch länger dieſe Angſt ertragen? — Komm, Klairant, komm! Der Schlaf wird mich nicht überwinden. Ich lege meine Stirn in das Fenſter, wenn die Er-

müdung mich überwältigt; schon ein Seufzer erwekt mich, ein fallendes Rosenblatt verjagt meinen Schlummer. O komm, du wirst mich nicht schlafend finden. Kein Vorwurf, keine Klage soll dich betrüben. Ich sehe dich, und mein Schmerz ist vergessen; ich kann nur fröhlich seyn, wenn Klairants Arm mich hält *). Ende nur meine Angst! Was kann dich abhalten? Ach, Klairant, was konnte dich abhalten, wenn du nicht krank bist?

*) J'oublie et mes douleurs et mon ressentiment;
Je ne sais qu'être heureuse auprès de mon amant;

ich mich an ihre Brust preßte, mich verrathen. Ich kam, mir selbst unbewußt, auf mein Zimmer; und nun gab der erste Gedanke an dich, Klairant, mir meinen Muth, meine Ruhe wieder. O, ist es recht, daß du, du, dein Wort nicht hältst? Ich verlasse um dich meine theuren Eltern; und du? — —

Sieh, ich stand zitternd, bebend, am Fenster. Noch bestrahlte die Sonne mir gegenüber den Fuß des Felsens. Immer höher stieg der Schatten, und mein Auge folgte seiner langsamen Bewegung so unablässig, daß ich hätte erblinden mögen. Ich rechnete Zoll für Zoll nach. Schon lag das alte Schloß im Schatten; der Felsen ward dunkler, und ich zitterte vor Ungeduld. Endlich erlosch der lezte Strahl oben an der Spize. Ach, ich Thörin vergoß Freudenthränen, und seufzte: er ist da! Mein Herz schlug ungestüm; mein Blut wallte. Jeder Lärm erschrekte, jede Menschenstimme ängstigte mich; denn sie sagten mir, daß es noch immer nicht Nacht war. Ich schikte meine Lucie weg, öffnete mein Fenster, nahm die Blumentöpfe herein, und konnte sie kaum mit den zitternden Händen halten. Nun lauschte ich durch die Jalouste. Alles war so still; ich hörte keinen Fußtritt, keine Stimme, nichts. Endlich öffnete ich das Fenster wieder, und sah ängstlich hinaus. „Jezt muß er kommen! das ist er! das ist sein Gang!“ Es war

unsre Arme streken, finden wir Härte; allenthalben fliegt uns ein Dolch entgegen. Sie scheinen ihren Krieg nur zu führen, um uns elend zu machen, und sind Freunde, wenn wir zu einem von ihnen fliehen wollen. Wo können wir Hülfe suchen? Frankreich, das einzige Land, welches unsre Liebe schüzte, das einzige, welches der fesselosen Natur, der getrennten Liebe einen Zufluchtsort gewährte, verschließt dir seine Gränzen. Das einzige Land, wo dein Vater es nicht wagen konnte, seine zerstörende Hand an das Heiligthum unsrer Liebe zu legen, wo die Vorwürfe, mit denen er unsre Liebe verfolgte, ein Verbrechen waren; das einzige Land, wo meine Liebe, meine Zärtlichkeit für eine Tugend galt: das fordert dein Blut, wenn du seine Gränze betrittst. Alle andern Länder der weiten Erde geben uns keinen Winkel, keine Einsamkeit, wo du sicher in meinen Armen, an meinem Herzen ruhen könntest, wohin nicht deines Vaters Hand reichte, wo nicht die Thorheit seine Gewaltthätigkeit gut hieße, wo sie nicht unsre Treue Verbrechen, und unsre Liebe Ungerechtigkeit nennte. Wohin sollen wir fliehen, Klara? Hier drüken Freiheit, Vernunft, Natur und die Gesezе das Siegel der Ehre, der Tugend auf meine Handlung; dort verfolgt die Schande unsre Schritte, vergiftet unsre Liebe, verbittert unser Glük, und tastet die Wurzel unsrer Zufriedenheit an. Wenn ich dort meinen Arm um das

Weib schlage, das mir der Wille des Himmels, mein Herz und ihre Liebe gaben, so heiß' ich ein Böſewicht, ein Verführer, ein elender Eigennüziger. Die Gewalt nimmt deines Vaters Grauſamkeit in Schuz, bedekt dich mit Schande, und giebt mich der Verfolgung Preis. Alles iſt im Bunde, uns elend zu machen! Wir waren in der weiten Schöpfung die Einzigen, vielleicht durch alle Ewigkeit die Einzigen, die das Geſchik mit dem unerhörteſten Schlage zerſchmetterte, daß uns Weisheit und Thorheit, Gewaltthätigkeit und Geſez, Wahrheit und Irrthum mit gleichem Urtheil zum Elende verdammen! Nein, Klara, meine Hoffnung iſt dahin. Nicht Menſchen, der Himmel ſelbſt iſt gegen unſre Liebe verſchworen. Wir ſollen ein Beiſpiel ſeines Zornes und des Unglükes ſeyn, das den Menſchen treffen kann. Ach, wirf deine Blike nicht auf der Erde umher; du findeſt nirgends einen Zufluchtsort. Selbſt die Wilden, welche nichts kennen als die Liebe, welche den Habſüchtigen, den Verbrecher, den Mörder mit Gaſtfreundſchaft aufnehmen — ſelbſt die würden hart gegen uns ſeyn und zum erſtenmal, um uns elend zu machen, das Geſez der Natur übertreten.

Glaube nicht, Klara, daß ich jämmere; nein, mein Auge kennt keine Thräne mehr. Es iſt dem Schmerze nicht gelungen; das Geſchik hat, mit meiner Hoffnung, mit meinem Glüke, auch das

Organ vernichtet, durch welches der Schmerz in die Seele eindringt. Im Uebermaße des Elendes lag auch die Hülfe dagegen; meine Empfindung iſt todt, erſtarrt *). Meine Gedanken zählen die Summe meines Elendes ganz kalt auf, und kaum hab' ich noch Gefühl genug, um dich zu trauern.

Nein, Klara, wir wollen nicht klagen, durch keine Thräne den Elenden, die uns unglüklich machen, einen Triumph bereiten. Laß uns die Gegenwart vergeſſen, und auch nicht Einen Blik in die Zukunft werfen. Die Vergangenheit allein, ach, die glüklichen Vergangenheit, ſoll unſer Gedanke werden; und dann ſind wir dennoch glüklicher, als die Millionen, welche die Liebe nicht kennen. Dem Schikſale zum Troz will ich glüklich ſeyn. Der Schlag, der uns zerſchmettern ſollte, war einzig; und ſo will ich auch ganz neue Mittel finden, mich heiter zu machen. Sieh, der Sterbliche borgt ſeine Freuden von der ſchwankenden Hoffnung der Zukunft. Ich will meine verſchwundenen Hoffnungen, welche die vergangenen Jahre längſt erfüllt haben, wider zurükholen. Klara, waren doch die verwelkten Blumen, die deine Hand mir geſchenkt hatte für mich lieblicher, als die, welche ich mir ſo eben

*) Elle est devenue stupeur.

pflükte. In deine Laube will ich mich ſezen, mich zurükſchwärmen in meine verfloſſenen Freuden, und dein ſchönes Bild umarmen. Täglich, Klara, will ich noch einmal die Weinleſe in Mangienne mit dir feiern. Alle die Augenblike, da du in meinen Armen lagſt, da deine ſchönen Lippen auf den meinigen ruheten, will ich zurükrufen. Alle die Nächte, da wir im Park bei einander ſaßen da du deinen Arm um meinen Naken ſchlangeſt und mich an dein Herz drükteſt — alle dieſe entzükenden Nächte will ich wiederholen. Sieh, es iſt ſo ſchwer nicht, glüklich zu ſeyn; ich habe Menſchen gekannt, welche die Kunſt verſtanden, und auch ich werde ſie lernen.

Im Elſaß kam ich auf einer meiner kummervollen Streifereien an ein einſames Kloſter, das rings von einem finſtern Gehölz umgeben war. Ich machte die Thür auf, die mir der Eingang in die Ewigkeit ſchien, und aus dem dunkeln Kreuzgange kam mir eine Todtenſtille entgegen. Ein bleicher Mönch lag unbeweglich vor einem Kruciſix auf den Knieen. Er hob ſich allmählich auf, als er mich ſah, und ſchlich mit einem langſamen feierlichen Gange daher, wie ein Todter, der erſtanden iſt. Wir giengen in einen finſtern Garten, und er ſezte ſich mit mir auf ſein offnes Grab, an dem er alle Tage arbeitete. Ich zitterte, und warf mitleidige Blike auf das blaſſe,

doch zufriedne Geſicht des Mönches. Als er mir ſeine Art zu leben beſchrieben hatte, drükte ich ihm die Hand, und ſagte mit erſtikter Stimme: „wie unglüklich ſind Sie, mein Vater! Ganz getrennt von der Welt, von den Menſchen; ohne alle Hoffnung, ohne beſſere Ausſicht auf morgen; ohne eine Freude, die Sie erwarten können; ohne eine Veränderung Ihres Schikſals — wie können Sie glüklich ſeyn!

„Ich lebe in der Erinnerung,“ ſagte der Greis mit ſanfter Stimme und einem zufriedenen Blike; „und ich bin glüklich. Jeden Tag lebe ich hier noch einmal meine glükliche Jugend, und nehme die Freude, welche die Welt von der Hofnung borgt, von der Vergangenheit.“

Und kann Sie das glüklich machen? fragte ich.

„Wenn nicht glüklich, doch zufrieden,“ antwortete er lächelnd. „Der Menſch kann viel, wenn er Muth hat, viel zu wollen. Er lernt in der Erinnerung heiter ſeyn, wenn ihm die Gegenwart verſagt iſt.“

Ohne daß er einen Gedanken in die Zukunft werfen darf, glüklich? warf ich ein.

„Die Zukunft iſt mir nicht verboten,“ antwortete er heiter. „Ich arbeite alle Tage daran.“ — Er zeigte auf ſein Grab.

Sieh, Klara, das iſt von jezt an unſer Schikſal. Und konnte der Mönch heiter ſeyn, warum nicht auch wir? Laß uns denken, unſer Geſchik hätte uns in la Trappe begraben. Zwei Gedanken ſind uns erlaubt: unſre verfloſſenen glüklichen Tage, und unſer Grab. Das Uebrige verſagt uns — die Ordensregel oder das Schikſal, eine Kloſtermauer oder die Nothwendigkeit, ein blinder Zufall oder die Vorſehung: das alles iſt eins. Laß die Welt in Nichts zerſtäuben, Klara; die beiden Gedanken, die man uns erlaubt, ſind tröſtend: der an unſere Liebe, und der an das Grab. Wir waren glüklich, glüklicher als tauſend Andere; und darum mußten wir auch unglüklicher werden, als ſie.

Unglüklicher? O, iſt es denn wahr, was ich hier in meiner Bruſt mit brennendem Schmerze fühle? iſt es wahr, daß wir ohne Hoffnung elend ſind? Klara, welche ſchrekliche Zweifel ſteigen in meiner Seele auf, und drohen, ſie zu vernichten? Führte uns das Schikſal erſt an die Thür des Paradieſes, und zeigte uns deſſen Herrlichkeit, um den Schmerz über die Wüſte, in die es uns ſo grauſam hinausſtieß, noch ſchärfer zu machen? Ach, es iſt beſſer, an gar keine Vorſehung zu glauben, als an eine menſchenfeindliche! War unſer Geſchik ein Spiel blinder Zufälle? Nun denn, ſo könnte der Wurf noch an-

ders fallen! Und fällt er nicht anders — wen sonst hab' ich anzuklagen, als meine muthlose, unmännliche Liebe zum Leben! Sähe ich Absicht, Zwek, bei unserm Schikſale; so — wäre ewige Vernichtung ein Trost, um dessen Vollendung ich immer auf diesem Steine knieend beten, und meine Hände Tagelang gefalten lassen wollte. O Klara, wie unglüklich sind wir!

---

Klara, wie reizend mahlst du unser Glük! Du warst bereit, du standest schon da, mit deinem Hute am Arme, mit deinem Paket Wäsche, mit deinem Kleide, und sahest so heiter, so arglos, so zutraulich zu dem Himmel empor, wie ein Kind zu den Augen seiner zärtlichen Mutter. Ein Hut, dich gegen die Sonne zu schüzen, war alles, was du zu bedürfen meintest. Ach, wie konnte der Himmel dich, dich mit deiner nichts besorgenden Unschuld, mit deinem gläubigen, frommen Zutrauen, so grausam täuschen! Ich möchte verzweifeln, wenn ich lese, wie du da stehst und zum Himmel auf lächelst, so freundlich, so — O flattre nun, Schwalbe, flattre nun! Der Bliz hat dich getroffen und deine Flügel gelähmt. — Klara, welche Träume hast du jezt von mir? Sieh, da sizen wir Beide unter den Ruinen der Welt, verlassen, klagend, und hauen aus den

pflükte. In deine Laube will ich mich ſezen, mich zurükſchwärmen in meine verfloſſenen Freuden, und dein ſchönes Bild umarmen. Täglich, Klara, will ich noch einmal die Weinleſe in Mangienne mit dir feiern. Alle die Augenblike, da du in meinen Armen lagſt, da deine ſchönen Lippen auf den meinigen ruheten, will ich zurükrufen. Alle die Nächte, da wir im Park bei einander ſaßen da du deinen Arm um meinen Naken ſchlangeſt und mich an dein Herz drükteſt — alle dieſe entzükenden Nächte will ich wiederholen. Sieh, es iſt ſo ſchwer nicht, glüklich zu ſeyn; ich habe Menſchen gekannt, welche die Kunſt verſtanden, und auch ich werde ſie lernen.

Im Elſaß kam ich auf einer meiner kummervollen Streifereien an ein einſames Kloſter, das rings von einem finſtern Gehölz umgeben war. Ich machte die Thür auf, die mir der Eingang in die Ewigkeit ſchien, und aus dem dunkeln Kreuzgange kam mir eine Todtenſtille entgegen. Ein bleicher Mönch lag unbeweglich vor einem Kruciſix auf den Knieen. Er hob ſich allmählich auf, als er mich ſah, und ſchlich mit einem langſamen feierlichen Gange daher, wie ein Todter, der erſtanden iſt. Wir giengen in einen finſtern Garten, und er ſezte ſich mit mir auf ſein offnes Grab, an dem er alle Tage arbeitete. Ich zitterte, und warf mitleidige Blike auf das blaſſe,

Mein Herz schuf sich schon aufs neue Hoffnungen, süße, reizende Hoffnungen. Ich will Klaren holen, dacht' ich; will mit ihr nach Paris eilen, und sie dort vor die National-Versammlung führen. Da soll sie stehen, mit ihren allmächtigen Thränen im Auge, mit ihrem noch allmächtigern, flehenden Bliken. Bürger! will ich rufen: Bürger! Gesezgeber der edelsten Nation! Ihr verdammtet alle Ausgewanderten zum Tode. Hier steht Klara du Plessis vor euch. Auch sie ist zum Tode verurtheilt; denn sie verließ ihr Vaterland. Kindliche Liebe, die Bitten ihrer Eltern zogen sie über die Gränze von Frankreich; eine bessere, edlere Liebe, die zu mir, brachte sie wieder zurük. Leset diesen Brief, Gesezgeber meines Vaterlandes; leset diesen Brief, und dann sprecht ihr Urtheil! Klara, ich sah Thränen über unser Schikſal — in Augen, die längst unter Morden zu weinen verlernt haben. Mitleidige Blike trafen dich und mich. Man las deinen Brief; alle Tribünen jauchzten und weinten. Selbst die Unmenschlichsten riefen: Gnade! Ich fiel in deine Arme; du versank an meiner Brust. Wir giengen triumphirend, von dem halben Paris begleitet, an den Altar des Vaterlandes. Hier wurdest du meine Gattin, unter dem Schuze des Gesezes, das einmal gerecht war, weil es schwieg. — So träumte ich, warf mich rasch auf den Boden nieder, und dankte dem Himmel für mein

Glük, das ich schon so gewiß, so sicher zu haben glaubte. Ich jammerte, daß du nicht bei mir warst, und eilte zu meinem kranken Oheim, um auf die wenige Tage Abschied von ihm zu nehmen.

Als ich die Thür öffnete, sah ich meine Mutter, mit Thränen auf den blassen Wangen, neben seinem Bette. Mein Oheim saß aufgerichtet; auf seinen verfallenen Wangen lag eine dunkle Röthe, sein erloschnes Auge strahlte ungewöhnlich. O, die Unmenschen! rief er, als ich hereintrat. Ich fragte, hörte mit Entsezen, und meine theuerste Hoffnung verschwand, wie ein lügenhafter Traum. Saintonge, Herr von Hesperange, verließ Frankreich, um seinen Sohn, der nach Brüssel gegangen war, zu überreden, daß er zurükkehren möchte. Des Vaters und der beiden Schwestern Bitten ist vergebens; alle Drei kehren traurig nach Hesperange zurük. Auf einmal stürzen Nationalgarden in Saintonge's Haus, reissen ihn und seine beiden Töchter aus den Betten, werfen sie in einen Wagen, und schleppen sie nach Paris. Man stellt Saintonge vor Gericht. Er erzählt. Die Redlichkeit in seinen Augen spricht mächtiger als seine Zunge, und Thränen bestätigen, was er sagt. Die Töchter liegen zu beiden Seiten des Vaters auf den Knieen; Schönheit, Jugend, kindliche Liebe, Schwüre, Versicherungen, Thränen: alles spricht für den

edlen Alten; aber vergebens: er ist ausgewandert, und das unmenschliche Gesez fällt sein Urtheil. Sein Blut fließt, und die beiden Töchter schmachten als Geißel für den Bruder im Gefängniß. Das hört' ich, Klara, und meine Hoffnung war verschwunden. Ich versank aufs neue in den Abgrund des Elendes, aus dem deine Liebe und deine Ueberredung mich gerissen hatten.

Ach, Klara, kein Unglük ist so groß wie das unsrige. Wo ist der Mensch, der nicht bei seinem Elende irgend einen Zeitpunkt sieht, auf den er hoffen darf, irgend einen Umstand, an den er seine Hoffnung knüpfen kann! Das ist das Seltne, das Grausame in unsrem Elende, daß sogar meine Einbildungskraft nirgends, selbst nicht in dem Gebiete der Wunder, eine Aussicht zu finden weiß, die nicht sogleich von der Nacht unsres Elendes verdunkelt würde. Ach, Klara, ich habe alles, auch die einfachsten menschliche Bedürfnisse, aufgegeben, unsrer Liebe die unfruchtbarsten Felsen, die schreklichste Wüste der Erde als Freistätte aufgesucht, eine elende Höhle zu unserm Wohnort ausersehen, eine fürchterliche Höhle mitten unter schreklichen Felsen, wo ein Vatermörder den Himmel der Grausamkeit beschuldigen würde. Vergebens! vergebens! Und könnte

Sieh, Klara, das ist von jezt an unser Schikſal. Und konnte der Mönch heiter seyn, warum nicht auch wir? Laß uns denken, unser Geſchik hätte uns in la Trappe begraben. Zwei Gedanken sind uns erlaubt: unsre verflossenen glüklichen Tage, und unser Grab. Das Uebrige verſagt uns — die Ordensregel oder das Schikſal, eine Kloſtermauer oder die Nothwendigkeit, ein blinder Zufall oder die Vorſehung: das alles ist eins. Laß die Welt in Nichts zerſtäuben, Klara; die beiden Gedanken, die man uns erlaubt, sind tröſtend: der an unsere Liebe, und der an das Grab. Wir waren glüklich, glüklicher als tausend Andere; und darum mußten wir auch unglüklicher werden, als sie.

Unglüklicher? O, ist es denn wahr, was ich hier in meiner Bruſt mit brennendem Schmerze fühle? ist es wahr, daß wir ohne Hoffnung elend sind? Klara, welche schrekliche Zweifel steigen in meiner Seele auf, und drohen, sie zu vernichten? Führte uns das Schikſal erſt an die Thür des Paradieſes, und zeigte uns deſſen Herrlichkeit, um den Schmerz über die Wüſte, in die es uns so grauſam hinausſtieß, noch ſchärfer zu machen? Ach, es ist beſſer, an gar keine Vorſehung zu glauben, als an eine menſchenfeindliche! War unser Geſchik ein Spiel blinder Zufälle? Nun denn, so könnte der Wurf noch an-

Ich bin unglüklich! Leb wohl, Klara. Leb wohl, meine Geliebte. Es ist vorbei.

---

Mein Oheim ist krank. Da liegt er, kalt, untheilnehmend für alles, was nicht Er ist. Er betastet seinen Puls mit einer Aufmerksamkeit, mit einer Unruhe, als ob es der Puls des allgemeinen Lebens wäre, als ob mit seinem Herzen das Leben der Schöpfung stoken würde. Eine Falte in seinem Kopfküssen beschäftigt ihn mehr, als die schwere Last von Elend, die ich trage. Die Menschen um ihn her sind für ihn vernichtet. Er berechnet den Lauf der Zeit, ach, der jezigen, für unser Vaterland so fürchterlichen Zeit, nach den Stunden, da er einnehmen muß. Die ganze Hoffnung des menschlichen Geschlechtes scheint in seinem Arzneiglase zu liegen; das tausendfache Elend, welches vielleicht Millionen Herzen niederdrükt, wiegt ein bedenkliches Kopfschütteln seines Arztes nicht auf. Er fühlt sich besser; nun lächelt er, und verlangt, daß auch ich lächeln soll: ja, er würde das von ganz Frankreich verlangen. Dann fragt er kalt: „wie ist dir, Klairant? Sei ein Mann! Klara war

dir nicht bestimmt! . . . O, Klarant," sagt er dann empfindlich: „wie kalt bist du gegen deinen kranken Oheim!" Ich sah die Fliege nicht, die sich auf seine Stirn gesezt hatte. — Das ist das menschliche Leben, Klara! Der kalte, unfruchtbare Verstand breitet der Tugend einen so ungeheuren Wirkungskreis aus, daß die ganze sichtbare Schöpfung und das unbekannte Reich der Geister mit davon eingeschlossen wird. Das menschliche Herz umfaßt mit der Kraft Gottes das ganze Weltall; und dann — dann zeigt der Verlust einer Steknadel, die Unruhe über Kopfschmerz den schreklichen Eigennuz des menschlichen Herzens. Alles fremde Elend, das ganze menschliche Geschlecht, ist vergessen; und der Mensch würde die Glükseligkeit der weiten Schöpfung daran sezen, seine Steknadel wieder aufzufinden. Nein, der Mensch ist für fremde Noth ohne Gefühl; sein Mitleiden ist nur Eigennuz. Stehe da, Klara, verlassen, jammernd, mit zerrissenem Herzen. Du würdest mit deinen Klagen, deinen Seufzern die Natur zum Zittern bringen; die Sonne würde sich verbergen, um dein Elend nicht mehr zu sehen: nur der Mensch bleibt kalt und fühllos bei deinen Klagen. Weint er Thränen, so hat nicht dein Unglük sie ihm

Mein Herz schuf sich schon aufs neue Hoffnungen, süße, reizende Hoffnungen. Ich will Klaren holen, dacht' ich; will mit ihr nach Paris eilen, und sie dort vor die National-Versammlung führen. Da soll sie stehen, mit ihren allmächtigen Thränen im Auge, mit ihrem noch allmächtigern, flehenden Bliken. Bürger! will ich rufen: Bürger! Gesezgeber der edelsten Nation! Ihr verdammtet alle Ausgewanderten zum Tode. Hier sieht Klara du Plessis vor euch. Auch sie ist zum Tode verurtheilt; denn sie verließ ihr Vaterland. Kindliche Liebe, die Bitten ihrer Eltern zogen sie über die Gränze von Frankreich; eine bessere, edlere Liebe, die zu mir, brachte sie wieder zurük. Leset diesen Brief, Gesezgeber meines Vaterlandes; leset diesen Brief, und dann sprecht ihr Urtheil! Klara, ich sah Thränen über unser Schikſal — in Augen, die längst unter Morden zu weinen verlernt haben. Mitleidige Blike trafen dich und mich. Man las deinen Brief; alle Tribünen jauchzten und weinten. Selbst die Unmenschlichsten riefen: Gnade! Ich fiel in deine Arme; du versank an meiner Brust. Wir giengen triumphirend, von dem halben Paris begleitet, an den Altar des Vaterlandes. Hier wurdest du meine Gattin, unter dem Schuze des Gesezes, das einmal gerecht war, weil es schwieg. — So träumte ich, warf mich rasch auf den Boden nieder, und dankte dem Himmel für mein

Glük, das ich schon so gewiß, so sicher zu haben glaubte. Ich jammerte, daß du nicht bei mir warst, und eilte zu meinem kranken Oheim, um auf die wenige Tage Abschied von ihm zu nehmen.

Als ich die Thür öffnete, sah ich meine Mutter, mit Thränen auf den blassen Wangen, neben seinem Bette. Mein Oheim saß aufgerichtet; auf seinen verfallenen Wangen lag eine dunkle Röthe, sein erloschnes Auge strahlte ungewöhnlich. O, die Unmenschen! rief er, als ich hereintrat. Ich fragte, hörte mit Entsezen, und meine theuerste Hoffnung verschwand, wie ein lügenhafter Traum. Saintonge, Herr von Hesperange, verließ Frankreich, um seinen Sohn, der nach Brüssel gegangen war, zu überreden, daß er zurükkehren möchte. Des Vaters und der beiden Schwestern Bitten ist vergebens; alle Drei kehren traurig nach Hesperange zurük. Auf einmal stürzen Nationalgarden in Saintonge's Haus, reissen ihn und seine beiden Töchter aus den Betten, werfen sie in einen Wagen, und schleppen sie nach Paris. Man stellt Saintonge vor Gericht. Er erzählt. Die Redlichkeit in seinen Augen spricht mächtiger als seine Zunge, und Thränen bestätigen, was er sagt. Die Töchter liegen zu beiden Seiten des Vaters auf den Knieen; Schönheit, Jugend, kindliche Liebe, Schwüre, Versicherungen, Thränen: alles spricht für den

te, das er mir erwiesen hat! Mein Herz, Klara, und auch das deinige, muß nicht aus diesem Stoffe geformt seyn. Ich glaube, mein Oheim würde das Leben einer Geliebten aufopfern, um das seinige zu retten; und ich — ich würde meins hinwerfen, um nur noch einmal deine Hand zu drüken.

Sieh, da geh' ich von dem Krankenbette in meine Einsamkeit, betrachte dein Bild, und lese deine Briefe; dann seze ich mich wieder an meines Oheims Bett, und beneide ihn um die Gefahr, vor der er zittert. Leb wohl, Klara.

Ende des ersten Theils.

# Klara du P
# und
# Klairant.

Eine
Geſchichte zweier Liebenden.
Von
A. Lafontaine.

Zweiter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Berlin, 1801.

Verein

## XIV.

### Klairant an Klaren.

Ich habe deinen lezten Brief, meine Klara, und bin nicht unglüklicher, als ich war. Der Gedanke deiner frommen Liebe nahm sogar meinem Schmerze den Stachel. Du hast für mich gebetet. Klara, dein Gebet ist erhört; denn als ich das las, drängte sich eine erquikende Thräne, die erste seit langer Zeit, aus meinem Auge, und erleichterte mein gedrüktes Herz. Ich weiß nicht, warum der Gedanke: die betende Klara! mich so rührt, so erquikt. Er thut es, meine Klara. Ich fühle tief, daß es eine Täuschung ist; und doch hat diese Täuschung wirklichen Erfolg. Du hast Recht: glükliche Träume ersezen Tage voll Thränen. Klara hat für mich gebetet! Ich werfe seitdem wieder hoffende Blike zum Himmel; mir ist, als hätte dein Gebet mich und die Vorsehung wieder versöhnt. — Es ist seltsam, Klara, aber wahr. Da stehst du vor meiner Seele, strekst deine gefaltenen Hände gen Him-

dir nicht bestimmt! . . . O, Klarant," sagt er dann empfindlich: „wie kalt bist du gegen deinen kranken Oheim!" Ich sah die Fliege nicht, die sich auf seine Stirn gesezt hatte. — Das ist das menschliche Leben, Klara! Der kalte, unfruchtbare Verstand breitet der Tugend einen so ungeheuren Wirkungskreis aus, daß die ganze sichtbare Schöpfung und das unbekannte Reich der Geister mit davon eingeschlossen wird. Das menschliche Herz umfaßt mit der Kraft Gottes das ganze Weltall; und dann — dann zeigt der Verlust einer Stecknadel, die Unruhe über Kopfschmerz den schrecklichen Eigennuz des menschlichen Herzens. Alles fremde Elend, das ganze menschliche Geschlecht, ist vergessen; und der Mensch würde die Glükseligkeit der weiten Schöpfung daran sezen, seine Stecknadel wieder aufzufinden. Nein, der Mensch ist für fremde Noth ohne Gefühl; sein Mitleiden ist nur Eigennuz. Stehe da, Klara, verlassen, jammernd, mit zerrissenem Herzen. Du würdest mit deinen Klagen, deinen Seufzern die Natur zum Zittern bringen; die Sonne würde sich verbergen, um dein Elend nicht mehr zu sehen: nur der Mensch bleibt kalt und fühllos bei deinen Klagen. Weint er Thränen, so hat nicht dein Unglük sie ihm

abgepreßt, sondern seine selbstsüchtige Furcht vor eigenem Elende.

Klara, das ist das Bild der Welt! Von der erwartest du Hülfe? Dein Vater sah ja deine Thränen, dein Elend; und was that er denn? Er riß dich von dem Herzen, an dem du glüklich warst. Weine, klage, jammere, verzweifle, stirb; — was kümmert es ihn? Er hat doch nicht die unangenehme Empfindung, seine Tochter mit einem unbekannten Manne verbunden zu wissen. Seine Thorheit muß die Welt regieren, und sollte sie auch Alles in Trümmer schlagen. Er ist ein Mensch! Genug.

O, wenn ich bedenke, Himmel, wenn ich bedenke, wie mein Glük, dies vollendete, überirdische Glük, das Engel mit Neid betrachtet haben müßten, wie das Glük, dich mein zu nennen, so kalt, so gleichgültig von Menschen zertrümmert wird; wie ein blinder, elender Zufall das Glük aller Menschen bestimmt; wie der Mensch mit Thorheit und Irrthum, mit Neid und Geiz alles um sich her verwüstet, die Erde zu einer Hölle macht; o, wenn ich bedenke, Klara, wie glüklich ich war, wie glüklich ich hätte

seyn können; bedenke, warum ich es nicht bin, was mich, was alle Menschen hindert es zu seyn: dann möcht' ich mit allen Unglüklichen die Schaufel ergreifen, und mir ein Grab bereiten. Das allein ist ja die Hoffnung des Unglüklichen, der nur einen Augenblik über das Leben nachgedacht hat!

Sieh, da liegt mein Oheim, und forscht in jedem Gesichte, ob es sich mit ihm gebessert habe; er martert sich, den langen, morschen Faden seiner Tage noch einen Zoll länger zu spinnen, noch einen Augenblik länger der verspottete Zuschauer eines Lebens zu seyn, an welchem er wahrhaftig keinen Theil mehr nehmen kann! Wenn sein Puls wechselt, so erblaßt er; und einer alten Magd, die ihm versichert, daß seine Augen heller sind, lächelt er mit einem Wohlgefallen zu, das ich nur für die edelste, reinste Tugend haben würde. Er schmeichelt seinem Arzte; ja, er sucht die unbestechliche Vorsehung mit einer prahlerischen Aufzählung alles des Guten, das er noch thun will, zu gewinnen. Es ist unbegreiflich! Ich betrachte ihn mit Mitleiden. Wie gern knüpfte ich mein Leben an das seinige, und bezahlte so, ach nur sehr gering, das Gu-

te, das er mir erwieſen hat! Mein Herz, Klara, und auch das deinige, muß nicht aus dieſem Stoffe geformt ſeyn. Ich glaube, mein Oheim würde das Leben einer Geliebten aufopfern, um das ſeinige zu retten; und ich — ich würde meins hinwerfen, um nur noch einmal deine Hand zu drüken.

Sieh, da geh' ich von dem Krankenbette in meine Einſamkeit, betrachte dein Bild, und leſe deine Briefe; dann ſeze ich mich wieder an meines Oheims Bett, und beneide ihn um die Gefahr, vor der er zittert. Leb wohl, Klara.

Ende des erſten Theils.

# Klara du Plessis
# und
# Klairant.

Eine
Geschichte zweier Liebenden.
Von
A. Lafontaine.

Zweiter Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Berlin, 1801.

## XIV.

### Klairant an Klaren.

Ich habe deinen lezten Brief, meine Klara, und bin nicht unglüklicher, als ich war. Der Gedanke deiner frommen Liebe nahm sogar meinem Schmerze den Stachel. Du hast für mich gebetet. Klara, dein Gebet ist erhört; denn als ich das las, drängte sich eine erquikende Thräne, die erste seit langer Zeit, aus meinem Auge, und erleichterte mein gedrüktes Herz. Ich weiß nicht, warum der Gedanke: die betende Klara! mich so rührt, so erquikt. Er thut es, meine Klara. Ich fühle tief, daß es eine Täuschung ist; und doch hat diese Täuschung wirklichen Erfolg. Du hast Recht: glükliche Träume ersezen Tage voll Thränen. Klara hat für mich gebetet! Ich werfe seitdem wieder hoffende Blike zum Himmel; mir ist, als hätte dein Gebet mich und die Vorsehung wieder versöhnt. — Es ist seltsam, Klara, aber wahr. Da stehst du vor meiner Seele, strekst deine gefaltenen Hände gen Him-

mel, und beteſt für mich. Ich kann dieſe Vorſtellung nicht von mir entfernen; ſie tritt, wie mein guter Schuzgeiſt, zwiſchen mich und mein Elend. Klara, in meinem Herzen hat der Glaube an die Vorſehung ſich wieder gehoben. Gebet? Sonderbar! Wie könnte ein Sterblicher nur auf den Gedanken kommen, wie könnte er das Recht haben, zu beten, zu weinen, zu hoffen, wenn ein blinder Zufall die Welt regierte? Mir iſt nichts gewiſſer, als das: Ein Gebet, Eine Thräne, Eine Hoffnung beweiſt für die Vorſehung und ihr Erbarmen mehr, als die feinſten Syſteme der Philoſophen. — Oder war es die Vorſtellung der betenden Klara? Klara, wenn ich mir denke, daß du beteſt — o, ich glaube, dein Gebet müſſe das eherne Gewölbe des Himmels ſprengen, der ganze Himmel müſſe auf dich herabſehen, jeder ſelige Geiſt eilen, es zu dem Throne des Höchſten zu bringen. Traum, Wahn! ich ſehe das wohl. Und doch — es iſt ſehr ſeltſam! — dieſer Traum beruhigt mich. Wer könnte der betenden Klara etwas abſchlagen? dieſen Bliken voll ſchöner Andacht, dieſen gefaltenen Händen, dieſer demüthigen Stellung? Und hätte die Vorſehung das Schikſal der Welt dem blinden Zufalle überlaſſen — o, von dieſem Augenblike an müßte ſie die Zügel der Regierung wieder in die Hände nehmen, damit Klarens Gebet nicht unerhört bliebe! Nein, ich kann dieſe Stelle in deinem Briefe nicht ohne lindernde Thränen, ohne neue geheime Hoffnun-

gen leſen. Es iſt unmöglich! Ich fühle mich gegen meinen Willen beruhigt, vergieße Thränen, und werfe meine Blike gen Himmel, zu dem dein Gebet aufflog, und der nun nicht länger hart bleibt. In meiner Seele iſt der ſchöne Kampf der ſiegenden Ruhe und des gemilderten Schmerzes. Ein ſeltſamer Zuſtand! Da ſez ich mich an das Bett meines kranken Oheims, und fühle mich nach einigen Minuten, in denen meine Blike nicht immer auf mein Elend gerichtet ſind, ſo ruhig, ſo glüklich, daß ich es wage, meinen Oheim zu tröſten. Ich bin dann ſo reich an Hoffnungen, daß ich ihm ſchon wieder davon mittheilen kann; und unterſuche ich mich ſelbſt, ziehe ich mein Herz vor den Richterſtuhl meines Nachdenkens, ſo iſt Klarens Gebet die Quelle ſeiner Ruhe und ſeiner Hoffnungen.

Jezt laſſe ich mich an dieſen ſchönen Träumen begnügen; ich drüke ſie mit Inbrunſt an mein Herz, und bin glüklich, ohne noch zu fragen: wie bin ich es? — Jeden Morgen hebe ich jezt meine Hände für dich zum Himmel auf; und verliehe er meinem Gebete nur die halbe Kraft des deinigen, ich zitterte nicht mehr für dich. Ach, und dieſe täuſchende Ruhe kam in dem rechten Zeitpunkte. Sie führte mich leicht über die bitterſten Stunden meines Lebens weg. Ich zittre, es dir zu ſagen. Deines Vaters Güter ſind verkauft; Pillon gehört nicht mehr ihm, es hat einen andern Beſizer. Unſer Park, der Schuzort unſrer

Liebe, wird in Akerfeld verwandelt. Täglich gehe ich hin, und besuche alle die heiligen Stellen, wo wir so glüklich waren. Unsre Lauben werden umgehauen. Seufzend sehe ich die Axt fliegen, welche die Wohnpläze unsrer Liebe zerstört. Ach, zum erstenmal habe ich es beklagt, daß ich nicht reich genug war, deines Vaters Wohnung und den Garten unsrer Liebe kaufen zu können. Mit stillen Seufzern sehe ich die Dunkelheit der Gebüsche verschwinden, die uns so oft und so still verbargen. Nur die Laube steht noch, in der wir das Fest unsrer beschüzten Liebe feierten; die andern Pläze, das schöne Ulmenbosquet, das du so liebtest, der Schlangengang an der Wiese, alles ist zerstört. Vergebens hat mein Blik um Schonung gebeten; man wagt es nicht, ein Andenken an die verhaßte Pracht deines Standes übrig zu lassen. O Gott! sagte ich zu dem Käufer; der schöne Garten! Er sah mich mitleidig an, runzelte die Stirn, zukte die Achseln, und erwiederte leise: „freilich! Aber ich muß.“ Nun size ich noch jede Stunde, die ich von dem Krankenbette wegkommen kann, in unsrer Laube, seufze über die Verwüstung, horche mit Zittern auf die Schläge des Beiles, und jedesmal, wenn ich gehe, nehme ich den rührendsten Abschied von dem lezten Monument unsres Glükes. Nur die Hauptallee bleibt stehen. Was verbrach unsre unschuldige Liebe, daß ihre Freistätte so grausam in den Fall des Adels verwikelt wird? —

Alle übrige Möbeln in deines Vaters Hauſe ſind verkauft. Dein ganzes Zimmer iſt mein; dein Bett, deine Stühle, deinen Sofa, deine Harfe, deine Vorhänge, alles hab' ich gerettet. Meine Mutter lachte über meine Kinderei, wie ſie es nannte; aber ſie half, ohne mein Bitten, ſehr treuherzig mein Zimmer in das deinige verwandeln. Und jezt befinde ich mich wohl. Ich habe mir auch nicht eine Kleinigkeit nehmen laſſen: deine Vorhänge, ſie mögen paſſen oder nicht, hangen vor meinen Fenſtern; mit Entzüken werf' ich mich Abends in dein Bett, und hülle mich in deine Deke; deine Stühle ſchone ich, als ob ſie von Glas wären, und ich zittre, wenn jemand ſich ungeſtümm auf einen ſezt. Als ich auf deine Kleider bot, erröthete ich. Süſette trieb ein Tuch von dir in die Höhe; endlich ſchwieg ſie, und ließ es mir. Der Kommiſſair und die Bauermädchen lachten. Ich fühlte mich beſchämt, und doch hätte ich um keinen Preis ſchweigen können. Nun hab' ich alles von dir; alles, was mich umgiebt, alles, was ich berühre, war dein. Ich betrachte meine Herrlichkeiten mit freundlichen Blikken, und kann mich kaum Einmal täglich entſchlieſſen, mein Zimmer zu verlaſſen.

Sieh, ſo drängt ſich mein Glük immer enger zuſammen. Bald habe ich nun rund um Chatillon her nichts mehr, als die Trümmer unſrer vorigen Glükſeligkeit. Ich ſehe gelaſſen der Verwüſtung zu; fehlt doch der Geiſt, der die todte

Schöpfung beseelte: und was kümmert es den, der seinen Pallast in Feuer aufgehen sah, ob die Flamme auch den lezten Balken verzehrt oder nicht? Ich trete, wenn ich jezt mechanisch einmal den Weg nach Pillon gehe, wie in eine neue Schöpfung. Aus dem Fenster deines Zimmers sieht das Gesicht einer alten Frau. Ich schüttle den Kopf, wie ein Greis, der in die Gegend, wo er seine fröhliche Jugend verlebt hat, zurükgekehrt ist, und anstatt des lieblichen Schattens, der ihn einst umgab, einen häßlichen Sumpf findet. Dann fliehe ich wieder nach Chatillon, drüke mein Gesicht in deinen Sofa, und nehme mir vor, nie wieder nach Pillon zu gehen; aber bei dem nächsten Wege führt mein Fuß mich abermals mechanisch dahin, wo der Gedanke an mein verlornes Glük so mächtig auf mich eindringt.

So leb' ich jezt, wie ein Träumer in lauter Ideen, zwischen deinen Möbeln, in deinen Briefen, mit deinem theuren Bilde: wie ein Wahnsinniger, der aus seinem Gefängniß einen Pallast macht, sein Strohlager zu einem Throne aufputzt, und mit seiner erträumten Herrlichkeit den Herzen blutige Thränen entreißt. Und doch bete ich, daß diese Stille lange dauern möge; doch fahre ich bisweilen auf, hebe die Hand gen Himmel, klage mein unversöhnliches Schikſal an, und möchte die lezten Trümmer meines vergangenen Glükes zerschmettern, an die mein Herz allein gebannt ist. Klara, wenn ich von ungefähr, oder

mit Vorsaz — ach! so sehr ich davor zittre, so eilt doch meine schwarze Phantasie bisweilen dahin — auf den Gedanken gerathe, daß ich dich niemals wieder sehen werde: dann verfliegt der Traum meiner neuen, wahnsinnigen Hoffnung, und ich stehe in gräßlichem Dunkel da. O, dann möcht' ich alle Thüren, durch die der Mensch aus dem Leben gehen kann, sprengen, um zu erfahren, ob ich dich nicht in den Gefilden, den ungeheuren, dunklen Gefilden der Ewigkeit, finden werde. Dann schweb' ich in den finstern Wüsten der Zukunft; ich finde dich, hange an deinem Halse, und versinke mit dir in den unendlichen Räumen. Du bist ein gestaltloser Geist, du lächelst nicht, du redest nicht; und doch jauchze ich über das fürchterliche Glük: denn ich halte ja Klaren an diesem Herzen, das ohne sie verzweifelt. O, wenn ich doch erst wieder einen Brief von dir hätte!

## XV.

### Klara an Klairant.

Ja, Klairant, der Schlag ist gefallen, und schrecklicher, als du denkst! Troze dem Schikſal nicht; es hat Wege, schrekliche Wege, dein Herz, das du für erstarret hältst, in der geheimsten Quelle des Gefühls zu treffen. Es hat Mittel, dein Auge an die Zukunft zu fesseln, die du nicht sehen willst. Klairant, troze dem Schikſal nicht,

das du nicht kennst! Wir sind arm geworden, die Nationalversammlung hat meines Vaters Güter verkauft; unser ganzes Vermögen besteht in dem, was wir gerettet haben. Thorheit! Thorheit! Tausende sind ärmer, als wir, und glüklich. Meine Hände können arbeiten, wie die Hände der Millionen, welche sich durch Arbeit ernähren; ach! und wie wollt' ich mein Geschik segnen, wenn die schwerste Arbeit die Bedingung meiner Zufriedenheit würde! — Unser Vaterland hat uns auf ewig aus seinen Gränzen verbannt. O Klairant, leuchtet in Frankreich allein die Sonne? wohnt die Zufriedenheit nur in seinen Gränzen? In deinem Arm, an deiner Brust, will ich in den wüsten Schneefeldern des Norden leben, und glüklich seyn! Arm und verbannt? Nein, das sollte mich nicht erschüttert haben. Es ist anders, Klairant; es ist anders!

Mein Herz zittert in einer unbeschreiblichen Angst vor den Thränen meiner Mutter, vor dem stummen und beredten Grame meines Vaters. Nein, ich erschreke nicht vor der Armuth, nicht vor deiner Verzweiflung. Klairant! soll ich es dir sagen? O, wenn man mein Leben forderte — ich kann sterben, wie du. Aber man fordert mehr: meine Hand, meine Liebe!

Wie gern wollt' ich mit dir nur in der Vergangenheit leben! wie gern alle meine Gefühle, meine Gedanken, mein Daseyn in den engen Kreis des Gartens beschränken, der uns ehmals so

glüklich machte! wie gern würd' ich jezt, wie dein Mönch, in das Grab eines finstern, schweigenden Klosters gehen! Mit Entzüken wollt' ich hinter mir die Thür zuräffeln hören, und wenn sie mich auf ewig von Klairant trennte. Wie gern wollt' ich da meine Kindheit wiederholen, keinen Blik aufschlagen, keinen Wunsch haben, keine Veränderung hoffen, als das Grab! Ach, ich wollte mich an Einem Bilde mein Leben hindurch begnügen, und keine Klage, kein Seufzer sollte nach mehreren verlangen! Nein, man will mich nicht unglüklich, man will mich treulos machen. Klairant! wer ist beklagenswerther: du oder deine Klara?

Touai heißt er. Wir waren in jenen Tagen, die mir so unglüklich schienen, und deren Ruhe ich mir jezt zurükwünsche, in den Tagen, wo ich auf dich hoffte, in einer Gesellschaft. Auch Touai war da, den die Unruhen in seinem Vaterlande, Flandern, vertrieben haben. Schon oft war ich mit ihm in Gesellschaft gewesen, und er hatte deine Klara nicht bemerkt. Ich stand oder saß immer allein ruhig in einem Winkel; mein Gram wagte sich nicht unter die Freude, mein Kummer scheute das Lachen. Niemand störte mich mehr; denn immer waren Seufzer meine Antworten, und starre Blike, einzelne Sylben alles, womit ich selbst den gutherzigsten Versuch, mich aufzuheitern, belohnen konnte. Man ließ mich allein, und ich war zufrieden. So saß ich auch diesen

Abend, noch trauriger, noch verschlossener, als sonst, denn ich hatte schon zwei Tage vergebens auf deine Ankunft gehoft. Auf einmal führte ein junges Mädchen lachend und scherzend den Baron Touai auf mich zu, stellte ihm einen Stuhl neben den meinigen hin, sagte mit einer Verbeugung: „hier!“ und gieng.

Touai sezte sich. Ich blikte ihn an, und er sagte sehr bescheiden, sehr artig: „ich bin heute nicht so guter Laune, wie gewöhnlich, weil ein Zufall mich verstimmt hat. Man verweis't mich dort aus dem frohen Zirkel, und führt mich zu Ihnen. Hier, sagte man mir, würde ich eine Gesellschafterin für meinen Ernst finden. Aber“ — sezte er sehr bescheiden hinzu, und küßte mir die Hand — „ich bin schon nicht mehr unzufrieden; denn ich finde, daß dies der beste Plaz war, den man mir anweisen konnte, um mich heiter zu machen.“ Dafür mußte ich mich wohl verneigen. „Ich wünschte,“ fuhr er fort, „um Ihnen für meine Zufriedenheit zu danken, daß ich dazu beitragen könnte, Sie zu erheitern.“ Was ich antwortete, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Auge naß wurde. Der Gedanke, daß kein Mensch mich erheitern könne, fiel auf mein Herz. „Sie haben üble Laune?“ fragte er. Ich mußte also etwas Bitteres gesagt haben, was davon herrühren mochte, daß er mich gestört hatte. Ueber diesen Vorwurf erröthete ich; denn du weißt, wie sehr mir alle üble Laune zuwider ist. Ich habe

keine üble Laune, antwortete ich sanft; aber ich bin nicht glüklich.

Er sah mich an, und schwieg eine Zeitlang. Dann sagte er mit Theilnahme: „und Ihr Kummer erlaubt keinen Vertrauten, oder . . . Ich bin ein ehrlicher Mann!“ Dabei legte er die Hand auf die Hand auf die Brust, und beugte sich so zu mir herüber. „Es ist unbescheiden,“ fuhr er in dieser Stellung fort; „aber ich mag wohl einmal lieber unbescheiden, als unzufrieden mit mir selbst seyn. Ist Ihr Kummer von der Art, daß ein ehrlicher Maun, der Achtung für sich, und also auch für das weibliche Geschlecht hat, ihn wissen kann, so . . .“ Ich lächelte, und schüttelte verneinend den Kopf. — „Offenherzig, ich getraue mir viel zu können,“ sagte er dann mit einem bescheidenen Selbstgefühl. „Ich bin stolz auf mein Herz, und würde zum erstenmal auch stolz auf Reichthum und den Einfluß einer angesehenen Familie werden, wenn Ihr Unglük von der Art wäre, daß . . .“ — Er suchte hier Worte. Ich fiel ein, um von ihm los zu kommen: mein Kummer liegt in der Erinnerung. Das Unglük selbst ist vorüber, uud dann ist Klagen unbescheiden. — Er verbeugte sich, ward roth, brach ab, und gieng, als er einige Augenblike von gewöhnlichen Dingen gesprochen hatte. Indeß, er kam oft in die Gegend, wo ich saß, und ich bemerkte, daß er mich nicht aus den Augen verlor. Das war mir unangenehm. Um

seine Aufmerksamkeit von mir abzuwenden, stand ich auf, und zwang mich, heitrer zu scheinen, als ich war. Ich stellte mich zu dem Parlamentsrath aus Toulouse, dem Freunde meines Vaters, und sprach so aufmerksam, als ich konnte. Auf einmal trat auch Touai zu uns, und fiel in unser Gespräch so ein, daß ich sah, er mußte es gehört haben.

Als wir giengen, bot er mir den Arm, führte mich an den Wagen, und war von mir vergessen. Am folgenden Tage brachte mein Bruder ihn zu uns. Touai sprach mit mir ohne alle Auszeichnung, kam aber von nun an oft, und endlich alle Tage. Mein Vater fieng an ihn hoch zu schäzen; meine Mutter liebte ihn, und mein Bruder sprach mit Bewunderung von seinem edlen Charakter. Ich ward unruhig; denn ich sah seine Bewerbungen um mich, ob sie gleich so unmerklich waren, daß sie selbst meiner Mutter entgiengen. Vor einigen Tagen, als er wieder bei uns war, bekam mein Vater mit einem Kurier einen Brief aus Paris. Er wurde beim Lesen unruhig, wollte es verbergen, und warf — der Himmel mag wissen, wie es zugieng — von ungefähr einen Blik auf mich. Dieser einzige Blik sezte mein ganzes Wesen in Aufruhr; ich glaubte der Brief könnte keinen Andern betreffen, als dich. Du warst nicht gekommen, ich hatte keine Nachricht von dir; meine unbeschreibliche Angst, der Blik meines Vaters — Ganz ausser mir, rief

ich: Gott! sagen Sie, lieber Vater, was ist es? — Er erschrak über mich, und wurde blaß. Meine Mutter, die nichts gesehen hatte, stand mit einem ängstlichen Schrei auf, und schloß meinen Vater in ihre Arme. Wahrscheinlich verlor er durch unser Geschrei die Besinnung; er drükte mich an seine Brust, und sagte leise: „wir sind unglüklich! Faßt euch! Ich bin ein Bettler; die Unmenschen haben mein Vermögen eingezogen.“ Es fiel mir wie eine schwere Last vom Herzen; ein langer Seufzer machte mir Luft, und ich vergoß einen Strom von Thränen.

Touai hatte, als mein Vater kaum anfieng den Brief zu lesen, seinen Hut genommen, wahrscheinlich, weil er dessen Unruhe bemerkte. Jezt stand er unentschlossen da, und sah bald mich, bald meinen Vater an. Nach einem Augenblike gieng er auf diesen zu, und sagte bescheiden: Herr Vicomte, ein Ungefähr hat mich zum Zeugen Ihrer Unruhe gemacht. Ich nehme so innigen Antheil an Ihrem Schiksale, als ob es mich selbst getroffen hätte. Allein . . . — (Er zitterte, als er das sagte; seine Unruhe zeigte sich in Stimme und Stellung) — Ihre Tochter . . . Ihre reizende Tochter . . . Machen Sie dieses Unglük zu meinem Glüke . . . nehmen Sie mich in Ihre liebenswürdige Familie auf. Geben Sie mir die Erlaubniß, Ihrer Tochter meine ehrfurchtvolle Liebe . . . — Er zitterte heftig bei diesen Worten; dann warf er sich ungestüm um

den Hals meines Vaters, und rief: seyn Sie mein Vater! — Mein Vater war heftig erschüttert; und ich, wie vernichtet.

Touai küßte meine zitternde Hand, und sagte mit sanftem Tone: ich habe Sie erschrekt; das wollte ich nicht. Aber noch muß ich Ihnen sagen, daß ich, seitdem ich Sie zum erstenmal gesehen habe, nichts von dem Himmel bitte, als das Glük, Sie mein nennen zu dürfen. Ich bin unabhängig, — mit diesen Worten wendete er sich an meinen Vater — und habe die Einwilligung meiner Verwandten. Zum erstenmale sage ich das, Herr Vicomte; ich bin reich, sehr reich; aber auch mehr als das: ein ehrlicher Mann. Ich liebe Ihre Tochter; — er wendete sich wieder halb an mich, und es rollten Thränen über seine Wangen — allein wenn sie mir ihre Hand abschlägt, so erlauben Sie mir wenigstens den Trost, eine Familie, für die ich mit Vergnügen mein Leben aufopfern würde, vor Mangel zu schüzen. Ich bin zu bewegt. Erlauben Sie, daß ich gehe; jezt könnt' ich eine verneinende Antwort nicht mit Muth anhören. Zwar wann könnt' ich das? Aber . . . — Er verbeugte sich tief, und gieng.

So erzählte es mir nachher mein Bruder; ich selbst war wie vernichtet, und hörte nichts. Kaum hatte er sich entfernt, so warfen meine Eltern ihre Blike auf mich. Mein Vater kam zu mir, und schloß mich schweigend in seine

Arme, und ſagte tief bewegt, beinahe mit einem Schluchzen: Klara, ich bin ein Bettler. Louai iſt ein ſehr edler Mann. — Dann wendete er ſich ſchnell von mir, und gieng in ein Nebenzimmer. Meine Mutter ergriff meine Hand. Ich hob die Augen, und fiel mit einem Tone des Schmerzes in ihre Arme; denn ihr Blik ſah aus, als ob ſie ſich vor mir niederwerfen wollte. Und was wäre aus deiner Klara geworden, wenn ihre Mutter vor ihr gekniet hätte? Ich ſank vor ihr nieder, verbarg mein Geſicht in ihren Schoos, umarmte ihre Knie, und ſchloß mich feſt an ſie, ach! nur um zu hindern, daß ſie nicht niederfallen möchte. Mein Bruder hatte Mühe, mich aufzurichten. Sieh! nun ſtanden wir da, auch mein Vater in der Thür — alle tief erſchüttert und ſchweigend. Ich mußte den Blik von meinem Vater abwenden; denn er hatte die Stellung eines leidenden Mannes, der nach langem Ringen mit dem Unglük endlich darunter erliegt, und nur mit einem Blike Hülfe fordert. Erſt, als ich auf meinem Zimmer allein war, hielt ich mich für gerettet; und dennoch umringten mich die Seufzer meines Vaters, dennoch forderten laute, mächtige Stimmen von mir Gehorſam, und übertäubten beinahe den Zuruf meiner Liebe. Klairant, kann ich es dir läugnen? Die Stimme des Blutes iſt ſo mächtig, wie die Stimme der Liebe. Jezt fühlte ich zum erſtenmal die

Pein innerer Vorwürfe, und zitterte vor dem Anblik meines Vaters. Ein Ton von meiner Mutter ſezte mich in quälende Angſt. Ich fürchtete den Anblik der Natur; nur ſchüchtern hob ich den Abend meine Augen zu den Sternen auf, und jezt erſt wußte ich, was Unglük, was Elend heißt.

Am folgenden Morgen kam meine Mutter ganz früh, als ich noch im Bette lag, zu mir. Ich fühlte, daß ich blaß wurde. Sie ſezte ſich auf mein Bett, und ſah mich mit Bliken an, die mein ganzes Weſen durchdrangen: mit einer betrübten Zärtlichkeit, mit einer furchtſamen, unruhigen Ungewißheit. Mehr als Einmal öffnete ſie die Lippen, etwas zu ſagen. Die Worte erſtarben ihr; aber ſie war ſo gütig, mir die Angſt, die ſie ſtumm machte, unter einem Lächeln verbergen zu wollen. Jezt öffnete mein Vater die Thür. Ich verbarg mein Geſicht an der Bruſt meiner Mutter, und weinte. Er faßte ihre Hand, zog ſie von dem Bette auf, und ſagte mit einer bebenden, freundlichen Stimme: „nein, beredet ſoll Klara nicht werden. Laß ſie, laß ſie! Armuth iſt kein Unglük. Klara, du ſollſt keinen Vorwurf von deinem Vater hören, dein Herz wähle was es wolle. Sieh, dann wollen wir, deine Mutter, ich und du, Deutſchland durchziehen, unſer Brod vor den Hütten ſuchen, und uns alle Drei mit Freundlichkeit täuſchen. Wenn wir die Nacht unter einem

Baume liegen, von Kälte und Regen erstarrt — dann wollen wir uns überreden, daß wir dennoch glüklich sind; und versagt Deutschland uns Brod, weil es uns haßt, so kehren wir nach Frankreich zurük. Ich bringe dann meinen grauen Kopf unsern Feinden dar. Ihr Beiden sollt mich anklagen, daß ich euch mit Gewalt gezwungen habe, Frankreich zu verlassen, und ich will es bestätigen. Mein Blut fließt, und ihr — o, die Unmenschen werden euch doch wenigstens sättigen; und thun sie das, so will ich gern sterben. Sieh, Klara, ich bin entschlossen, ohne alle Klage dahin zu gehen, wohin du uns führst. Ruhig vertraue ich meinem Kinde mein Schikſal an. Führst du mich auf das Blutgerüst — wohl denn! ich will lächelnd sagen: es war Liebe, die mich dahin führte." Er drükte einen sanften Kuß auf meine Lippen, und dann gieng er mit meiner Mutter.

Klairant, wirf einen Blik, nur Einen, auf die Empfindungen meines Herzens, wenn du wissen willst, daß es noch anderes Elend giebt, als dein Herz kennt. Und wenn ich auch für dich weiter nichts gethan hätte, als daß ich mich nicht in die Arme meines Vaters warf, und ausrief: ich will Touai meine Hand geben; so wäre es genug, mehr als du je für deine Klara thun kannst. Klairant, du müßtest ungerecht seyn, wenn du das nicht fühltest!

Ach, wenn ich nun bei ihnen bin, wenn ich

die Blike ſehe, die ſie auf mich werfen! Solche wirft nur eine Mutter auf den Arzt, der über das Leben ihres einzigen Kindes entſcheiden ſoll. Mit dieſen unwiderſtehlichen Bliken betrachten ſie mich. Ein kleines, halbes, gezwungenes Lächeln von mir iſt wie ein belebender Sonnenſchein, und macht ſie heiter; eine Falte auf meiner Stirn bringt meine Mutter zum Zittern. — So ſchleichen unſere Tage jezt hin. Stumm, traurig, gehen wir neben einander weg, wie Menſchen in einem Hauſe, worin ein geliebter Kranke dem Tode nahe iſt. Unſere Liebkoſungen ſind nur Zeichen: lächelt der Eine, ſo lächelt der Andere wehmüthig mit; aber in allen Augen ſtehen Thränen, und machen das Lächeln zu einer Lüge.

Das iſt mein Zuſtand, Klairant, mein unglüklicher Zuſtand! Tonai reiste noch an eben dem Tage ab, da das Elend anfieng. Er hat meinem Bruder ſagen laſſen, daß er in vierzehn Tagen zurükkommen würde. Acht ſind ſchon vorüber. — Ach, Klairant! Klairant! ich habe Muth, wie irgend ein Mädchen; aber — O, du ſollteſt ihre Blike ſehen, du ſollteſt nur Einen Händedruk von meiner Mutter fühlen; und ſie giebt mir Hunderte! Ihre Hand zittert. Ihr Blik will lächeln; aber es dringen Thränen hervor, die ſie mir vergebens zu verbergen ſucht. O, du ſollteſt nur Einen Blik auf meinen Vater werfen; nur ein einziges mal hören, wie

dein Freund Plessis mit zwei Worten: „Klara, es ist dein Vater!“ mich erschüttert. Alles ist gegen unsere Liebe im Bunde, selbst — selbst — ach, Klairant! selbst das Gewissen deiner Klara.

Da lieg' ich die Nächte, kein Schlummer kommt in mein Auge, das in die Nacht hinein starrt. Ich überlege und rechne. Da steht Liebe gegen Liebe, Pflicht gegen Pflicht, Treue gegen Treue. Jezt höre ich die Stimme meiner Eltern mich anklagen; dann fährt dein Seufzen durch meine Brust. Mein Unglük? o, daran denk' ich nicht. Das Grab wäre mir jezt willkommen. Oft vergehen mir die Sinne; ich fürchte wahnsinnig zu werden. Und dabei schleicht sich ganz heimlich der abscheuliche Gedanke mit ein: vielleicht träumtest du dann sie Alle glüklich! Ich bin das Opfer: das weiß ich; und es erschüttert mich nicht. Aber mein Ausspruch soll über die entscheiden, die ich liebe; das ist grausam, sehr grausam!

Klairant, du hast meine Empfindungen richtig ausgedrükt. Wie wenig ist mir das Leben! Nein, unsre Herzen sind nicht aus alltäglichem Stoffe geformt. Ich warte mit schmerzlicher Sehnsucht auf deine Antwort; sie soll — nicht mein Glük; denn das ist dahin — nein, meine Handlungen entscheiden. Dir will ich folgen. Was du auch wählst, es soll mir seyn, wie das unvermeidliche Urtheil des ewigen Schikſals. Dann laß uns getrost dem Zuge unsres Verhängnisses folgen. Was

du auch wählst — wir wollen dem Ausspruche gehorchen, wie Verzweifelte, denen Elend und Glük gleich ist. Das Schikſal hat uns Beide auf den fürchterlichen Punkt geſtellt, daß uns nichts mehr übrig bleibt, als die einzige Wehr: Verzweiflung.

Klairant, ich leſe nichts mehr als eine Stelle in deinen Briefen, und die iſt Balſam für mein zerriſſenes Herz. „Es ſind Schikſale möglich, die uns hindern können, je mit einander zu leben. Aber ich fühle, das kann nicht lange dauern. Der Gram würde mein Leben verkürzen, das ohne dich eine drükende Laſt iſt; und am Grabe brechen ſich ja die Wellen des menſchlichen Elendes. Ueber das Grab hinaus reicht es nicht; und dann ſind' ich ja das Herz meiner Klara.“ Sieh, das leſe ich jeden Tag zehnmal. Etwas Wahreres haſt du nie geſchrieben. Wir werden vor Gram ſterben; und dann ſiehſt du das treue Herz deiner Klara wieder! Klairant, ich habe mich auf die Kniee geworfen, und die Stelle mit dem felſenfeſten Gefühle geleſen, daß nichts in der Welt, ſelbſt die Ewigkeit nicht, unſre Herzen trennen kann!

Nun, Klairant, wähle, für mich und dich! Du haſt mein Herz, und ſollſt auch mein Schikſal beſtimmen. Wähle! Ich zittre; aber ich bin gehorſam. Ach, der Befehl zu ſterben, wäre mir der liebſte. Wähle, Klairant. Mein Leiden ſoll

dein Werk seyn, damit ich es mit Geduld ertrage. Leb wohl, leb ewig wohl!

## XVI.

### Klairant an Klaren.

Touai ist ein edler Mann. Das Glük deiner Eltern wird dich beruhigen. Ich habe für dich gewählt. Gieb Touai deine Hand! Ich bin ruhig, Klara. Es konnte nicht anders seyn. Leb wohl, leb ewig wohl! Um das einzige bitt' ich dich; gieb ihm deine Hand bald; nur nicht früher, als ich hierauf Antwort haben kann. Bestimme mir deinen Hochzeitstag. Ich will ihn feiern. Um mich sei unbekümmert, Klara! Ich bin, bei der ewigen Vorsehung sei es geschworen! ich bin sehr ruhig. Was seyn mußte, mußte seyn; und wir sehen uns ja wieder, wo die Welle des menschlichen Elendes nicht stürmt! Leb wohl, leb ewig wohl. Vergiß nicht, mir deinen Hochzeitstag zu bestimmen! Leb wohl.

## XVII.

### Klara an Klairant.

Unglüklicher, welch ein Sinn liegt in deinen Worten! welch ein schreklicher Sinn! Klairant, was ist dein Vorsaz? Meinst du, ich hätte jene

Unterredung vergessen, die uns Beide so mächtig rührte? O, der bloße Gedanke daran könnte mich wahnsinnig machen. Klairant, ich zittre für dich; aber zum erstenmal bin ich auch für dich erröthet. Was wolltest du thun, Unglüklicher? O komm her, stehe deiner treuen, liebenden Klara Rede: was war dein Vorsaz? Sterben? Was ist leichter als das! Glaubst du denn, daß es mir nicht eben so leicht seyn würde, ein scharfes Messer einen Zoll tief in mein Herz zu stossen, und so den Thränen zu entkommen? War das die Treue, die dein Mund mir so oft zuschwor? Siehst du nicht, du Unbesonnener, daß deine Hand so den allergrausamsten Streich auf mein Herz führte? Hattest du mich ganz vergessen, Klairant? Du wolltest entfliehen, du Selbstsüchtiger, und deine Klara mitten in dieser freudenlosen Wüste zurüklassen? War das möglich? Du liebst mich, sagst du; und du siehst doch nicht, daß wir Beide leben, oder zugleich sterben zu müssen? Ruhig warst du? ruhig? Das schwörst du mir bei der ewigen Vorsehung? Mit Ruhe denkst du es, daß deine Klara bei deiner blutigen Leiche steht, mit starren, verzweiflungsvollen Augen sie betrachtet, mit wahnsinnigen Händen ihren Busen zerfleischt, dem Urheber ihres Lebens, der Vorsehung, ihren Eltern, dir und sich selbst flucht, in wilder Höllenangst ihr Leben endet, und durch ihren Tod auch ihre Eltern ermordet? Bei dem Gedanken bist du ruhig? Oder hast du

geglaubt, ein Paar unfruchtbare Thränen, durch das Lächeln meiner Eltern, durch die Bitten eines tugendhaften Mannes getroknet, wären alles, womit Klara die entsezliche Nachricht von deinem Tode erfahren würde?

Das Glük deiner Eltern wird dich beruhigen, schreibst du. Kannten sich unsere Herzen so wenig? Oder war dein Herz schon todt, ehe deine wahnsinnige, grausame Hand den Dolch dagegen zükte? So höre! höre und verzweifle!

Hier lieg' ich, im Bette, krank, sterbenskrank, todtenbleich; ein Zittern, das Zittern des Todes, ergreift noch jezt alle meine Glieder. Dann treibt eine glühende Flamme kalten Schweiß stromweise von meiner Stirn; und jezt sind es drei Tage, daß ich dein grausames, fürchterliches Billet bekommen habe. Meine bebende Hand kann kaum die Feder halten. Die ganze Nacht habe ich an diesen unleserlichen Zeilen geschrieben, und der Morgen leuchtet schon wieder durch meine Jalusien. Man hat an meinem Leben gezweifelt, und erst heute that der Arzt den Ausspruch, daß ich gerettet sei. Ich erbrach dein fürchterliches Billet zitternd. Als ich es las, schwankten meine Kniee, mein Auge wurde dunkel; es war mir, als ob der Boden unter meinen Füssen wegschlüpfte, als ob die Hölle sich auf mich herabstürzte, als ob die Schöpfung um mich her zertrümmert würde. Dennoch, mitten

in dieser allgemeinen Zerstörung, hatte ich keinen andren Gedanken, als dich. Mit dem Jammergeschrei der Verzweiflung drang ich blindlings durch die Nacht, die mich umgab, dir zu Hülfe. Ich suchte die Treppe, stürzte in meines Vaters Zimmer, und schlug da vor seinen Füssen zu Boden.

Meine Lucie schaudert noch immer zusammen, wenn sie an diese Minute denkt. Meinen Vater hat der Anblik krank gemacht; und meine Mutter — o, meine arme Mutter! — ist vielleicht kränker, als ich. Nur du allein bist ruhig! Man bringt mich zu Bett, und holt einen Arzt; man verzweifelt an meiner Wiederherstellung. Komm ich einen Augenblik zu mir, so ist mir das Leben noch schrekklicher, als der Tod. Meine Augen fliegen wild umher, oder sind erstarrt; meine Brust hebt sich fürchterlich hoch; meine Zunge stammelt Worte, die meine Seelenangst bezeugen. Und du bist ruhig? Klairant, ruhig? Und noch lieb' ich dich über alles; noch richte ich mich im Bette auf, falte meine schwachen Hände, und sage mit zärtlicher Stimme und mit lindernden Thränen: Klairant, ich habe dir vergeben! O, nur eine einzige Zeile von deiner Hand; dann will ich vergessen, was du gethan hast. Ja, Klairant; unser Schiksal ist entschieden. Ich bin dein, ewig dein; nie eines Andern! Noch weiß man nichts. Dein Billet hatte ich fallen lassen; doch habe ich es wieder:

Lucie hat es gefunden. Man sagt jezt nicht ein Wort. Douai ist zwar wieder hier, und besucht meinen Vater; aber ich habe ihn seit deinem Billet nicht gesehen. Sei ruhig, Klairant, ich bin dein! Keine Gewalt soll mich von dir trennen, keine Ueberredung. Schreib mir bald, Klairant; schreib mir, daß du heiterer bist. Ach, vergieb mir! Ich hätte es voraussehen sollen; denn du sagtest mir ja in jener Unterredung: „und bist du treulos, Klara — bei den leuchtenden Sternen des Himmels! so ist dein Hochzeitstag der Tag meines Todes.“ Das wiederholtest du mir zweimal. Ich zitterte, ich lächelte über deinen feierlichen Ernst. Ach, ich hätte es vorauswissen können. Nein, Klairant, ich bin dein, ewig deine Klara!

---

Klara befand sich in einem bedaurenswerthen Zustande; doch Klairant in keinem andren. Seine Empfindung hatte sich nach und nach verbittert. Er hieng mit voller Seele an der neuen Konstitution seines Vaterlandes, und las mit pochendem Herzen, daß die Rechte des Menschen zu der Grundlage einer Staatsverfassung gemacht wurden. Sein Oheim war seit den Dekreten zum Nachtheil der Geistlichkeit ein unversöhnlicher Feind der Konstitution geworden; seine Eltern halb und halb auch. Selbst sein Freund du Plessis, den der Partheigeist seines Standes

an sich zog, haßte die neue Verfassung. Klara allein war mit ihr zufrieden, aber nur, weil ihre Liebe dadurch in Schuz genommen wurde. Klairants Haß gegen den Adel nahm zu, seitdem seine Geliebte nach Deutschland gemußt hatte, wo man sie sogar verführte, sich wieder auf die Seite der Aristokraten hin zu neigen. Er schwieg nun gänzlich von Politik, so viele Mühe ihm das auch kostete, und so wehe es ihm auch that, daß er sein Vaterland gegen die vielen gegründeten Klagen nicht vertheidigen konnte und durfte.

Ob er es gleich nicht gestehen wollte, so hatte dennoch seines alten Oheims Aeusserung: „auch Klara nimmt die Parthei ihres Standes!“ tiefen Eindruk auf ihn gemacht. Wenigstens schien seine Liebe ihm unsicher, so lange Klara bei ihrem Vater blieb. Doch war er zu stolz, um sie ganz eigentlich zu bereden, daß sie ihre Eltern verlassen möchte. Er schrieb jenen Brief *), und erwartete nun mit einer ängstlichen Ungeduld Klarens Antwort.

Während der Zeit verbannte Frankreich den ausgewanderten Adel auf ewig: ein schrecklicher Schlag für Klairants Liebe und Hoffnungen! Er unterdrükte die Flamme, die ihn verzehrte, und sein Geist ward finsterer. Klarens Briefe

*) Siehe VIII. Brief 1. Theil.

heiterten ihn nicht auf, ob es ihn gleich entzükte, sich so von dem herrlichen Mädchen geliebt zu sehen. Er verzweifelte, daß er je glüklich werden könnte. Seine Geliebte wieder nach Frankreich zurükzubringen, war nun unmöglich; und ihn selbst knüpften zu feste Bande an sein Vaterland, als daß er sie für ein Vielleicht hätte zerreissen können. Wie sollte er seine Liebe zu Klaren mit seiner Liebe zu dem Vaterlande vereinigen? Frankreich verlassen, nach Koblenz gehen, sich dort zu dem Adel schlagen, der jezt damit umgieng sein Vaterland zu bekriegen? Wäre auch Klara der gewisse Preis dieses Schrittes gewesen, er würde doch nicht ohne Abscheu daran gedacht haben. — Oder sollte er auf eine andere Weise nach Koblenz gehen, Klaren entführen, und sich der Rache ihrer Familie aussezen, indeß ihm Frankreich verschlossen wäre: wie konnte er da auf einen glüklichen Ausgang hoffen? Er gerieth in Verzweiflung, und schrieb in dieser Stimmung seinen Brief an Klaren, worin er alles verloren giebt *). Ihr zweiter Brief **) erheiterte ihn ein wenig; aber seine finstre Schwermuth siegte bald wieder. Jezt blieb er auf seinem Zimmer, legte die Stirn in die Hand, und ließ seine Phantasie in dem Gebiete der Möglichkeit umherschwärmen, ein Mittel zu

*) Siehe XIII. Brief 1. Theil.
**) Siehe XII. Brief 1. Theil.

finden, wie Klara die Seinige werden könnte; doch immer fand er unüberſteigliche Hinderniſſe zwiſchen ſich und ſeinem Glüke. Man denke an die Heftigkeit ſeiner ſo wunderbar genährten Liebe, die ſeine Seele ſo tief durchdrungen hatte. Seine Leidenſchaft machte ihn finſter und verſchloſſen, ja ſelbſt empfindlich gegen die kleinen Eigenheiten ſeines Oheims, den er ſo zärtlich liebte. Er ſaß ſtumm da, und grübelte über Schikſal, über Vorſehung, mit der ſtolzen Eigenliebe eines jugendlichen Herzens, welches ſo leicht verlangt, daß um ſeiner Leidenſchaft willen die ewige Weisheit ihre Plane ändern ſoll.

Jezt bekam er den Brief, worin Klara ihm die Entſcheidung ihres Schikſals überläßt *). Er las ihn, und legte die Hand nachdenkend vor die Stirn. Gern hätte er Klaren in ſeiner ſchweigenden Bitterkeit der Untreue beſchuldigt. Das konnte er freilich nicht; doch glaubte er, und wohl mit Grund, in ihrem Briefe zu ſehen, daß ſie halb und halb Neigung hätte, ihren Eltern ein Opfer mit ihrer Liebe zu bringen. Klara mochte wohl erſt während des Schreibens, ſelbſt gegen ihr Wiſſen, auf dieſen Gedanken gekommen ſeyn; denn man überlegt weit ruhiger, wenn man ſchreibt, als wenn die Phantaſie mit der Geſchwindigkeit des Blizes fliegt. Sie hat

*) Siehe den XV. Brief.

nachher immer geläugnet, daß sie jemals Willens gewesen sei, ihre Liebe aufzuopfern; und wohl hundertmal hat sie versichert, sie wisse nicht, wie sie den Brief habe schreiben können.

Klairant las ihn schweigend, und einmal über das andre. Zu der Schwermuth, in welche seine Grübeleien ihn gebracht hatten, kam nun noch dieser ihn vernichtende Brief. Seine Seele war wie erstarrt, und seine Vorstellungen wurden immer schwärzer, ob man ihm gleich kaum den tausendsten Theil seiner Leiden ansah. Er gieng einige Tage umher, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Endlich stand er eines Abends auf der Stelle, wo sonst der Park gewesen war, und blikte zu dem gestirnten Himmel auf. „Hier war es" — fieng er an, ohne noch zu wissen, was er weiter sagen wollte — . . . „hier war es, wo sie mir ewige Treue versprach; und nun giebt sie einem Andern ihre Hand!" — Auf einmal fiel ihm ein, daß er ihr geschworen hatte: am Tage ihrer Hochzeit zu sterben. Er bildete diesen Gedanken auf seinem Zimmer aus, und schrieb dann Klaren den Zettel *). Zwar hatte er die Absicht, sie zu beruhigen: das Herz kann sich indeß nie ganz verbergen; und wer weiß, ob nicht vielleicht noch eine verborgene Hoffnung, oder eine geheime Eitelkeit, seine Feder führte?

*) Siehe den XVI. Brief.

Sein Entschluß, zu sterben, wurde fest; doch hatte er Besonnenheit und Edelmuth genug, die Herzen seiner Eltern und aller Menschen, die er liebte, schonen zu wollen. Er sprach von einer Reise nach Paris, um die sein Vater selbst ihn schon gebeten hatte. Auf dieser Reise wollte er unerkannt, unbeweint sterben; und seine Freunde, seine Klara sollten ihn nicht für todt, nur für verschwunden halten. Er verbarg seine Verzweiflung so meisterhaft, daß sein Oheim ihn für gerettet hielt, als er dicht an der Pforte des Todes stand.

Jezt bekam er von der Rosiere Klarens lezten Brief *), der auf einmal sein ganzes Wesen umschuf. Das Bild von Klarens Besize, das er sich nicht mehr zu denken wagte, trat aufs neue vor seine Seele, und strahlte ihm entzükende Hoffnung zu. In eben der Zeit aber, da seine finstre, tödtliche Schwermuth vor den Blikken der Liebe floh, brach von einer andern Seite neuer Kummer gewaltsam in sein Herz. Klara war nahe am Tode, und zwar durch ihn, durch seine Unbesonnenheit. Er fühlte sich von Entzüken und Schreken zugleich ergriffen. Man denke an die gewaltsamen Leidenschaften, die schon so lange sein ganzes Wesen zu ihrem Raube gemacht hatten; man denke an den raschen Wech-

*) Siehe den XVII. Brief.

sel der Empfindungen, den Klarens Brief bei ihm erregte; und man wird es nicht wunderbar finden, daß endlich sein Körper unter diesen vielfachen Stössen, unter diesem reissenden Sturme seiner Leidenschaften erliegen mußte. „Ich will sie sehen!“ rief er der Rosiere mit wilden Blikken zu, und sprang auf. Eine dunkle Röthe lag auf seinem Gesicht, ein wildes Feuer flammte in seinen Augen. „Ich muß sie sehen!“ rief er noch einmal, und legte die Hand auf seine Brust, als ob es ihm an Athem gebräche. Er fieng an ein wenig zu zittern. Die Röthe verlor sich in eine Blässe, die immer leichenhafter wurde; sein Auge erlosch, seine Bewegungen ermatten. „O Gott!“ sagte er noch mit dem lezten Reste seiner Kräfte: „ich muß sie sehen!“ Dann sank er zurük auf einen Stuhl.

Die Rosiere erschrak, und rief um Hülfe. Bei Klairant war die ganze Stärke seiner zu sehr aufgereizten Seele in dem wilden Kampfe verloren gegangen. Sein Muth, selbst sein Entschluß war dahin; er hatte, als man kam und ihn auf sein Bett brachte, kaum noch die Kraft, wie ein ängstliches Kind zu klagen und zu seufzen. Am Abend lag er im Fieber, und sagte nichts als den Namen Klara!

Die Rosiere las den Brief, der ihm aus der Hand gefallen war; und nun schien ihr Klara eben so sehr des Trostes zu bedürfen, als Klai-

rant. Sie schrieb an ihre ehemalige Gebieterin, und versicherte ihr: „Klairant denke nicht mehr an den Tod. Ihr Brief habe ihn so gerührt, daß er krank davon geworden sei; indeß habe die Krankheit nichts zu bedeuten. Er gehe schon wieder umher; nur sei ihm alles Schreiben von dem Arzte verboten, und so habe er ihr aufgetragen, in seinem Namen zu schreiben.“ Eben so erzählte sie Klairant, wenn sie neben seinem Bette saß, daß Klara wieder gesund, und daß ihr Vater jezt nicht mehr so sehr gegen eine Verbindung zwischen ihm und ihr eingenommen sei. Sie behauptete mit solcher Zuversicht, Klara würde noch einmal seine Gattin werden, daß sich wieder ein leuchtender Strahl von lieblicher Hoffnung in sein Auge stahl. Kurz, die einfältige Gutherzigkeit der Rosiere stellte Klara und Klairant wirksamer wieder her, als die Kunst der Aerzte. Sie war um seinet-, Er um ihrentwillen krank geworden. Beide wurden durch diesen Beweis ihrer Liebe noch fester an einander gezogen. Ihre Liebe erhielt neue Kräfte; und was sie trennen konnte, wurde ein neues und festeres Band für ihre Herzen.

## XVIII.

### Klara an Klairant.

Klairant, unser Schikſal ist nun entschieden. Ich bin dein! Touai, der edle, großmüthige

Tonai, ist abgereist, und ich bin wieder frei, wie zuvor. Mit einem raschen Schritte habe ich alles zerstört, was unsrer Liebe im Wege stand. Ach, Klairant, wenn ich bedenke, daß du, du — Nein, ich mag keinen Blik mehr auf diese schrekliche Vorstellung werfen. Du hast kommen wollen, schreibst mir die gute Rosiere. Es ist besser, daß du es nicht gethan hast. Mein Klairant, so bist du bald wieder hergestellt, kannst bald wieder selbst deiner Klara schreiben? Du glaubst nicht, wie mich alles das gerührt hat! O, wie lieb' ich dich jezt, da ich weiß, daß du für mich sterben wolltest! Ich bin so taumelnd vor Freude, so verwirrt von den tausend Gedanken über die Zukunft, die durch meine Seele fliegen. Nun gehe es, wie es gehe; trennen wird uns nie eine menschliche Macht. Das fühlt selbst mein Vater jezt, ob er es gleich nicht sagt. Mein Bruder bewundert unsere Liebe; und hienge es von ihm ab, so würde unsre Treue mit dem schönsten Lohne gekrönt. Laß es kommen, wie es will: ich athme doch jezt wieder frei; und wer weiß, wer weiß, wie bald — Ach nein! ich habe an meinem jezigen Glüke genug, und mag keine neuen Hoffnungen. Glaube mir, mein Vater versucht es gewiß nicht wieder, mich treulos zu machen. Nein, er hat unsre Liebe kennen gelernt; er kennt dein, er kennt mein Herz, und meinen Muth.

Es waren noch ängstliche Stunden; aber nun sind sie vorüber, und ich bin glüklich. Wie sich

alles ſo ſeltſam fügen mußte! Sieh, da lag ich ſo matt, ſo kummervoll, ſo ängſtlich. Wenn ſich die Thür öffnete, fuhr ich zuſammen; denn ich glaubte, nun würde ich die Nachricht von deinem Tode hören. Was meine Eltern von meiner Krankheit dachten, weiß ich nicht. Meine Mutter ſaß da und weinte; mein Vater betrachtete mich oft mit einem bedenklichen Kopfſchütteln. Beide ſprachen von Touai nicht ein Wort; eben ſo wenig von dir. Nun ſchrieb ich in einer Nacht meinen Brief an dich. Lucie verſchafte mir auf mein Bitten alles zum Schreiben Nöthige; denn der Arzt hatte es mir unterſagt. Ich ſchrieb; und von dieſem Augenblik an war ich nun auch ſo feſt entſchloſſen, dein zu ſeyn, daß es mir vorkam, als ob ich verwandelt wäre. Sonſt hatte ich doch noch immer vor meinem Vater gezittert, und das Geſpräch von dir vermieden; denn ſo oft er deinen Namen hörte, wurde ſeine Stirn finſter. Aber jezt? Gott weiß, woher ich den Muth nahm. Ich war jezt ſo gewiß, dein zu ſeyn, endlich dein werden zu müſſen, daß ich nicht die mindeſte Unruhe mehr empfand. Als ich deinen Brief geſiegelt, und Lucie ihn auf die Poſt gebracht hatte, war mir ſo wohl, daß dem guten Mädchen Freudenthränen in den Augen ſtanden. Ich trank den Morgen meinen Thee mit unbeſchreiblichem Vergnügen; ich ſang ſogar mit meiner matten Stimme, und würde alle unſre Lieder geſungen haben, wenn mir nicht

der Athem so kurz gewesen wäre. Mir war so wohl, so wohl!

Da kam meine Mutter. Ich reichte ihr lächelnd die Hand, und sie umarmte mich freudig. Auch mein Vater kam, und erstaunte über meine Heiterkeit. Er winkte meiner Mutter heimlich zu, als sie eine Frage nach der Ursache meiner Krankheit that. Sieh, ich hätte ihr alles gerade und offen gesagt; aber auf den Wink meines Vaters wendete sie das Gespräch anders, und auch ich schwieg. Ich war aber fest entschlossen, von nun an gar kein Geheimniß mehr aus meiner Liebe zu machen. Vielleicht würde vieles anders seyn, wenn ich immer offen und aufrichtig gewesen wäre!

Nachmittags kam mein Vater, und fragte mich bittend: ob ich nicht dem Baron Touai erlauben wollte, mich zu sehen. „Er ist so besorgt um meine Klara," setzte er hinzu. — Ich hatte nichts dawider. Touai trat wirklich mit einem besorgten Gesichte herein; aber er lächelte, sobald er mich erblikte. „O," sagte er gerührt; „ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben, Sie zu sehen; nun bin ich doch nicht mehr ganz so bekümmert." Ich sprach sehr freundlich mit dem edlen Manne. Den folgenden Tag kam er wieder, setzte sich an mein Bett, und plauderte sehr heiter. Meine Mutter gieng auf einen Wink meines Vaters hinaus, und bald nachher wurde er selbst gerufen. Touai stand auf; ich sah aber an meines Vaters Blike, daß er wünschte, Touai

möchte nicht weggehen. Nun fragte ich lächelnd: soll ich ganz allein bleiben? und Touai sezte sich mit sichtbarem Vergnügen wieder an mein Bett.

Ich war zu nichts entschlossen, dachte bei meiner Frage nichts, wollte nur meinen Vater überzeugen, daß die Erfüllung seines Wunsches unmöglich wäre. Touai wurde verlegen, unruhig; endlich nahm er meine Hand, und sagte sanft: „wenn Sie die Güte haben wollen, nicht zu glauben, daß ich Sie dränge, so möchte ich wohl eine Frage an Sie thun.“ Ich unterbrach ihn: Ehe Sie fragen, erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas erzähle. Er sah mich starr an. Nun erzählte ich ihm ganz aufrichtig, ohne etwas zu verschweigen, die Geschichte unsrer Liebe. Dann gab ich ihm deine Briefe. Er wollte sie einsteken; ich bat ihn aber, sie jezt zu lesen. Ich sah auf seinem Gesichte, während er las, nur eine leichte Unruhe, zuweilen eine Art von Rührung. Als er mir die Briefe zurükgab, küßte er lächelnd meine Hand, und sagte: „so ist die Frage, die ich thun wollte, unnüz!“ Er schien sich zu sammeln. Verzeihen Sie, sagte ich, daß ich nicht gleich Anfangs so aufrichtig war; aber jezt bin ich fest entschlossen, es gegen jeden edlen Mann zu seyn. Er küßte meine Hand zum zweitenmal, und sagte: „aufrichtig? Wollen Sie auch mir Aufrichtigkeit erlauben?“ Ich verbeugte mich. „Von diesem Augenblik an nehme ich, so schwer es meinem Herzen auch seyn mag, meine Hoff-

nungen zurük, wie jeder rechtschaffene Mann in meiner Stelle es thun würde. Ich rede nicht mehr für mich; ich rede für Sie selbst. — Ihr Vater scheint mit dieser Liebe nicht zufrieden zu seyn.“ — Ich seufzte. — „Und glauben Sie nicht, daß es von Ihrem Geliebten edler wäre, eine Leidenschaft zu unterdrüken, die Sie beseufzen, als . . .“ — O, unterbrach ich ihn lebhaft; wenn es möglich wäre, diese Liebe zu unterdrüken, diese heisse Liebe . . . —

„Mir wenigstens,“ fiel er mit einem sanften, gutherzigen Lächeln ein, „muß es möglich werden; und die Wünsche ihrer Verwandten sind für mich. Doch,“ sagte er dann beruhigend, „ich kenne den Mann nicht, den Sie lieben. Seine Briefe hat die Leidenschaft eingegeben; sie sind also nicht der Spiegel seines Charakters. So viel aber weiß ich, meine Theure, daß eine Leidenschaft nicht glüklich machen kann, weil sie nicht dauert; und ich hoffe, Sie lieben mehr den Charakter Ihres Freundes, als seine Leidenschaft.“ Ich verstand ihn nicht recht. Nun erkundigte er sich nach dir sehr genau, sehr angelegentlich, und fragte ganz bestimmt: was mir an dir am meisten gefiele. Ich erzählte von dir, und fragte dann: ob ich nicht Recht hätte, dich über alles zu lieben. Er antwortete lächelnd: „das kann wohl nur die Zeit und die Erfüllung Ihres Wunsches entscheiden. Ein schönes Herz handelt fast immer richtig; allein es ist gemeiniglich der schlech-

teſte Vertheidiger ſeiner Handlungen. Sie lieben Ihren Freund . . . Ich ſehe Bekümmerniſſe für Sie in der Zukunft; Sie ſcheinen aber den Muth zu haben, ſie alle überwinden zu wollen. Beharrlichkeit, ein ſteter Wille, kann Sie freilich zum Ziele bringen. Was wäre der Liebe unmöglich! Nur Schade, daß ſie oft ſich ſelbſt zerſtört, eben wenn ſie das Ziel erreicht!“ Er ſchwieg einen Augenblik, und ſah mir dabei zärtlich traurig in die Augen. „Ich bin nicht glüklich,“ fieng er wieder an; „denn ich liebte Sie. O, könnte ich mich nur überzeugen, daß Sie glüklich wären, daß Sie, wenn Sie Ihre Wünſche erreicht haben, glüklich ſeyn werden: dann wüßte ich doch, wofür ich aufgeopfert ward!“ Ich weiß nicht, was mich in ſeinen Worten rührte; die Augen fiengen an mir naß zu werden. „O,“ fuhr er fort, „daß dann nur ein äuſſerer Umſtand Thränen in dieſe ſchönen Augen loken möge! Leben Sie wohl! Hier gebe ich Ihnen meine Adreſſe. Wenn einmal eine Stunde kommt, wo Muth, Freundſchaft und Geld Sie retten kann, ſo machen Sie Gebrauch davon.“ Er verbeugte ſich tief, und wollte gehen; aber er blieb noch einige Augenblike, weil mein Vater herein trat, und gieng dann, wie es ſchien, ſehr ruhig.

Nach einigen Tagen machte er ſeinen Abſchiedsbeſuch bei uns, und verließ Koblenz. Als er weg war, wendete ſich mein Vater zu mir, und fragte, ein wenig empfindlich: „weißt du nicht, Klara,

warum Touai seine Bewerbung um dich abgebrochen hat?“ — Ja; ich habe ihm gesagt, daß mein Herz nicht mehr frei ist. — Er wendete sich ab; dann fragte er: „hast du ihm den Pächterssohn genannt?“ — Ja; er hat Klairants Briefe gelesen. — „Welche Briefe? Schreibt er dir noch jezt?“ Nun trat er auf mich zu, und fragte mit einem freundlichen Blike: „Klara, ist es nicht möglich, daß du . . .?“ — Es ist unmöglich, mein Vater, unmöglich, daß ich je einem Andern gehören kann, als Klairant: davon sollte Sie meine Krankheit überzeugt haben. — „Deine Krankheit? wie so?“ — Ich gab ihm dein leztes Billet. Er las es, behielt es lange Zeit vor den Augen, gab es mir dann wieder, und warf einen rathenden Blik auf mich. Nun nahm er das Billet noch einmal, zeigte mir darin die Stelle: „das Glük deiner Eltern wird dich beruhigen;“ und sagte gerührt: „soll es mich nicht schmerzen, Klara? Ein Fremder, sogar Klairant, fühlt das; und nur das Herz meines Kindes fühlt es nicht!“ Nach einer Pause fragte er: „war dieß Billet die Ursache deiner Krankheit?“ — Ja! — „Nun denn,“ sagte er erbittert, „wenn diese unselige Leidenschaft dein jungfräuliches Gefühl so gänzlich zerstört hat, so darf ich mich freilich nicht wundern, daß deine Liebe zu uns dahin ist. Ihm that ich Unrecht; wahrhaftig, großes Unrecht: das seh' ich erst jezt. Ich nannte ihn deinen Verführer!“ — Er wendete sich schnell um,

und gieng. Ich wußte nicht sogleich, was er damit sagen wollte. Jezt seh' ich wohl, daß er dein Billet nicht verstand. Er meinte, du hättest meiner Hand entsagt, und darüber wäre ich krank geworden. Ich freuete mich über den unschädlichen Irrthum; denn er rechtfertigte dich.

Am Abend kam mein Vater zu mir auf mein Zimmer. Er sezte sich, blikte mich eine Weile unruhig an, und sagte endlich: „du scheinst deiner Sache so gewiß zu seyn, Klara. Darf ich die Briefe sehen, die er dir geschrieben hat?" Ich holte sie hervor, und er las sie langsam, einen nach dem andern. Bald schien er während des Lesens unruhig, bald erbittert. Ach, mich dünkte, die rührende Sprache deiner Liebe und deines Grams müßten eine bessere Wirkung auf ihn thun! — Er legte die Briefe zusammen, und gab sie mir zurük. Dabei lächelte er mit einer Art von Spott, der in meinem Herzen die Empfindung des Kummers über die Unruhe, die ich ihm machte, wieder zerstörte. Endlich sagte er: „wie ich sehe, Klara, hast du deinen Plan geändert; du glaubst, deine Wünsche nicht mehr verbergen zu dürfen. Aber sei nichts halb; rede einmal ganz aufrichtig! Bildest du dir ein, es wäre je möglich, meine Bewilligung zu dieser unseligen Liebe zu erhalten? Meinst du, Elend, Mangel, Kummer können mich so weit erniedrigen, daß ich ihm deine Hand gäbe?" Ich sagte leise, mit Thränen in den Augen: ja, mein Va-

ter; ich hoffte, meine Liebe, mein Gram, mein Elend müßten endlich Ihr Herz rühren. Ich glaubte, Sie würden Ihre Klara lieber weniger glüklich sehen wollen, als gar nicht; und noch jezt hoffe ich, Sie werden es Klairant einmal erlauben, mein Leben zu retten. Denn, mein Vater, dieser Gram, diese Unruhe, dieses Toben in meiner Brust muß endlich mein Leben zerstören; muß . . . — Er lächelte bitter, und drükte meine Hände, die ich aufgehoben hatte, mit einer gewissen Heftigkeit auf meinen Schooß zurük. „Nein, mein Kind," sagte er dann; „die Liebe ist keine tödtliche Krankheit. Aber wenn sie es auch wäre . . . nein, Klara, auf meine Einwilligung rechne nie. Selbst wenn ich so schwach seyn könnte, einer neuen Betriegerei zu glauben; so schwach, ihn selbst an dein Bett zu führen, um dich vom Tode zu retten: dennoch darfst du nicht darauf hoffen. In dem Augenblike, da ich seine Hand in die deinige legte, würde ich ihm fluchen; den ersten Augenblik der Besonnenheit würde ich benuzen, eure Verbindung wieder zu trennen. Nein, Klara, auf meine Einwilligung rechne nie!"

Mein Vater war heftig geworden. Er hielt noch immer meine Hand, und preßte sie in der seinigen, daß es mich schmerzte. „Aus seinen Briefen sehe ich," fuhr er fort, „daß du mit ihm nach Frankreich hast entfliehen wollen. Ich

kann dich nicht hüten, Klara, kann es nicht hindern, wenn du davon gehen willst; auch darf ich es nicht, das weißt du, weil ich meine und deine Ehre liebe. Eben so wenig mag und kann ich es hindern, daß du ihm, und daß er dir schreibt. Aber, Klara, wahrhaftig! die Liebe ist eben so kurzsichtig, wie die Vorsicht des Vaters. Entfliehen kannst du; doch wo willst du dich verbergen, wo den Räuber meiner Tochter und meiner Ehre, ohne daß ich dir folgen könnte? Geh immerhin nach Frankreich! Meinst du, daß mir dessen Gränzen verschlossen sind? Bei meinem Leben, Klara! das Gesez, das mir den Tod drohet, soll mich nicht zurük halten. Ich werde dich, ich werde ihn finden; in deinen Armen, oder mit dir am Altare: gleichviel! Wo ich den Räuber des Meinigen entdeke, da trifft ihn meine Rache. Er mag mir zeigen, was die Liebe kann; ich zeige ihm dagegen, was ein Vater darf. Das Uebrige ist ein Trauerspiel, worüber du keine Thräne weinen wirst; denn du hast für deinen Vater nichts, auch nicht einmal eine Thräne, ein Gebet: alles gehört dem Menschen, von dem du bezaubert bist. Klara, so hast du vielleicht die Sache noch nicht angesehen. Darüber jammere nun erst mit ihm! Klage deinen harten Vater bei ihm an; aber sag ihm auch, daß er sich hüten soll, seine Hand an die Tochter des Vicomte du Plessis zu legen: denn — bei allem was mir heilig ist! — und wenn er sich mit

dir in der National-Verſammlung verſtekte, ich würde ihn auch da ſuchen, da, wo mein Tod unvermeidlich wäre. Nichts, Klara, als mein Tod, kann dir die Erlaubniß verſchaffen, ſeinen Namen anzunehmen; und auch noch die lezte Bitte deines ſterbenden Vaters ſoll dich von ihm trennen, oder doch dein Leben mit einem reuevollen Andenken verbittern.“

Klairaut, dieſen Sturm habe ich ausgehalten! Die Stimme meines Vaters wurde immer feierlicher, je länger er ſprach, und zulezt miſchte ſich ſogar ein Ton von Wehmuth hinein. Mein Herz war zerriſſen, und ich zitterte vor ſeinen Drohungen; aber meine Liebe zu dir fühlte ich nicht minder, und wünſchte nicht einmal, ihm gehorchen zu können. Das that mir ſelbſt ſehr weh; indeß beruhigte ich mich darüber. Sieh, in allem was mein Vater ſagte, war doch auch nicht Ein Grund, Eine ſcheinbare Urſache, warum ich unſere Liebe hätte verdammenswerth finden können. Er ſagte eigentlich nur: „ich will nicht, weil ich nicht will.“ Kann das unruhig machen? Ich zittre vor ſeinen Drohungen; aber ſeine ganze Vorſtellung hat auch nicht die mindeſte Unruhe in meiner Bruſt zurükgelaſſen. Die wenigen Worte, die Tonai mir ſagte: „ich hoffe, Sie lieben mehr den Karakter Ihres Freundes, als ſeine Leidenſchaft;“ die hatten mich unruhig gemacht; ich hörte nicht eher auf, es zu ſeyn, als

bis ich zuverläßig wußte, daß ich dich wegen deines Edelmuthes, wegen deiner Tugenden liebe.

Seitdem nun — o, ich weiß nicht, wie ich es dir klagen soll! — bin ich wie eine Fremde in meines Vaters Hause. Es thut mir weh, sehr weh! Meine Mutter drükt mich, wenn sie mit mir allein ist, zuweilen heftig in ihre Arme, aber als ob es ihr verboten wäre. Mir gehen immer die Augen über, wenn sie es thut. Wir halten einander umfaßt, ohne uns anzusehen; wir schluchzen Beide, und lassen uns wieder los, ohne uns erklärt zu haben. Ach, will denn mein Vater mir auch das Herz meiner Mutter nehmen? — Sieh, so leben wir jezt, ohne das gegenseitige Vertrauen, das allein meinen Vater berechtigen kann, Gehorsam von mir zu fordern: wie Fremde! wie Fremde! Manchmal, Klairant, bin ich so innig betrübt, daß ich alle Theilnahme an dem, was um mich her vorgeht, verliere. Ach, es ist so seltsam: das Gefühl, nicht geliebt zu seyn, mischt sich in Alles, was ich thue, empfinde und denke, ja selbst in die Gegenstände, die mich umringen. Der Himmel ist mir nicht mehr so blau, die Gegend nicht mehr so schön. Die ganze Natur sieht so mürrisch, so unzufrieden, so trauernd aus, seitdem ich weiß, daß ich nicht mehr geliebt bin. Ich kehre ängstlich in unser Haus zurük, öffne zitternd die Thür zu meines Vaters Zimmer, und habe nicht mehr

den Muth mitzusprechen, oder etwas anzugreifen. Zum Essen muß man mich immer nöthigen. Ich fühle, daß ich jezt für ein Geschenk meiner Eltern dankbarer bin, als ehemals; aber Vertrauen, Liebe, sollte doch wohl mehr die Empfindung eines Kindes seyn, als Dankbarkeit.

Neulich — du glaubst nicht, wie weh es mir that! — wir sollten den Prinzen unsre Aufwartung machen. Ich dachte mit Angst an den Tag; denn es fehlte mir ein passender Kopfputz zu dem Kleide, das ich anziehen sollte. Als der Tag kam, machte ich es mit meinen Haaren, so gut ich konnte, und gieng dann zu meinen Eltern hinein. Meiner Mutter fiel der Kopfputz sogleich auf. Ich gestand ängstlich, daß ich keinen andern hätte. — „Aber, Klara, warum sagst du das nicht?“ — Die Frage preßte mir Thränen aus; und, von Betrübniß überwältigt, antwortete ich mit niedergeschlagenen Augen: o, Gott! darf ich es Ihnen denn noch sagen, wenn mir etwas fehlt? Mich selbst erschütterte meine Frage. Ich beugte mich auf die Hand meiner Mutter, und benezte sie mit Thränen. Sie hob mich auf, drükte mich an ihre Brust, und — sagte nicht, nein, sie rief ganz laut: „Klara, Klara! du bist mein Kind, mein geliebtes Kind, meine theure Tochter!“ Bei diesen Worten schluchzte sie, und konnte sich gar nicht zufrieden geben. Sie wußte nicht, wie sie mir ihre Liebe genug

beweisen sollte. Ihre Hände, die mich umschlungen hielten, zitterten auf meinem Rüken. „Ja,“ rief sie laut; „du bist mein Kind, von nun an wieder mein liebes Kind!“ Selbst mein Vater war gerührt. Er stand erst mürrisch da; doch bald trat er auf mich zu, und streichelte mir die Wange. Er schwieg; aber sein Blik zeigte deutlich genug, was sein Entschluß, oder seine Vaterwürde ihm mit Worten zu sagen verbot. „So,“ sagte er endlich, „können wir uns nicht sehen lassen.“ Nun sezte er sich auf den Sofa, und zog meine Mutter zu sich. Ich blieb in der Ferne stehen. Er sah erst mich an, und dann neben sich nieder. Endlich bot er mir die Hand, und zog auch mich auf den Sofa.

Hier sassen wir nun alle Drei, stumm, traurig, ohne Muth zu reden. Es war eine peinliche Minute, in der meines Vaters Gesicht sich nach und nach verfinsterte. Er gieng in sein Kabinet, blieb da, den Rüken zu uns gewendet, stehen, und seufzte so laut, daß wir es hören konnten. Meine Mutter gieng im Zimmer auf und ab, und rang die Hände. Ich stellte mich an das Fenster, und wünschte, mit Thränen in den Augen, daß der Rhein mich verschlingen möchte. Ach, Klairant, wenn Herzen, die zu gegenseitiger Liebe bestimmt sind, sich vor einander verschliessen — die Empfindung davon ist drükender, als Haß, als offenbare Feindschaft!

Ich gieng hinaus. Erst nachher sah ich ein, daß ich mich meinem Vater hätte zu Füssen werfen sollen; vielleicht würde dieser Augenblik ihn gerührt haben.

Nun ist wieder alles, wie vorher. Jeder von uns weiß, daß er Unrecht thut; und dennoch—! Klairant, deine Klara ist nicht glüklich; aber was würde sie seyn, wenn sie dich nicht liebte? Ach, so oft ich mir das vorstelle, verläßt mich alles, sogar meine Gedanken, sogar ich selbst. Nein, ich sollte nicht klagen, so lange ich dich liebe!

## XIX.

### Klara an Klairant.

Wir haben Koblenz verlassen, lieber Klairant, und wohnen jezt in Embs. Mein Bruder sagt, ich sei Schuld daran, und er mag wohl recht haben: aber wie kann ich es ändern? Mir ist nur deiner Briefe wegen bange, die ich in Koblenz so sicher erhielt. Adressire sie nun gerade wieder an meinen Bruder. Er wird ja nicht so grausam seyn, mir das Einzige zu entziehen, was mich noch an das Leben fesselt!

Höre, wie das zugieng. Wir besahen in Koblenz mit einer großen Gesellschaft das Kurfürstliche Schloß, und traten nun in den Audienzsaal. Ich war mit meinen Gedanken in Chatillon, und gieng so mit, ohne etwas zu sehen

oder zu hören. Da faßte eine von unsern Bekannten meinen Arm, führte mich vor ein Gemählde, fieng an es mir zu erklären, und machte mich endlich aufmerksam. Es waren vier große Gemählde, als Wandstüke um den Thron her. Da stand ich vor dem ersten, auf dem ein Fürst Brod und Geld unter eine verhungerte Menge austheilt. Ein schönes Gemählde in dem Saale eines Fürsten! sagte ich. Wir plauderten eine Weile, und machten Anmerkungen, die uns Alle rührten. Das ist, sagten Einige, unser nur zu guter König, den die Undankbaren, die er bei der Hungersnoth 1788 mit einem Aufwande von vierzig Millionen Livres sättigte, jezt mit Hohn, mit der bittersten Kränkung verfolgen! — Ach, dachte ich bei mir selbst, warum thun das Menschen, zu denen Klairant gehört, die Klairant vertheidigt! Die Vorstellung betrübte mich. Den König, der seinen Unterthanen eine so große Summe schenkte, ob er gleich selbst Mangel litt — den nennen sie einen Tyrannen! Sollten sie nicht, dacht' ich, wie die Menschen hier auf dem Gemählde, die Arme gen Himmel heben, und für ihn beten? Ach, Klairant, es ist doch Unrecht! — So kamen wir zu dem zweiten Gemählde, welches die Gerechtigkeit der Fürsten vorstellen sollte, mir aber nicht gefiel: Salomons Richterspuch. Nun giengen wir um den Thron weg zu dem dritten. Als ich einen Blik darauf geworfen hatte, rief ich laut: das ist er! das ist er! Ich

flog mit blizenden Augen, mit aufgehobenen Händen, zu dem Gemählde hin. Man umringte mich, und fragte: wer es denn sei? wen ich meine? Ich war ganz ausser mir. Klairant, du standest auf dem Gemählde, so getroffen, so lebendig, ach! selbst in der Stellung, wie du den Titus, in der Tragödie spieltest. Dein Gesicht, deine Miene, dein kummervoller, stolzer, edler, schöner Blik, deine Gestalt: alles war so lebendig, daß ich glaubte, du müßtest den Augenblik anfangen zu reden. Ich weinte, und nannte deinen Namen; ach! ich hatte vergessen, wo ich, und wer bei mir war. Meine Mutter kam; sie faßte mich an, wollte mich zu mir selbst bringen, und fragte. Sehen Sie! rief ich; sehen Sie! das ist er! das ist Klairant! — Sie warf schweigend einen Blik auf das Gemählde, und wollte mich davon wegziehen; aber vergebens: ich war auf meinem Plaze wie eingewurzelt.

Du kannst leicht denken, was in der Gesellschaft vorgieng; man lachte, zukte die Achseln, und erinnerte sich eines Geschwäzes über mich, worin der Name Klairant ebenfalls vorgekommen war, und das mir den Namen „Gabrielle" zugezogen hatte. Ich sah und hörte aber von dem Allen nichts, weil ich im Anschauen verloren war. Das Gelächter wurde lauter, und machte meinen Vater aufmerksam, der bis jezt in tiefem Gespräche gestanden, und nichts von mir bemerkt hatte. Er fragte, hörte, kam, mit wildem Zorn im

Blike, auf mich zu, bot mir den Arm, sagte laut: du bist eine Närrin! und zog mich aus dem Saale. Ich sah noch immer dein Bild, und folgte ihm, ohne einen Gedanken zu haben. Im Hause führte mein Vater mich in mein Zimmer. „Ist es nicht genug," fragte er bitter und mit funkelnden Augen, „daß du mich hier mit deiner Schande quälst?" Er hatte meinen Arm gefaßt, und preßte ihn so heftig, daß ich aufschrie. „Mache nicht," fuhr er fort, „daß ich körperlichen Schmerz für das einzige Mittel halten muß, dich zu leiten!" Jezt trat meine Mutter in das Zimmer, und er rief ihr zu: „nein, du sollst sie in ihrem Troze nicht bestärken! Bei Gott! ich will nicht länger der schamlosen Raserei dieser verliebten Närrin zum Spielzeuge dienen!" Er führte meine Mutter hinaus, und schlug die Thür mit Heftigkeit hinter sich zu. Ich hatte seine Worte gehört, und zitterte, aber noch wußte ich kaum, was vorgegangen war. Die Vorstellung deines Bildes verdrängte die Angst vor meinem Vater, und wurde wieder von ihr verdrängt. Man rief mich nicht zu Tisch; Lucie brachte mir mein Essen, und erzählte mir, daß mein Vater geäussert hätte: er selbst wäre über die Figur auf dem Gemählde erstaunt, weil du ihr so außerordentlich ähnlich sähest.

Es waren zwei Figuren auf dem Gemählde. Der eine, mit einem Lorbeerkranz um die Stirn, saß an einem Tische; der andere, du, Klairant,

ſtandeſt vor ihm. Nie wird der Eindruk dieſer Geſtalt aus meiner Seele verſchwinden, mit deinem Geſicht voll Intereſſe, voll Leidenſchaft, kummervoll, ſtolz, bittend und befehlend zugleich: Mein Bruder meint, es ſei wahrſcheinlich die Scene, wo Auguſt dem Cinna ſagt *): ſei mein Freund, Cinna! Es mag ſeyn; aber wenn der Mahler einen beſchämten Verräther zeichnen wollte, ſo mußte er nicht dein Geſicht wählen. Es war, als ob die gedrükte Tugend vor dem Fürſten ſtände; es war — mit Einem Worte: du warſt es, du Klairant! Indeß die Vorſtellungen webten ſich genauer in einander. Als ich hier meinen Vater zum erſtenmale wiederſah, hätte ich ihm beinahe die Hand geboten; auf meiner Zunge ſchwebten ſchon die Worte: „wir wollen Freunde ſeyn, Cinna!“ Ich kann das Bild, ich kann die Worte nicht aus meiner Seele los werden.

Am folgenden Morgen früh ward eingepakt. Mein Bruder ſagte mir, daß wir reiſen würden. Er ſezte ſich mit mir und Lucien in einen Wagen; und ein andrer ſtand ſchon gepakt vor der Thür. Meine Mutter öffnete, als wir Drei eben wegfahren wollten, einen Augenblik das Fenſter, und warf mir einen Kuß zu. Aus einigen Worten meines Bruders merkte ich, daß es eine Strafe für mich ſeyn ſollte, ſo ohne meine Eltern zu reiſen. Ich dankte meinem Vater für dieſe

*) Soyons amis, Cinna!

Strafe; denn ich dachte mit Aengstlichkeit daran, wie es seyn wurde, wenn ich ihm gegenüber säße.

Klairant, welch eine Reise! Wir fuhren durch das Lahngebirge, das schönste der Erde: erst auf einem Bergrüken, mit Gehölz umgeben, vor uns ein tiefes Thal, worin einzelne Hütten, unter Baumgruppen verloren, oder an dem Eingange eines reizenden Thales, standen. Jezt rollte der Wagen in eine ungeheuer tiefe Kluft hinab, in einen See von Bäumen und einzelnen Hütten. Rechts zog sich ein Thal zwischen den Bergen weg, links eins von schönen Bäumen verborgen. Ach, reizende Einsamkeiten, allein für die unglükliche Liebe geschaffen! „Hier! hier!“ rief ich mit nassen Augen und bebender Stimme meinem Bruder zu. Er schien mich zu verstehen; denn er ließ halten und mich aussteigen. O Klairant, wenn wir uns einmal den Bliken der Welt verbergen müssen, so führe mich in diese schönen Gründe. Eine Hütte wird uns hier gern aufnehmen; und wer will uns hier suchen — mitten in diesen Wäldern, in diesem Irrgarten von lieblich verschlungenen Thälern? Mein Herz pochte vor Freude, wenn ich mir dachte, daß ich an deinem Arme unter den lichten Bäumen gienge. Da stand eine Hütte: man sah von oben den Rauch, der wie eine Säule aus den Bäumen hervorragte; unten, in einer Beugung des Thals, entdekte man erst die Hütte, an einen grünen Berg gelehnt, und in Bäumen verstekt. Zwei Kinder tummel-

ten ſich vor der Thür auf dem weichen, lieblichen Graſe; ein junges Weib ſaß und arbeitete. So würde ich ſizen, dachte ich; und Klairant an meiner Seite. Wir wollten wie geſcheuchte Rehe durch die Schlüfte dringen, weit von der Landſtraße, hinter jene ungeheuren Berge, und da eine noch einſamere Hütte ſuchen. Verborgen, getrennt von den Menſchen und ihren Wohnungen, wollten wir leben und glüklich ſeyn. Als ich das dachte, floſſen Thränen aus meinen Augen. Ich hatte mich der Frau genähert. Die Kinder ſtanden beide in der Ferne, und betrachteten mich. Ich theilte ein Stük Biskuit unter ſie, das ſie mit freundlichen Bliken verzehrten. Hinter der Hütte führte ein Fußſteig den waldigen Berg hinan. Ich wies auf ihn, und fragte, mehr mit Bewegungen als mit Worten, ob man ihn gehen könnte. Die Frau ſchüttelte den Kopf, und zeigte mir die diken Wälder, als ob ſie ſagen wollte: der Fußpfad führt da hinein. Ich gab ihr zu verſtehen, ob hinter dem Berge ein Thal und auch eine Hütte wäre. Sie deutete mit der Hand an, daß der Weg wieder in ein Thal hinab führte; dann zeigte ſie mit Kopfſchütteln auf die Hütte, auf Felſen und auf Bäume, die das Thal erfüllten.

Einzelne Worte, als Thal, Haus, Felſen, Wildniß, wußte ich; denn ich habe von der Tochter meines Wirthes ein wenig Deutſch gelernt. Ich fragte die Frau, ſo gut ich konnte, ob ſie

hier glüklich wäre. Sie antwortete, und ich verstand nichts. Als ich meine Frage wiederholte, merkte sie das, lächelte mir zu, nahm eins ihrer Kinder, und drükte es, mit einem fröhlichen Blike auf mich, an ihre Brust. Ich konnte mich nicht enthalten, das schmuzige Kind aus ihren Armen in die meinigen zu nehmen und es zu küssen. Dann gab ich der Frau, weil mein Bruder rief, eine Kleinigkeit, und gieng.

O, dachte ich im Gehen; was ist doch das menschliche Glük! Klairant, aus dem Gesichte der Frau, als sie ihr Kind an die Brust schloß, leuchtete das reinste Vergnügen hervor. Man konnte sie unmöglich mißverstehen. Ach, ich wendete mich noch einmal nach dem Fußpfade zurük, der in ein waldiges Thal, in eine felsige Wildniß führt. Klairant, dahin laß uns fliehen — in das Thal, wohin noch nie der Fuß eines Menschen gekommen ist! Hier sollst du mir und dir eine Hütte bauen, und die einzigen Menschen, die wir dann sehen, sollen diese Frau und ihre Kinder seyn. Da werden wir wohnen; und fragt mich ein Reisender, den der Zufall oder das Unglük zu uns führt, ob wir glüklich sind — o Klairant, wenn ich dann dich an meine Brust drüke: meinst du nicht, daß er mein Gesicht voll Freude verstehen wird?

Mit Widerwillen dachte ich daran, daß ich nun diese schöne Wildniß mit einer geräuschvollen Stadt vertauschen sollte; aber wie angenehm wurde

ich überraſcht, als wir den Berg hinunter fuhren, und Embs vor uns im Thale liegen ſahen: ein kleines Städtchen auf dem ſchmalen Ufer der Lahn längs dem Fluſſe hin gebauet; eine einzige Gaſſe Häuſer zwiſchen dem Fluſſe und den ungeheuren Felſen, die mit ihm in gerader Linie fortgehen. Die Gegend umher iſt ſchauerlich, ſo wild, ſo angenehm finſter, daß hier der Gram zu einer Wolluſt wird. Auf die Allee komme ich ſelten; ich ſtehle mich an dem Fluſſe hinunter, und verliere mich zwiſchen Felſen und Gebüſch in ein langes Thal, worin ein kleiner Bach fortrauſcht. An dieſem gehe ich hinauf, bis zu einer Silberſchmelze. Hier ſize ich mit meiner Lucie auf einem Hügel, im Gebüſche verborgen, und leſe deine Briefe, träume mich nach Chatillon, oder hole dich auf den Flügeln meiner Liebe zu mir. Dann verſchlieſſe ich das Thal mit ungeheuren Felſen, und zaubere an den Rüken des Berges eine Hütte und einen Garten. Mitten in dieſen Träumen ſpringe ich auf, faſſe meine Lucie bei der Hand, tanze fröhlich umher, und mein ſüſſer Traum verfliegt erſt dann, wenn mir nahe vor Embs Menſchen von meinem Stande begegnen.

Ueberall iſt es hier voll von Ausgewanderten. Ach, Klairant, ich zittre oft für dich, wenn ich höre, welche Rache ſie an der Nation nehmen wollen. Und — laß mich das mit Angſt hinzuſezen! — es ſind nicht bloße Worte. Nein, Klairant, nein! Du kennſt den fürchterlichen

Haß nicht, mit dem ſie einander ſelbſt verfolgen. Neulich war ich bei einer ſolchen Scene zugegen. Man ſprach über die Rechte des Adels. Einer in der Geſellſchaft glaubte, daß manche von dieſen Rechten wohl aufgehoben werden müßten, und führte die mi-lods, die trousses, die gélinage*) und andere an, die doch den Bauernſtand ſehr bedrükt hätten. Ein Edelmann aus Bretagne, der zugegen war, fuhr auf, wie ein Raſender, und nannte den erſten einen Jakobiner, einen elenden Volksſchmeichler. Dieſer führte, um ſich zu vertheidigen, die Cahiers des trois ordres de Bretagne **) an, und machte dadurch jenen noch wüthender. Man zog die Degen, und nur das Geſchrei und die Bitten der Frauenzimmer konnten die Ruhe wieder herſtellen. Schon am folgenden Tage mußte der erſte Koblenz verlaſſen; denn der Adel von Bretagne hatte ſeinen Untergang geſchworen. Wer nur im mindeſten an

*) Mi-lods, Kontraktgebühren bei dem Verkaufe von Immobilien. Trousses, Treibpflicht, das Recht des Adels, die Bauern zum Treiben bei der Jagd gebrauchen zu können. Gélinage; eine Steuer, welche der Adel in Bretagne auf die Hühner ſeiner Unterthanen gelegt hatte.

**) Die Deputirten zu den états généraux, der nachmaligen erſten National-Verſammlung, bekamen von ihren Kommittenten Inſtruktionen, welche man Cahiers, Hefte, nannte.

der Revolution Theil genommen hat, ist hier mit dem Hasse aller Partheien beladen, und wird von ihnen verfolgt. Du glaubst nicht, wie weit die gegenseitige Erbitterung geht. Der junge Preyssy war mit einem schönen und guten Mädchen versprochen, und Beide liebten einander so zärtlich. Unbedachtsamer Weise sagte er einmal, die Kapitainerieen wären doch eine drükende Ungerechtigkeit gewesen, über die der Adel und das Volk sich zu beschweren Ursache gehabt hätten *).

*) „Unter dem Worte Capitaineries verstand man in Frankreich ein oberherrliches Recht über gewisse Distrikte, welches der König den Prinzen vom Geblüt ertheilte, und wodurch sie das Eigenthum alles Wildes in diesem Bezirk erhielten; auch auf Ländereien, die ihnen nicht gehörten, und, was sehr sonderbar ist, auch auf Rittergütern, mit denen Andre lange vorher belehnt worden waren. — Wenn von Hegung des Wildes in solchen Distrikten die Rede ist, so werden darunter ganze Heerden wilder Schweine, Hirsche und Rehe verstanden, die nicht etwa durch einen Wildzaun eingeschränkt waren, sondern nach Belieben die ganze Gegend durchstrichen und die Saatfelder verheerten. Die unglüklichen Bauern, welche in Verdacht kamen, daß sie das Wild todt schlügen, um das Getreide zu retten, welches zur Nahrung ihrer hülflosen Kinder bestimmt war, mußten dann die Galeeren bevölkern.“ Arthur Youngs Reisen durch Frankreich ꝛc. Deutsche Uebersezung B. II. 428. — Eben daher sind auch einige andre Erläuterungen bei diesem und dem folgenden Briefs genommen.

Man sagte seine Unbesonnenheit an einem gefährlichen Orte wieder, und der Vater seiner Geliebten mußte ihm die Hand seiner Tochter versagen. Der junge Mann ist voll Kummer in die Schweiz gegangen, und das arme Mädchen stirbt vor Gram hin. So bitter, so wüthend ist ihr Haß gegen einander; ach, wie fürchterlich wird er nicht erst gegen euch seyn! Klairant, ich zittre für dich. Man zweifelt hier nicht mehr an der Rükkehr nach Frankreich; Alles spottet eurer Armeen ohne Anführer, und brennt vor Verlangen nach dem Tage, da der vereinigte Adel aufbrechen wird. Ueberdies hat man noch andre Hoffnungen; man rechnet auf die Hülfe der Deutschen Höfe. Klairant! Gott, wenn ich hörte, daß du . . . O Klairant, überlege selbst! Die tapfersten, edelsten Männer des ganzen Königreiches sind hier; die meisten Generale, die meisten Offizier. Im Königreiche selbst sind zwei Drittel der Einwohner, die von dem Adel lebten, auf dessen Seite. Es kann nicht fehlen.

Ich überlege so oft unser Schikſal, Klairant. Wenn wir zurükkehrten — was würde aus dir werden? Mein Vater? ach, ich fürchte, der denkt jezt von dir ganz anders, als sonst. Ich bitte, ich beschwöre dich: verlaß das unglükliche Land, das bald nicht mehr unsrer Liebe Schuz geben kann, und das dich gegen den Haß meines Vaters nicht sichern wird. Komm hieher! Dieses

Land schuf die Vorsehung für eine schuzlose, unglükliche Liebe. Hier in diesem Felsenwalde, wo nur ein reissender Strom sich eine Bahn brechen konnte, kann auch nur die Liebe wohnen. Was kümmert es uns, welche von diesen wilden Partheien Recht hat! was geht es uns an, ob das Volk, oder der Adel regiert! Komm hieher, Klairant! Ein Thal soll unser Reich werden, die stillste, heiligste Liebe uns beherrschen; und wir wollen fröhlich, unschuldig ihren sanften Befehlen gehorchen. Klairant, folge mir. Du findest mich gewiß jeden Abend, wenn das Wetter nur erträglich ist, auf dem Wege von Embs nach der Silberhütte. Ach, wenn ich an unser Geschik denke — ich möchte mit einer Bärin ihre Höhle theilen, um dich gegen alles, was dir drohet, verbergen zu können. Klairant, schreib mir bald! Ich habe schon lange nicht eine Zeile von dir.

## XX.

### Klairant an Klaren.

Klara! — O, gieb du mir Worte, guter Gott! Die Liebe kann die geheimsten Empfindungen ausdrüken: sie hat Thränen, Umarmungen, Händedruk. Schmerz, Verzweiflung, und selbst der Tod ist für sie da, wenn sie sichtbar hervorbrechen will. Aber was hat die Dankbare

keit? Wie soll die Feder, wie die Zunge ihre Empfindung mahlen, welche die Seele so still mit ihren sanften Flügeln bedekt? Welche Worte drüken den ruhigen, stolzen, allmächtigen Genuß des dankbaren Herzens aus? O, Klara, hier lieg' ich auf den Knieen, halte dein Bild in den gefaltenen Händen vor meine sanftbenezten Augen, und rufe den Segen Gottes über dich herab, weil ich selbst verzweifle, dich für die Ruhe meines Wesens belohnen zu können. Deine Liebe kann ich belohnen: denn ich liebe dich mehr, unaussprechlich mehr, als mich selbst; aber deine Großmuth, edle Klara, deine himmlische Großmuth — O, bei diesem Gedanken senkt sich der Himmel mit aller seiner Ruhe, seinen Seligkeiten langsam auf mich herab. Nein, der Ewige war nicht in den verzehrenden Flammen meiner Liebe, nicht in dem gewaltigen Brausen meines Schmerzens; aber in dem milden Säuseln deiner Großmuth und meiner Dankbarkeit ist er!

Mein Wesen hat sich umgewandelt; es löst sich unter diesem Gefühle sanft auf; meine Seele vergeht in Zagen über diese Seligkeit; ein sanftes Sterben in himmlischem Entzüken stillt alle meine Begierden, alle meine Kräfte. Ich sinke in der ruhigen Fluth der Zufriedenheit langsam unter. Klara, du gabst mir deine Liebe; und kaum konnte mein Herz dieß Glük tragen. Ach, mußtest du auch noch die Seligkeit der anderen Welt

in dies sterbliche Herz von Erde gießen? Hier kniee ich vor deinen Briefen, und vergehe unter der Last von Seligkeit, die deine Großmuth auf mich häuft.

Klara, was soll ich thun, dir zu danken? Nein, für meinen Dank ist dies Herz zu schwach, die Sprache zu arm, die Erde zu klein. Ich hebe meine Hände gen Himmel, und bete für Klaren; das ist alles, was ich vermag.

## XXI.

### Klairant an Klaren.

So gewiß du mich liebst, meine Klara, so gewiß würde ich mich jezt, ohne zu überlegen, und nach einem Jahre Ueberlegung, für dich mit Freuden in ein Flammenmeer stürzen. Ich habe meine Phantasie gemartert, Klara, um eine Probe aufzufinden, die ich nicht für dich bestehen, ein Unglük, vor dem ich, wenn es dich retten könnte, zurükbeben würde. Von jezt an bin ich so gewiß dein, als du selbst dein bist. So wenig du dich selbst je verlassen kannst, so wenig kann Klairant dich je verlassen. Gefühlt habe ich das lange, Klara; denn wer könnte dich lieben, und von dir geliebt seyn, ohne das zu fühlen? Aber was den Unterschied macht? Jezt weiß ich, was ich sonst nur fühlte. Was ich sonst nur in den Augenbliken, wenn meine Brust an der dei-

nigen schlug, wenn ich deine Briefe las, oder mich deiner und unseres Glükes erinnerte — was ich nur dann als Wahrheit fühlte, das weiß, das sehe, das fühl' ich jezt in jedem Augenblike meines Daseyns, bei den unbedeutendsten ruhigsten Geschäften so gut, wie in der heißesten Leidenschaft. Und das Seltsame dabei ist, daß meine Liebe an Stärke verloren hat. An Stärke; ja! Ich denke nicht mehr mit der strebenden Unruhe an dich; zittre nicht mehr für dein Herz; erschrek nicht mehr vor Zufällen. Meine Liebe ist ein ruhiger Selbstgenuß geworden: ich bin jezt deiner Liebe, deiner Treue, deiner ewigen Treue, so sicher, als ob ich deine Seele in meiner Brust trüge; ich denke an dich mit der Empfindung, mit welcher der Heilige an den Himmel denkt: mit einer so sichern, ruhevollen Gewißheit, als ob der Ewige unsre Liebe, unsre Vereinigung, zum Ziele, zur Bestimmung seiner Schöpfung gemacht hätte. Ich bin dein, Klara!

Laß mich über das, was ich thun wollte, hinwegeilen. Wer könnte deinen Verlust überleben! Der Himmel stellte vielleicht uns Beide so gefährlich, dich mit deinem Herzen an den Rand der Untreue, mich an den Rand der Verzweiflung und des Grabes — um unsre Liebe in diesem Feuermeere der Angst gegen alle Verfolgungen zu härten, um unser Vertrauen auf uns selbst, unsere Dankbarkeit, jede schöne, edle und

seine Empfindung für einander so zu verstärken, daß wir Beide mitten in den Flammen eines Scheiterhaufens, einer an des andren Brust, noch glüklich seyn könnten. Ja, Klara, die Welt hat aufgehört, für mich etwas anderes zu seyn, als der Raum, in welchem ich athme. Du bist meine Welt geworden. Meine Empfindungen, meine Gedanken gehen alle von dir aus, und kehren alle zu dir zurük. Träte ich jezt an den Altar, sähe dich mit dem Brautkranz in deinen Loken, an der Hand eines Mannes da stehen, und hörte den Priester den Ehesegen über euch sprechen: ich würde das einen Traum nennen, und wenn es auch Wirklichkeit wäre; ja, ich glaube, ich bliebe dennoch glüklich in deiner Liebe, die mir kein Brautkranz, kein Händegeben, keine Ehe, die mir selbst die Allmacht nicht rauben kann.

Klara, die Liebe, die wahre Liebe, unsre Liebe, ist die Allmacht, durch welche alle Träumereien der Philosophen wirklich werden. Der Raum, der uns trennt, ist verschwunden. Wir berühren einander in unsrer Liebe; wir sehen uns, ich höre dich, ich fühle dich. Du bist mein, selbst in dem Augenblike mein, da deines Vaters Arme dich halten. Ich lese deine Briefe, Klara, und du bist wahrhaftig mein. Säße ich an deinem Grabe; hätten meine Thränen das lezte Wort in deinen Briefen verlöscht, und der Wind das lezte Stäubchen deiner Asche zerstreuet: dennoch wärest du mein, so lange mein Herz noch

eine Empfindung hätte. Ich würde weinen; aber meine Thränen müßten, wenn die Welt sie kennte, ihren Neid erregen. Ja, Klara, du bist mein!

Da liegt die Karte vor mir aufgeschlagen. Ich folge dir auf allen deinen Wegen, gehe dir nach in deine verschlossenen Thäler, size mit dir auf dem Hügel an der Silberschmelze, reise auf der Karte den Weg von Koblenz nach Embs tausendmal, bestimme den Ort, wo du die Frau mit ihren Kindern fandest, sehe deine Thränen fliessen, und küsse sie von deinen Wangen. Wahrlich, Klara, ich bedarf deines Porträts nicht mehr; es hängt auf meiner Brust ruhig, unbetrachtet: das Bild in meinem Herzen ist lebendig; jenes todt. Was bedarf die Liebe? Nur sich selbst.

Und ist es dir nicht auch so, Klara? bin ich nicht bei dir? leb' ich nicht mit dir! Sieh, deines Vaters Grausamkeit konnte uns trennen, aber nicht unglüklich machen. Du zitterst ohne Ursache für mich, meine theure Klara. Bedenke doch nur den Haß, mit dem die Ausgewanderten einander selbst verfolgen; und du wirst leicht begreifen, daß Frankreich nicht vor ihnen zu zittern braucht. Der erste glükliche Erfolg würde sie über ihre Beute entzweien. Laß das, Klara! Wir sind beide partheiisch: du für die Thränen, die du fliessen siehst; und ich für die ruhige Glükseligkeit, die ich täglich vor mir habe. Ja, Klara, ich fange an zu glauben, daß unser Vater-

land die Beute einiger Ehrgeizigen ist, und — Aber laß das! Es thäte meinem Herzen weh, dir die Mordscenen zu wiederholen, welche mein Vaterland und alle edlen Bürger mit Grauen erfüllen. Aber wirf deine Augen von der blutenden, wüthenden Hauptstadt, von dem mit Haß erfüllten Koblenz auf Chatillon, auf Mangienne, auf Pillon, auf jedes von der Hauptstadt entfernte Dorf. Sieh, alles was sonst eine Plage war, ist eine Wohlthat geworden. Die verhaßte Quintaine *) ist nun ein Fest, auf das die Alten, wie die Kinder, sich freuen. Den Fehlschlag bezahlt jezt ein fröhliches Gelächter der umstehenden, und nicht mehr der ersparte Tagelohn mehrerer Wochen, der vielleicht für die Entbindung des geliebten Weibes bestimmt war. Ein Tanz beschließt den fröhlichen Tag, den sonst die Thränen derer endigten, welche ihre Stange zerbrochen hatten. Jedermann geht fröhlich nach Hause, da sonst nur der Scherge mit den Strafgeldern das konnte. — Dahin richte deine Augen, Klara, und nicht auf den grossen Streit der beiden wüthenden Partheien. Beide zeigen durch

*) Quintaine, läßt sich nicht übersezen, aber erklären. Im Pfingstfeste ward etwas auf einen hohen Gränzpfahl gesteckt. Müller und andere Dorfbewohner mußten mit langen Stangen darnach schlagen. Wer fehlschlug und die Stange zerbrach, bezahlte dem Gutsherrn 60 Sous (18 Groschen) Strafe.

ihren Haß, daß ihre Absicht nicht Wohlthun ist; aber die Vorsehung bereitet aus giftigen Pflanzen wohlthätige Arzneien. Laß sie machen, Klara, und zittre nicht!

Und warum selbst dann zittern, wenn du Recht hättest! Der Tod ist für den Glüklichen eine eben so sichere Zuflucht, wie für den Unglüklichen. Und das, gerade das ist mein Glük, Klara, daß ich der Ewigkeit mit eben dem sichern Muthe entgegen sehe, wie dem Leben, daß ich dich überall finde und habe, wohin ich blike, wohin meine kühnste Phantasie den Flug richtet. Meine Klara, ich zittre für die Glükseligkeit meines Vaterlandes so wenig, wie für die meinige. Was hat deinem Vater der Sturm geholfen, den er über unsere Liebe herauf führte? Wir schlangen uns fester in einander, wie zwei nahe Stämme endlich zusammenwachsen, von gleichem Safte genährt zu Einem Baume werden, mit einander blühen, Früchte tragen, und auch mit einander sterben. — Und wird es nicht eben so mit unserm Vaterlande seyn?

Die Anmassungen beider Partheien müssen die Nation endlich die goldne Mittelstrasse finden lehren, und in ihr die Glükseligkeit, welche der Himmel den Menschen bestimmte. Der gegenseitige Haß des Adels und der herrschenden Parthei wird ein stilles unbekanntes Bündniß aller Guten und Edeln in Frankreich gegen beide hervorzaubern, an dessen verborgenem, unschein-

harem Felsen ihr Haß und ihre Grausamkeit scheitern müssen. Laß uns mit dem Himmel nicht hadern, daß er es nicht anders machte; aber laß uns auch nicht glauben, er werde ein Königreich zertrümmern, um die schwachen Menschen zum Zittern vor seiner Allmacht zu bringen. Wenn die Vorsehung nicht immer reichen Segen für das Menschengeschlecht in ihren Händen trüge, welcher Mensch würde dann so feige seyn, vor ihrer Allmacht zu zittern? Doch, Klara, ich zittre nicht. Wenn ich nur das Maß der Liebe in meiner Brust messe, so zittre ich nicht; und ich sollte vor der unendlichen Liebe zittern? Ich kann in diesem wilden Kampfe erdrükt werden; wer will das leugnen? Aber die Menschheit muß aus diesem Kampfe siegreich zurükkehren, und sollte auch ihr Sieg nur eine lebendige Lehre für die kommenden Jahrhunderte seyn. Nein, Klara, ich fürchte nichts, nichts; sei auch du gutes Muths!

Wenn ich bedenke, daß es nur auf mich ankommt, nur auf die Zeit von zwei oder drei Tagen, um bei dir zu seyn, dich in meine verlangenden Arme zu schliessen, an deinen Lippen vor Freude zu vergehen; ach Klara, wenn ich mir denke, ich trete nun hinter dem Hügel hervor, auf dem du sizest, du hörst meine Stimme, springst auf, ich stürze zu deinen Füssen hin, und du fällst in meine Arme: — mit Gewalt muß ich dann meine Phantasie fesseln. Das Verlangen

meines Herzens wird dann oft meiner Vernunft zu stark; ich springe auf, um zu dir zu eilen, kehre aber doch wieder zurük, und bringe dir das schwerste Opfer, das je ein Mann gebracht hat.

Nein, Klara; überlege du selbst! Denke nach! Die beiden Liebenden fliehen; sie verbergen sich in das Labyrinth von Thälern, suchen die heimlichste, verschlossenste Kluft, beschränken sich auf die einfachsten Bedürfnisse des Lebens, auf eine armselige Hütte, ein Lager von Stroh, eine Schüssel mit Milch oder Früchten. Aber, wo die Hütte steht, wohnen Menschen; wo die Kuh weidet, die mit ihrer Milch sie erhält, sind Wege. Klara ist entflohen. In der ganzen Gegend giebt es eine Menge von Ausgewanderten. Verkleide dich in eine Bäuerin; deine Schönheit, oder, wenn auch die nicht, deine Sprache wird dich verrathen. Man wird dich aus meinen Armen reissen. Und mich? — Hast du daran schon gedacht, Klara?

Nein, nein! Noch vor einigen Monaten hätte ich mit wilder, verzweiflungsvoller Gewalt mich auf das gefährliche Spiel mit der Zukunft eingelassen. In ein Feuermeer würde ich mich an deiner Seite gestürzt haben; denn — ich zweifelte an deiner Treue, an deiner standhaften Liebe. Ich hätte mich mit einer freudigen Verzweiflung in deine Arme geworfen, und mein Leben, mein ganzes Glük an diese selige Minute ge-

wagt; denn ich zweifelte, ob ich sie je wieder haben würde. Aber jezt? Du bist mein, Klara, bis zu unsrem Tode mein! Warum soll ich mein ganzes Glük, das Glük eines ruhigen Lebens in dem schönen Kreise deiner Umarmung, an einen ungewissen Zufall sezen? Nein, Klara. Laß den ersten Sturm, der unser Vaterland zerreißt, austoben; laß erst geschehen, was geschehen soll. Ich kann, ich darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß mein Vaterland, mein glükliches Vaterland, noch die Freistätte unserer Liebe seyn wird. Nein, Klara, ich kann mir nicht durch eine feige Flucht die Aussicht rauben, neben unserer Liebe auch das Glük eines ganzen Volkes mit zu genieſſen. Ich liege oft auf den Knieen, und bete zum Himmel, daß er mich lehren soll, mit deinem Glüke haushälterisch umzugehen. Ja, Klara, ich werde dich noch einmal zurükführen auf den geliebten Boden, den unsere Liebe heiligte, auf den Boden, an den die Hälfte unsres Glükes gefesselt ist. Hier, wo deine Tugenden gekannt sind, wo alle Herzen dich schon lieben, hier sollen noch neue Tugenden, die zärtliche Liebe der Gattin und der Mutter, der Edelmuth der Bürgerin, dir die Verehrung aller Herzen erwerben. Du sollst hier wieder durch Unschuld, Güte, Liebe und Einfalt herrschen, wie ehemals durch den Rang deines Vaters. Ja, Klara, du sollst wieder eine Französische Bürgerin werden, weil du so am glüklich-

sten seyn wirst. Ich lasse meinem Glüke nichts nehmen, am wenigsten das stolze Gefühl, das du einst mit mir theilen mußt, mein Vaterland nicht durch eine feige, eigennüzige Flucht verrathen zu haben.

Dann aber, Klara, wenn auf den Tafeln der Vorsehung Frankreichs Untergang verzeichnet wäre; wenn das wahr würde, was du fürchtest; wenn die Ausgewanderten ihr Vaterland angriffen; wenn es ihnen gelänge, die Freistatt unsrer Liebe, und den Thron, auf dem deine Bürgertugenden glänzen sollten, zu zerstören: dann, Klara, ist es Zeit; dann laß uns fliehen! Dann ist es einerlei, wo wir wohnen; dann soll da, wo unsre Liebe am sichersten ist, unser Vaterland seyn; dann werde die einsamste Verborgenheit der Thron deiner Tugenden, Liebe dein einziges Verdienst, Umarmungen unsre edelsten Thaten, und das Grab der Ort, wohin wir alle unsre Zweifel, alle mit unserm Vaterlande zertrümmerten Wünsche niederlegen. Dann, Klara, bist du meine Welt. Dein Vater wird über seine neue Hoheit dich vergessen. Wo sollte er uns auch finden? wo sind dann die tausend Gehülfen, die er jezt hat? Dann, Klara, ist es Zeit, das Thal aufzusuchen, wo die Mutter ihr Kind an ihr Herz drükte und in der Umarmung so glüklich war. Doch, wird die Vorsehung es dahin kommen lassen?

Nein, Klara, du mußt noch Zeugin seyn von dem Glüke, von der Zufriedenheit, die jezt auf unsren Fluren wohnt. Mag man sich dort streiten, ob es recht ist, daß der Bauer unter den Lasten seiner Pflichten erliegt; wir wissen nichts mehr von ihnen. Die einzige, die wir noch kennen, ist die corvée à misericorde *); und die befiehlt unser Herz. Die Natur hat jezt den ban d'aout und den ban vin**), nicht mehr der Herr des Dorfes. Jeder feiert jezt seine Weinlese an seiner eigenen Presse ***), und keltert seinen Wein mit Liedern, nicht mehr mit Thränen, wie sonst. Ich rede nicht von Paris, nicht von Koblenz; ich rede von den fröhlichen Tagen, die jezt die elendesten Hütten besuchen. Das Glük wird auf dem Lande Verjährung. Laß diese Parthei siegen, oder jene; sie wird es nicht wagen, das verjährte Glük zu

*) Krüppel- und Bettlerfuhren.

**) Ban d'aout. Der Lehnsherr bestimmte den Tag, an welchem die Erndte anfangen sollte. Ban-vin, Weinrecht. Der Lehnsherr durfte den in seinen Weinbergen gelesenen Wein einen oder ein Paar Tage früher verkaufen, als seine Vasallen, und gab also gewissermassen den Preis an. Wer dem Lehnsherrn nicht den Vorzug ließ, mußte eine Strafe an Geld oder Wein erlegen.

***) Die Weintrauben mußten sonst auf des Gutsherrn Presse gekeltert werden.

stören. Selbst mein Oheim vergißt oft seine Seufzer, wenn er die Freudengesänge hört. Und zu diesem Glüke, Klara, werd' ich dich führen; in dieser fröhlichen Runde soll dein Leben verfliessen, das Liebe und Menschlichkeit erheitern und verlängern werden! Habe Geduld, Klara; es wird alles gut gehen.

O, wirf deinen Blik auf die Zeit, da wir Beide hier glüklich sind. Sieh, da kommen unsre fröhlichen Schnitter vom Felde:

Sa Claire dans ses bras, le fortuné Clairant
La reçoit dans sa cour au doux bruit de leur chant,
Et pour fêter comme eux le mois de l'abondance,
Suivi de ses enfans, il se mêle à la danse:
Son épouse l'imite et vole sur ses pas.
A la danse bientôt succède un long répas.
Là chacun d'un vin pur rougit sa large coupe;
Clairant près de sa Claire au milieu de la troupe,
Fait révivre pour eux les jours du siècle d'or,
Siècle où l'orgeuil des rangs n'existoit pas encor *)

*) Seine Klara im Arm, empfängt der glükliche Klairant auf seinem Hofe die frohe, singende Schaar. Mit ihr feiert er nun den Erntemonat; seine Kinder, seine geliebte Klara, und er selbst tanzen mit den Schnittern bis zu der fröhlichen Mahlzeit. Dann geht der Becher mit rothem, reinem Wein um den Tisch her. Klairant, neben Klaren, sizt mitten unter der Schaar, und erneuert das goldne Zeitalter, wo noch nicht der Stolz Rangordnungen gemacht hatte.

Klara, betrachte dieses Bild, und du wirst nicht mehr ungewiß seyn, was du wünschen sollst. O, wenn sich endlich unsre Wünsche in diese vollendete Glükseligkeit auflös'ten! Und, Klara, wer weiß, wie bald! Ich bin nicht unthätig. Vielleicht nicht lange mehr, so führ' ich dich in Triumph und mit Sicherheit wieder in dein Vaterland, das uns allein glüklich machen kann.

## XXII.

### Klara an Klairant.

War ich vergnügt, als ich deinen Brief las, oder war ich traurig? Ich weiß es nicht, Klairant. Bei allen deinen schönen Hoffnungen traten mir — ich weiß nicht, wie es zugieng — Thränen in die Augen; und Hoffnungen sollte man doch nicht mit nassen Augen empfangen. Die Versicherungen deiner Liebe, bester Klairant, haben meinem armen Herzen wohl gethan; aber andre Hoffnungen als deine Liebe, Hoffnungen auf die Zukunft, wollen nicht recht mehr für mich passen. Es ist, als ob eine weissagende Kraft in meiner Seele sie alle von meinem Herzen zurükstieße. Sag, auf was soll ich Arme hoffen? Lese ich deinen Brief — und ich muß ihn fast immer in den Händen haben, wenn ich nicht unruhig werden soll — : so scheint es mir so wahr, was du sagst, daß es unmöglich ist, uns hier zu

verbergen. Seh' ich aber wieder die hohen, steilen Felsen, an welche die Häuser gelehnt sind, und welche so hoch über alle Gebäude wegragen, und denke ich mir mitten darin eine Höhle, in der wir leben könnten; — ach! ich halte es nicht für unmöglich, jede Nacht den Felsen herabzuklettern, Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen, und vor dem Anbruche des Morgens in unsern glüklichen Winkel zurükzuschlüpfen. Ich weiß nicht, Klairant, wie es zugeht; aber jedesmal fällt mir eine Geschichte ein, die du mir einmal vorlasest, von einer Geliebten, (ich glaube, sie hieß Eponine) die über acht Jahre mit ihrem Geliebten unter der Erde in einem dunkeln Felsengewölbe zubrachte. — Vergieb mir, Klairant, wenn ich Unrecht thue; ich mag vielleicht krank seyn. Aber seh, wenn mir die Geschichte einfällt, dann schlage ich die Hände geduldig zusammen, und jammere darüber, daß es uns nicht möglich ist. Ich denke dann immer, mir solle es wohl möglich seyn, mein ganzes Leben mit dir unter der Erde zuzubringen, wenn du nur einwilligen wolltest. Warum geht es aber nicht? frage ich mich selbst. Dann fällt mir wohl ein, daß du nicht willst, weil ich noch glüklicher werden soll; aber, aber das Glük, das Glük, lieber Klairant! Man sollte ja das kleinste annehmen, das einem sich darbietet; denn man kann ja doch nicht wissen, ob der Augenblik jemals wieder kommt.

Pressy's Braut ist hier, weil sie baden soll. „Ach!“ sagt sie oft zu mir; „geben Sie Acht, man wird mich in Embs begraben.“ Dann erzählt sie mir, daß sie längst hätte Pressy's Gattin seyn können; und sezt mit einem Seufzer hinzu: „aber ich wollte noch glüklicher seyn; wollte an Einem Tage mit meiner Schwester heirathen. Wir verschoben Beide den Tag unsres Glükes; und nun ist er verschwunden.“ Das arme, kranke Mädchen ist mein einziger Umgang. Sie verschob den Tag ihres Glükes, und muß nun sterben, ohne ihn erlebt zu haben! Sieh, Klairant, das mag es denn auch wohl seyn, was mich so ängstlich macht. Lese ich deinen Brief, so werde ich wieder ganz heiter; nur dauert es nicht lange. Ich fürchte immer, daß keine deiner schönen Hoffnungen erfüllt werden wird.

Wie fängst du es an, Klairant, dein Vaterland so heiß zu lieben? Ach, ich weiß nichts, gar nichts auf der weiten Welt zu lieben, als dich, dich allein, Klairant. Nimm es mir nicht übel — wenn ich so lese, wie zärtlich du dein Vaterland liebst, mit welcher Innigkeit du davon redest, so komme ich allemal auf die Worte in meiner Rolle:

Ta patrie! Ah barbare! en est-il donc sans moi*) ?

*) Dein Vaterland? Ach, Grausamer! hast du eins ohne mich?

Ich tadle mich selbst, daß ich dir den Vorwurf mache; doch in eben dem Augenblike öffnen sich meine Lippen wieder, und flistern den Vers: Ta patrie! Ah barbare! Ach, Klairant, es ist wohl schön, sein Vaterland zu lieben: aber ich bin gar zu traurig. Ich liebe nur dich, und du bist entfernt. — Du weißt nicht alles; ich wollte nicht gern klagen, um dein Glük nicht zu stören. Mein Vater wird mit jedem Tage kälter gegen mich. Nur meine Mutter nimmt mich in ihren Schuz; sie muß aber dafür den Zorn, den Unwillen meines Vaters tragen, der mir gilt. Mein Bruder ist wieder in Koblenz. Ach, ich bin jezt sehr verlassen! Lucie ist die Einzige, die sich meiner annimmt; aber was kann sie anders als mit mir weinen? Ich werde von Tage zu Tage furchtsamer. Deine Versicherungen haben mich nicht muthiger gemacht; denn unser Vaterland — ach, Klairant, das meinige ist in deinen Armen. Leb wohl und glüklich. „Klairant neben Klaren!“ O, wenn der erste Augenblik, da du mich wieder siehst, auch mein lezter wäre! Wenn das seyn soll, so sei es nur bald!

Ta Claire, cher Clairant! est un être fragile:
Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle*)!

*) Deine Klara, lieber Klairant, ist ein sterbliches Wesen: dein Herz, oder ihr Grab, ist ihr einziger Zufluchtsort!

Klairant las diesen Brief von Klaren, und der Gram, der ihn geschrieben hatte, theilte sich ihm mit. Er drükte ihn an seine beklemmte Brust, las ihn wieder, und Klarens sanfte Vorwürfe giengen ihm durch das Herz. Die beiden Verse am Ende drangen wie Feuerflammen in seine Seele, und der Gedanke an sein Vaterland verschwand aus ihr. Er sah nur seine Klara, todtenbleich, abgezehrt, dem Grabe zusinken, und bebte vor Furcht, sie nicht wieder zu sehen. Diese Empfindungen stürmten heftig in seiner Seele. Er nahm in ein Paar Zeilen von seinem Vater auf einige Tage oder Wochen Abschied, stekte Geld ein, gieng Nebenwege durch Gehölze, durch Felder, und kam glüklich, ohne entdekt zu werden, über die Gränze. Kein Gedanke an sein Vaterland, keine Ueberlegung hielt ihn auf. Er eilte nach Trier, blieb dort nur so lange, bis er wieder einige Kräfte gesammelt hatte, und gieng dann den Weg nach Koblenz. Im Martinsthale fand er die Stelle, wo Klara gesessen hatte; hier, wo er gleichsam wieder mit ihr vereinigt war, sezte er sich hin, und las ihre Briefe noch einmal. In Koblenz stand er am Rhein vor dem Hause still, wo Klara gewohnt hatte, und wo er noch jezt die Blumentöpfe, die ihm zum Zeichen hatten dienen sollen, vor dem Fenster sah. Er sezte sich gegenüber auf die Mauer, die den Rhein einfaßt, und betrach-

tete das Fenster. Die Nacht, in der er Klaren hatte abholen sollen, stellte sich seiner Seele lebendig dar. Seine Geliebte kam aus dem Hause, flog ihm entgegen, und er führte sie in seinen Armen fort. Jezt verwünschte er seine damaligen Bedenklichkeiten, die seine Klara krank gemacht hatten. Der Vers:

Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seil asyle!

fiel mit Gewalt auf sein Herz. Langsam hob er seine Hände zu Klarens Fenster auf, als ob er sie da stehen sähe, und murmelte leise den Vers:

Ta patrie? Ah barbare! en est-il dono sans moi?

„Nein, nein!“ rief er dann laut: „mein Vaterland ist verloren! du, du bist meine einzige Hoffnung!“ Bei den lezten Worten sprang er rasch auf, und blikte mit ausgestrekten Armen über den Rhein, nach Klaren hin.

In diesem Augenblike stürzte ein junges Frauenzimmer herbei, ergriff Klairants Arm mit Heftigkeit, und rief Französisch: „Unglüklicher! was wollen Sie thun?“ Es war die Tochter des Hauses, worin Klara mit ihrer Familie gewohnt hatte, und jezt ihr Bruder wieder wohnte. Sie sah, als sie am Fenster stand, daß ein schöner, junger Mann vor ihrem Hause stehen blieb, und es mit Wildheit in den Augen,

in den Bewegungen betrachtete. Aus Theilnahme und Neugierde gieng sie vor die Thür, und sah nun den jungen Mann sich auf den Rand der Mauer sezen, Thränen vergiessen, und mit den Zeichen des tiefsten Kummers in sich versinken. Dann sprang er rasch auf, breitete die Hände dem Rhein entgegen, und rief: „du, du bist meine einzige Hoffnung!“ Sehr natürlich glaubte sie nun, er wolle sich in den Rhein stürzen. Sie sprang hinzu, und zog ihn mit allen ihren Kräften vom Ufer weg in das Haus.

Klairant wußte nicht, wie ihm geschah, und blikte das Mädchen, das ihn fortriß, mit Erstaunen an. Auf der Hausflur sagte sie noch einmal: um Gottes willen, unglüklicher Mann! besinnen Sie Sich! — „Klairant! Klairant!“ rief du Plessis in diesem Augenblike, und warf sich in die Arme seines Freundes, der noch immer nicht wieder zu sich selbst gekommen war. Das Mädchen sagte zu dem jungen du Plessis: Sie kennen ihn? . . . Er wollte sich eben ermorden! — „Ermorden?“ rief du Plessis; „ermorden wolltest du dich? Unglüklicher! hast du Klaren vergessen?“ — Klairant sah Beide mit Erstaunen an, und fragte langsam: ermorden? Ich weiß von nichts! — Das Mädchen erzählte, was sie gesehen und gehört hatte, und sezte hinzu: nun sagen Sie selbst, Herr du Plessis!

„Ah, Mamsell,“ antwortete dieser lächelnd, „glauben Sie mir, nicht ein Sprung in, son-

dern über den Rhein ist seine einzige Hoffnung.“ Das Mädchen erwiederte: aber das ist ja unmöglich! — „Freilich!“ sagte du Plessis; „gebe der Himmel, daß ich ihn davon überzeuge!“

Nun führte er Klairant auf sein Zimmer, und fragte ihn über die Absicht seiner Reise. Klairant sah ihn starr, bedenklich an, schwieg, und schüttelte, schmerzlich lächelnd, den Kopf. Du Plessis schlang seinen Arm um ihn, und sagte zärtlich: „so, so mir dir, fürchte ich den Bettelstab nicht; und du hast Mißtrauen gegen deinen Freund?“ — Klairant reichte ihm mit einem ernsten Blike Klarens lezten Brief. Du Plessis las ihn zweimal, und sagte: „nicht wahr, deine Brust soll ihr Zufluchtsort seyn?“ — Klairant seufzte. „Seufze nicht!“ sagte du Plessis mit der alten Herzlichkeit, die der Anblik seines Jugendfreundes ihm gänzlich wiedergegeben hatte: „du sollst Klaren sehen; ich will sie in deine Arme führen.“

Schon eine Stunde nachher saßen Beide in einem Wagen, und machten sich auf den Weg. Vor Embs mußte Klairant aussteigen. Du Plessis bezeichnete ihm im Gebüsch eine Stelle, wo er warten sollte, und fuhr nun allein in das Städtchen hinunter.

Klairant gerieth bei der Vorstellung, daß er wieder so nahe bei Klaren wäre, in die heftigste Bewegung, und die Zeit gieng ihm unerträglich

langsam vorüber. Du Plessis bat seine Schwester, einen Spaziergang mit ihm zu machen, und führte sie durch Embs den Berg hinauf. Sie gieng schweigend neben ihm her. Er fieng mehrere Gespräche an; sie antwortete aber nur halb, und was sie sagte, zeigte den stillen Gram, der an ihrem Herzen nagte: es waren bedeutende Bemerkungen über das Absterben der Natur, über die Herbstfarbe der fallenden Blätter. Ihr Bruder befürchtete für sie Nachtheil von der unerwarteten Freude, die sie haben sollte, und suchte sie auf Klairant's Gegenwart vorzubereiten. Anfangs gab sie nicht Acht auf das, was er sagte; als sie aber seine Absicht merkte, flog eine hohe Röthe auf ihr Gesicht: ihre Augen funkelten, ihre Arme zitterten, und ihr Fuß eilte mit Ungestüm den steilen Berg hinan.

„Klairant," sagte ihr Bruder, „kann vielleicht in einigen Tagen hier seyn, ja wohl noch früher." — Wo ist er? rief Klara, und faßte ihres Bruders Arm mit Heftigkeit; wo ist er? — „Liebste Klara" ... — Wo ist er? Wo bist du? Klairant! o Klairant! rief Klara mit hochklopfendem Busen.

Klairant stürzte, als er die Stimme hörte, aus dem Gebüsche hervor, und eilte die Höhe hinunter. Klara breitete, sobald sie ihn sah, die Arme aus; sie wollte fort, blieb aber in einer halben Ohnmacht stehen, und lehnte sich an ihren

Bruder. Auch Klairants Schritte ſtokten, und es rollten Thränen aus ſeinen Augen. Klairant! rief jezt Klara mit einem herzlichen, ſeelenzerſchmetternden Tone. Und nun flogen Beide, als ob dieß Wort ſie entzaubert hätte, einander entgegen, riefen zugleich: „Klara!“ „Klairant!“ und ſtanden da in bewegungsloſer Umarmung. Nur die Ströme von Thränen, die aus ihren Augen rollten und ſich auf ihren Wangen miſchten, zeigten, daß ſie noch lebten. Allmählich kamen doch aber Seufzer aus ihren Lippen hervor, und dann halbe Worte. Endlich wurde die Freude ſanfter, das Entzüken weniger ſtürmiſch. Klairant ſank an einen Baum, und ſeine geliebte Klara neben ihn. „Sieh!“ rief Klara, und zeigte auf die Gegend umher. „Hier biſt du nun! ach Klairant! und Klara iſt gerettet! Siehſt du wohl, daß ich Recht hatte? Ich will dir Thäler zeigen, wohin keine menſchliche Macht reicht. Wie glüklich wollen wir ſeyn! der ganzen Welt verborgen! nun, Klairant, nie wieder getrennt!“

Klairants Augen folgten mit ſchnellen Bliken dem Finger Klarens, der ihm eine Karte ſeiner Glükſeligkeit zeichnete. Leiſe, mit fröhlichem Zittern, ſagte er ihre heftig geſprochenen Worte alle nach. „Gerettet! . . . Thäler! . . . unſre Liebe! . . . ja, glüklich! . . . verborgen!“ Bei jedem Worte drükte er ſie mit Heftigkeit an ſich. Ja, Klara! rief er dann plözlich, ſprang auf, ſah ſie mit dunkelglühenden Bliken an, und ſagte

eilig, so eilig, als ob der Tod ihm die Worte zu nehmen drohte: ja Klara! recht! wir wollen uns retten! Wo ist der Ort? Komm! — Er schlang seinen Arm um ihren Leib, und Beide standen da, als ob sie eben einen Wettlauf anstellen wollten.

„Wo denkt ihr hin?“ rief du Plessis auf einmal, und trat ihnen in den Weg. „Habt ihr den Verstand verloren?“ Er faßte Klairant bei beiden Schultern, schüttelte ihn, und fragte: „Könnt ihr mich denn noch wohl vorher anhören, ehe ihr anfangt zu laufen?“ Sie sahen ihn starr an. „Wohin wollt ihr? Da in irgend ein Thal, wie ich verstehe: wo keine Menschen wohnen, wohin niemand euch nachkommen kann. Ich ließe das gelten im Sommer, wo die Nächte warm sind, zum Spaß einmal. Aber bedenkt doch, daß es Oktober ist, wo ihr in einer Nacht erfriert! Kommt der November, so liegen die Thäler voll Schnee; und wenn ihr den ja überlebtet, so müßtet ihr doch im Februar oder März, wenn der Schnee schmilzt, ertrinken! Klairant, ist das vernünftig? Zeig mir doch deine Börse! Wenn die so gut versehen ist, wie dein Hirnschedel, so möge sich Gott euer erbarmen! Seid ihr wahnsinnig? Wollt ihr euch diese Nacht auf das nasse Gras legen? Wohl! Aber was soll denn Klara morgen anziehen? Oder meinst du, ihr Vater wird ihr morgen ein anderes Kleid bringen?“

Da ſtanden Beide beſtürzt. Man fieng an zu überlegen; und Troz der Allmacht der Liebe, auf welche Klara und Klairant ſich beriefen, gelang es du Pleſſis dennoch, ihnen nach und nach begreiflich zu machen, daß es dieſen Abend nicht möglich wäre, zu entlaufen, und eben ſo wenig, ſich in dieſer Gegend zu verbergen. Klara weinte; denn Klairant überlegte. Sie ſchmählte mit ihm und mit ihrem Bruder; aber dennoch erhielt Klairant Befehl, dieſe Nacht in der Silberſchmelze ſo gut hinzubringen, als er könnte, und morgen Nachmittag Klaren mit ihrem Bruder auf dem Hügel zu erwarten, wo man „den einfältigen Handel mit dem Weglaufen“ (ſo ſagte du Pleſſis troz Klarens Thränen) näher überlegen wollte.

Man nahm Abſchied von einander; denn Klara zitterte vor Froſt wie ein Pappelblatt, weil ſie nur auf einen Spaziergang im Sonnenſcheine gerechnet und ihren Mantel nicht mitgenommen hatte. Jezt war es Abend. Auf dem Rükwege machte Klara noch tauſend Plane, wie ſie entfliehen könnte, ohne entdekt zu werden. „Ja, ja,“ ſagte ihr Bruder bei jedem; „das geht vielleicht.“ Aber ſogleich zerſtörte er den Plan durch einen Einwurf. Endlich faßte Klara auf einmal ihres Bruders Arm, kehrte ſich zu ihm, ſah ihn ruhig an, und ſagte: wenn denn nichts geht, ſo flüchte ich mit Klairant in das Grab! Ihr Bruder erſchrak vor dem Tone und dem Geſichte, womit ſie

das sagte. Nun runzelte er die Stirn, und schalt heimlich auf die verzweifelte Liebe, die immer an das Grab appellirt. Er führte seine Schwester nach Hause, wo sie die Nacht in ihrem Bette, ohne Schlummer und mit fröhlicher Unruhe, lag.

Auch du Plessis schlief sehr unruhig, weil Klarens lezte Worte ihm aufgefallen waren. Aber noch unruhiger wurde er, als er am folgenden Morgen zu Klairant auf die Silberhütte kam, wo dieser wirklich ein Stübchen gefunden hatte. Er gieng mit seinem Freunde im Thale auf und nieder. „Ein Glük war es," sagte er, „daß der Zufall mich zu dir führte; denn ich glaube, Klairant, ohne mich wäreſt du wirklich mit Klaren davon gelaufen."

O gewiß, das wär' ich! das wär' ich!

„Und nun sag, um des Himmels willen! wohin? wohin, Klairant!"

Wohin Zufall und Liebe uns gebracht hätten; und wer weiß . . .

„Wer weiß? Im Oktober? ohne Obdach, ohne Kleidung? Wahrhaftig, diesen Morgen hätteſt du ganz demüthig dem Vater die entführte Tochter wieder zurükbringen müssen."

Wie? ich? Nimmermehr! Wäre es einmal geschehen — nun, ein Dorf oder eine Hütte hätte uns aufgenommen.

„Und euch auch wieder ausgeliefert. Du kennst Deutschland nicht, Klairant!“

So führt ja ein Weg nach Frankreich! . . .

„Und deine Geliebte unter die Guillotine! — Klairant, es giebt jezt noch keinen Ort, der euch rettet!“

Klairant lächelte, und legte die Hand auf die Schulter seines Freundes. Doch! es giebt einen!

„Und der wäre?“

Ich umfasse Klaren, sie mich, und so sinken wir Beide in den Rhein; der hat noch nie seine Hülfe abgeschlagen.

Du Plessis ließ sich Klarens Briefe zeigen, die Klairant natürlicher Weise mitgenommen hatte, und schüttelte beim Lesen den Kopf. Jezt sah er wohl, daß sein Vater Unrecht hatte, der ihm einmal auf eine Bitte für Klaren zur Antwort gab: „Die Liebe ist so gut sterblich, wie alles Andre auf der Erde. Ein Gebäude fällt vom Stehen, die Liebe durch die Zeit.“ Ich muß es, dachte du Plessis, anders angreifen. Er versprach Klairant, daß er diesen Nachmittag Klaren zu ihm bringen wollte, und hielt Wort; aber er war mit seinem Plane auch schon in Ordnung.

Er sezte sich mit den beiden Liebenden auf einen Baumstamm. Nun suchte er ihre ohnehin schon gewekte Heiterkeit bis zu guter Laune zu bringen; und es gelang ihm. Auf einmal ergriff er Klarens und Klairants Hand, legte sie in ein-

ander, und sagte halb scherzend: „wenn eure Liebe die Einwilligung eines Menschen braucht, so habt ihr die meinige. Ich sehe, eure Liebe ist unüberwindlich. Es wäre abscheulich, wenn ihr gezwungen seyn solltet, die ganze Glükseligkeit eures Lebens dem hartnäkigen Vorurtheile eines Mannes aufzuopfern. Klairant, nimm meine Schwester. Ihr Bruder giebt sie dir, und von Herzen.“ Klara sank mit gerührter Freude an die Brust ihres Geliebten, und hielt mit dem einen Arm ihren Bruder umschlungen. „Aber nun,“ fieng Plessis auf's neue an; „was wollt ihr, meine Lieben? Glüklich seyn? Wohl, so laßt euch rathen.“ Er hatte sich ihre Herzen jezt vollkommen geneigt gemacht. Nun zeigte er ihnen das Thörichte ihrer Plane; und selbst Klara sah das jezt, weil sie eine neue Hoffnung, ein wirkliches Glük, vor sich hatte. „Klara, was fehlt dir denn? Klairant bleibt hier, so lange wir in dieser Gegend sind, und du siehst ihn alle Tage; was willst du mehr? Mögen wir nach Frankreich zurükkehren, oder nicht — eine Veränderung muß doch vorgehen; und jede kann euch nur neue Hoffnungen bringen. Erbittre unsern Vater nicht, liebe Klara! Die Zeit giebt dir sicherere Erwartungen, als eine unbesonnene Flucht, die euch Beide unglüklich machen könnte.“

Klara und Klairant versprachen feierlich, keine Unbesonnenheit zu begehen, und geduldig zu warten; dagegen aber versprach du Plessis, sich ih-

rer, wenn es die Noth erforderte, sogar öffentlich anzunehmen. Man versiegelte den Bund mit zärtlichen Umarmungen; und nun ließ du Plessis die Liebenden allein. Sie waren auch unter dem fallenden Laube der Eichen und Buchen in einem Deutschen Walde glüklich. Die Stunden verflossen ihnen wie Minuten, und du Plessis kam noch immer zu früh, als er Klaren an den Rükweg erinnerte.

Die Rosen der Jugend fiengen wieder an, auf Klarens Wangen zu blühen, und ein heitrer Muthwille lag wieder in ihren Blikken. Der Arzt schrieb dieß Besserbefinden der Bewegung zu; und die Mutter sagte mit Freude: geh mein Kind, geh! Klara gieng alle Tage, und kam jedesmal heitrer und fröhlicher zurük. War das Wetter übel, so sprach sie Klairant nahe vor dem Flekken unter einer grossen Eiche, wenigstens einige Augenblike. Ihre Augen fiengen erst wieder an zu weinen, als ihr Vater den Aufenthalt in Embs zu kalt fand, und davon sprach, daß er nach Mainz ziehen wollte.

Die Reise dahin wurde beschlossen. Klara sah ihren Geliebten zum leztenmale, und nahm von ihm auf eine Art Abschied, die man sich leicht denken kann. Klairant, der seinen Hoffnungen doch nicht ganz traute, gab ihr noch zulezt den Rath, so viel Deutsch zu lernen, als sie könnte.

Klara reiste nach Mainz ab, und Klairant kehrte traurig nach Frankreich zurük. Er erzählte

von Paris, das er nie gesehen hatte, und niemand ahnete, wo er gewesen war.

So hatte Beider Liebe nun wieder neue Hoffnungen, und also auch neues Leben, bekommen. Der Vicomte glaubte zum zweitenmale, aber wieder irrig, Klara wäre von der ihm verhaßten Liebe geheilt. Die Gesellschaften in Mainz erheiterten sie, weil da überall von der nahen Entscheidung des großen Streites zwischen den Bürgern Frankreichs und dem ausgewanderten Adel geredet wurde; ihr Bruder hatte nehmlich ihre Hoffnungen auf diesen Zeitpunkt hingewiesen. Wer jezt sah, mit welcher angespannten Aufmerksamkeit in Gesicht und Stellung sie zuhörte, und wie angenehm sie lächelte, so oft man von dem nahen Einmarsch in Frankreich sprach, der hätte ihr gewiß nicht zugetrauet, daß sie ihres Titels und Ranges so überdrüßig war. Sie konnte selbst den Waffenübungen des Adels mit großer Heiterkeit zusehen; denn sie zeigten ihr doch, daß die Entscheidung ihres Schikſals näher kam. Es stiegen ihr Thränen in die Augen, wenn etwa einmal von Verzögerungen, von Hindernissen gesprochen wurde.

Klara war schon früher von dem glüklichen Erfolge bei den Planen des Ausgewanderten Adels, eben so sehr überzeugt, wie Klairant von dem Gegentheil. Ganz natürlich: denn Alles, was sie umgab, sprach von diesem glüklichen Er-

denn bisweilen noch Kunst, meinen Brief in eins von den Couverts zu schaffen, die mein Bruder mir gegeben hat. Du siehst, ich kann dir jezt nicht mehr oft schreiben; aber desto längere Briefe sollst du bekommen.

Ich hätte viele Ursachen traurig zu seyn, lieber Klairant; aber — der Himmel mag wissen, wie es zugeht — ich bin es nicht. Mein Bruder trägt jezt Uniform, und der Anblik hat uns viele Thränen gekostet. Meine Mutter, die seit einiger Zeit weichherziger ist als sonst, und vielleicht auch schwächer seyn mag als sie sagt, schrie laut auf, als sie ihn zum erstenmal in der Uniform sah, ob sie gleich wußte, daß er so gekleidet kommen würde. Sie bedekte die Augen mit ihrem Taschentuche, und man sah an der heftigen Bewegung ihrer Brust, wie stark ihre Seele litt. Endlich gieng sie, ohne einen zweiten Blik auf meinen Bruder zu werfen, zu meinem Vater, der schweigend da gestanden hatte, ergriff seine Hand, und sagte mit gebrochener Stimme: „Gott gebe, daß alles gut geht! O, es wäre wahrlich zu viel!“ — Mein Vater, auf dessen Befehl mein Bruder in Dienst gegangen ist, schien ein wenig erschüttert. Jezt wendete meine Mutter sich auf einmal zu Plessis, drükte ihn an ihre Brust, benezte die Uniform mit Thränen, und sagte dann zu meinem Vater: „es ist doch auch mein Sohn:“ Nun führte sie mich und Plessis vor meinen Vater hin, und sagte

mit einem sehr rührenden Tone: „du hast es gewollt; aber Beide sind doch auch meine Kinder!“ — Was sollte das, Klairant? Warum das auch von mir? so frag' ich mich seitdem. — Sie schloß uns Beide in ihre Arme, und weinte laut und herzlich. Mein Bruder troknete ihre Thränen von der Uniform. Sie sah das lächelnd an, und sagte schmerzlich: „Gott gebe, daß nicht einmal Blut das Kleid benezt; dein Vater würde sehr leiden!“ In der Mitte zwischen uns Dreien stehend, hob sie Augen und Hände andächtig auf, und sagte: „o, heiliger Gott, ich glaubte deinen Willen besser zu kennen, als mein Mann; gieb, daß er ihn nicht ganz verkannt hat! Und hat er ihn verkannt; sollten sie...“ — Ohne zu vollenden, blikte sie mit Thränen auf mich und meinen Bruder; dann hob sie plözlich Stimme, Augen und Hände, und rief: „so gieb uns Geduld, und allen eine sanfte Reue!“ Sie drehete sich schnell um, und verließ sogleich das Zimmer. Meines Vaters Blik hieng starr an der Erde; mein Bruder sah mich gerührt an, und mir liefen die Thränen von den Wangen. Ich kann nicht beschreiben, wie mir war; ich knieete vor meinem Vater nieder, ohne zu wissen, warum; und mein Bruder neben mir. Mein Vater rief zitternd: „um Gottes willen! was macht ihr? Kinder, ihr tödtet mich!“ Er verließ das Zimmer. Ich und mein Bruder lagen allein auf den Knieen neben einander, um-

armten uns, und wußten nicht, wie uns geschehen war.

Seitdem ist meine Mutter stiller geworden, als gewöhnlich, und mein Vater wieder viel gefälliger gegen uns Alle, selbst gegen mich. Nach der Abreise von Koblenz nannte er mich nie: „mein Kind, meine Tochter;“ sondern immer: „Klara,“ oder „Mamsell du Plessis.“ Meine Mutter nannte mich gerade dann immer: „mein liebstes Kind.“ Jezt nennt auch mein Vater mich wieder so. Glaube mir, Klairant, meine Mutter ist eine heimliche Freundin unsrer Liebe. Ach, sie schließt mich oft mit dem herzlichsten Mitleiden in ihre Arme, und es fehlt nichts mehr, als daß sie noch deinen Namen nennte.

Sieh, darüber bin ich zuweilen so heiter, daß ich mich vor Freude nicht zu fassen weiß. Und zu dem allen nun das reizende Frühjahr, und die schönen umliegenden Gegenden, die allmählig unter dem tausendfachen Gesange der Lerchen grün werden!

Jezt lerne ich auch recht viel Deutsch. Das Lesen ist schwerer, als das Sprechen. Wir wohnen bei einem Geistlichen, der seine Nichte, ein junges, munteres Mädchen, bei sich hat. Es reden sehr viele Deutsche Französisch, doch immer, als ob sie predigten; und dagegen sprechen sie ihre Sprache so entsezlich schnell, daß man

nicht einmal die Töne genau hört. Ich muß immer laut auflachen, wenn das Mädchen mir den Vorwurf macht, daß ich so schnell spreche, und mir die Deutschen zum Beispiel vorhält. Du weißt, wie langsam ich gewöhnlich rede. — Mit dem Mädchen laufe ich nun täglich umher, und es wird einen Tag Französisch, den andern Deutsch gesprochen. Ich lerne aber — sieh, wie vorsichtig ich bin! — auch mit den Bauerweibern reden, und nach gerade fängt man an mich zu verstehen. Zwar lächelt man wohl noch ein wenig über mich; aber man lacht doch nicht mehr. Ich spreche jezt, denke ich, wohl so gut, wie du, Klairant; und im Elsaß, sagt man mir, soll das Deutsch nicht einmal viel taugen.

Du mußt dir nur nicht etwa einbilden, daß ich weiter nichts thue, als lachen; nein, bisweilen bin ich auch eine Kopfhängerin, und dann bringt man kein Wort von mir heraus, weder Französisch noch Deutsch. Ich würde nicht vergnügt, und wenn alle Lerchen der Welt um mich her sängen. Das ist so ein Tag, da ich auf einen Brief von dir gehofft, und keinen bekommen habe. Dann such' ich mir alle Blümchen zwischen den Grashalmen zusammen, binde sie in einen Strauß, werfe sie in den Rhein, und lasse sie den Fluß hinunter schwimmen. Meine Begleiterin fragt wohl: für wen soll denn das? und will sich todt lachen, wenn ich antworte: „für meinen Geliebten.“ Es ist seltsam genug:

das Mädchen weiß von nichts, als von Heirathen. Die Liebe ist in ihren Augen bald eine Sünde, bald Verrüktheit, bald wieder gar nichts. — —

Der Garten des Kurfürsten ist sehr schön, und man hat von da die vortreflichste Aussicht über zwei große Flüsse, die immer voll Schiffe sind. Ueberhaupt, Klairant, mußt du nicht von Deutschland glauben, was man gewöhnlich davon sagt; es ist vieles ganz anders. Man kennt die Deutschen nicht, weil man ihre Sprache nicht lernen will.

Sieh, lieber Klairant, so lebe ich, wenn ich anders, von dir getrennt, noch sagen kann, daß ich lebe. Du wirst mich leichtsinnig nennen; denn der Krieg mit dem Kaiser ist erklärt. Aber, lieber Klairant, du weißt ja, daß auf Eine Weise unser Schikksal entschieden werden muß. Als mein Vater die Nachricht bekam, sagte er: nun wird es sich bald zeigen, ob ich der Vicomte du Plessis bin, oder ein verbannter Unglüklicher. Mir schlug das Herz vor Freude. Ach, flisterte ich; und nun wird es sich bald zeigen, wem ich angehöre: meinem Klairant oder dem Grabe. Während des Winters schien es zuweilen, als ob Deutschland den Adel ohne Hülfe lassen wollte. Es wurde ihm sogar befohlen, seine Bewaffnungen einzustellen; aber man glaubte nicht, daß es damit Ernst wäre. Jezt ist es gewiß, daß der Kaiser, der König von Preussen, und Rußland

die Sache unſeres guten Königs übernommen haben. Siehſt du nun wohl, Klairant, daß der Fall, den ich prophezeite, eintrifft? ſiehſt du, daß es gut war, dich daran zu erinnern? Unſre Armee ſoll achtzigtauſend Mann ſtark. Rechne nun alle Deutſchen Truppen dazu, Klairant; dann wirſt du leicht einſehen, daß wir Beide bald auſſerhalb Frankreichs leben müſſen. Und darum freue ich mich auch ſo ſehr, wenn man mich einmal für eine Deutſche anſieht; ich werde es ja doch bald ſeyn.

Mit dem Anfange der beſſeren Jahreszeit wird unſre Armee marſchiren. O, ich bitte dich, Klairant, warte den Sturm nicht ab! Wenn ich mir vorſtelle, du wäreſt dann noch dort — ich zittre vor Angſt. Rette dich, Klairant! rette dich in meine Arme; hier wohnen Friede, Ruhe und Liebe. Ich habe mich hier ſchon nach einſamen, verſchloſſenen Gegenden erkundigt. Es giebt keine, ſagt meine Freundin; aber wenn ich die blauen Bergrüken anſehe, die rund um Mainz her liegen, ſo zweifle ich an ihrer Verſicherung. Sie kennt weiter nichts, als die Spaziergänge, die Oerter, wohin die meiſten Menſchen gehen; und ſie wundert ſich, daß ich nach einſamen, tiefen Thälern frage. Ach, Klairant, ich denke an die Zeit zurük, da auch ich um Pillon her weiter nichts kannte, als den Weg nach Chatillon, nach ſonſt nichts fragte, und mir einbildete, man dürfe nur dem erſten beſten Wege folgen, weil

doch jeder nach Pillon auf den Park zugehen müsse. Hätte ich es doch nie nöthig gehabt, nach unbesuchten, abgeschnittenen Einsamkeiten zu fragen!

Antworte mir, Klairant, so geschwind als möglich, besonders auf die Hauptsache: ob du sogleich kommen willst, wenn die Truppen in Frankreich einbrechen. Noch ist es nicht gewiß, ob mein Vater mit der Armee gehen, oder bei uns bleiben wird; ob wir uns lange hier in Mainz aufhalten, oder nach irgend einem andern Orte ziehen werden. Warte also ja noch einen zweiten Brief von mir ab. Ach, Klairant, wenn nun der Augenblik kommt, da ich in deine Arme fliege, um ewig darin zu leben, — wie wird mir dann seyn! Wohl, sehr wohl, hoffe ich; aber auch ein wenig ängstlich: denn meine arme, gute Mutter — Doch, wird sie nicht vermuthen können, wo ihre Klara ist? und, wenn sie es weiß, wird sie dann nicht glüklich seyn?

Mein Bruder geht nach Flandern zur Armee. Ich zittere vor der Stunde, da er Abschied nehmen wird. Aber mußte ich doch von dir Abschied nehmen, und starb nicht vor Schmerz. Sie wird weinen, meine gute Mutter; aber nicht sterben. Ich bitte dich, Klairant, rette dich, ehe die Gefahr einbricht.

## XXIV.

### Klairant an Klaren.

Klara, ich habe geschworen, mit unserer Konstitution zu leben und zu sterben. — Man rief in unserm Distrikte die jungen Leute zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Sie standen unentschlossen, zweifelnd, da; und viele hefteten ihre Augen auf mich. Man rechnet meinen alten Oheim und meinen Vater unter die Verdächtigen. Ich ergriff die Fahne, ich rief: „es lebe die Konstitution!“ und wurde Soldat. Die jungen Leute folgten mir. So rettete ich meine Verwandten von dem Verdachte des Aristokratismus, und beschämte den Argwohn, der auf uns Allen lag, weil wir so nahe an der Gränze wohnen. Ehre, Pflicht, Menschlichkeit, selbst die Liebe, drängten mich zu diesem Schritte: denn habe ich nicht Gesetze zu vertheidigen, die unser Glük gegründet haben? Nein, Klara, ich darf keine Vorwürfe von dir befürchten. Thränen wirst du wohl vergiessen; und die weine nur, meine gute Klara! Warum wollten wir allein trokne Augen bei dem Sturme behalten, der auch unser Schikfal entscheidet? — Wie? ich sollte in der Ferne muthlos zusehen, wenn Andere den Baum pflanzen, dessen Blüthen mein Haar bekränzen, dessen Frucht mich ernähren wird? Wie? Klara sollte glüklich werden, und ich ihr nicht

ſagen können: „das that ich! das that dein Klairant!“ Feigherzig ſollte ich, wenn unſer Glük befeſtigt ſeyn wird, dich bei Nacht über unſere freie Gränze herüberſtehlen? Nein, Klara, mit Triumph will ich dich herüber holen, mitten in den Tempel der Freiheit will ich dich ſtellen, und niemand ſoll es wagen, dir den Plaz zu verweigern, den mein Arm dir errungen hat.

Ich wurde Soldat, weil ich Klaren liebe und ſie verdienen will, weil ich Sohn, weil ich Menſch, weil ich Bürger bin. Mein Vaterland und ſeine Verfaſſung, die ich beſchwor, wird angegriffen. Ich zittre nicht mehr, dir zu ſagen, daß wir morgen dem Feinde entgegen gehen, und daß ich bei der Avantgarde bin. Klara iſt der Preis meiner Tapferkeit, Klara der Lohn, den mein Arm erfechten wird.

Meine Mutter weinte an meinem Halſe, als ich in der Uniform zurükkam; aber halb waren es Thränen der Freude. Mein Vater ſegnete mich; ſelbſt mein kranker Oheim ſtrekte mir von ſeinem Lager beide Arme entgegen, und drükte mich billigend an ſeine Bruſt. „Du wirſt von jezt an,“ ſagte er, „für dein Vaterland fechten, wie ich immer für ſein Wohl gebetet habe. Ich glaube, mein Sohn, du haſt an dein Vaterland gedacht, als du die Waffen ergriffeſt, und an nichts anderes. Nun denn, mein Sohn, ſo kann auch eine Stunde kommen, wo der für

das Vaterland kämpft, der die Waffen niederlegt. Verstehst du mich? Wie, wenn die Ehrsucht Verbrechen zu Gesezen, und den Kreis ihrer Gewalt zum Vaterland machen wollte?" Er sah mich erwartend an. — Dagegen sagte ich, habe ich ja die Waffen ergriffen. — „So zieh denn hin," rief er; „zieh hin! Dein Vaterland ruft. Ein Fremder mag mein Auge zudrüken; dich fordert das Vaterland."

Vor meiner Abreise sprach er mich noch allein, entdekte mir den Ort, wo er sein Vermögen verborgen hätte, ernannte mich zu seinem Erben, und segnete mich mit brechender Stimme. Er winkte mir, daß ich gehen sollte. Ich warf mich an seinem Bette nieder, küßte seine wohlthätige Hand, und gieng.

Wir marschirten über Marville an der Maas nach Flandern, und auf dem Wege stiessen in den Distrikten noch mehr junge Leute zu uns. Ich wartete mit Sehnsucht auf den Tag, an welchem wir la Fayette'n vorgestellt werden sollten, und zitterte vor dem Gedanken, daß ich ihn nicht sehen möchte; denn ich war fest entschlossen, ihm meine Liebe zu dir zu entdeken, und ihn zu unserm Beschüzer zu machen. Der Zufall nahm sich meiner an. Der Deputirte, welcher uns begleitete, übergab bei unsrer Ankunft die Schriften, die uns betrafen. Der General — es war la Fayette selbst — durchlief die Briefe

der verschiedenen Distrikte. Als er sie gelesen hatte, sah er uns der Reihe nach an, und rief endlich: „der Bürger Klairant aus Chatillon!“ Ich trat vor. „Dein Beispiel,“ sagte er lächelnd, „gab dem Vaterlande eine Anzahl Soldaten. Es ist billig, daß es dir seine Dankbarkeit beweist. Du bist der Anführer deiner Landsleute!“ Er nahm mich bei der Hand, um mich ihnen vorzustellen. In dem Augenblike hörte ich kaum, was er sagte; ich fühlte, daß ich ihm von dir erzählen wollte, und doch widerstand mir, ich weiß nicht was. Es stiegen mir Thränen in die Augen. „Hast du mir etwas zu sagen, mein Sohn?“ fragte er, und sah mich starr an.— Ja; ich fordere Gerechtigkeit, ich fordere Menschlichkeit von meinem Vaterlande! — Er sah mich erwartend an. Ich erzählte ihm, so kurz ich konnte, meine Liebe zu Klara du Plessis, sagte ihm meinen Wunsch, für dich eine Ausnahme von dem blutigen Dekrete gegen die Ausgewanderten zu bewirken, und gab die Gründe an, um derentwillen ich die Erfüllung meines Wunsches hoffen zu können glaubte. Er antwortete mit Lächeln: „wohl, mein Sohn! Das erstemal, wenn wir Beide siegend auf dem Schlachtfelde stehen, erinnre mich wieder an deine Liebe; und ich stehe dir für die Menschlichkeit deines Vaterlandes.“

Klara, er selbst hat dich zu dem Preise eines Sieges gemacht; zweifelst du, daß ich tapfer seyn

werde? — Ich mußte thun, was ich that. Deine Unruhe macht mir Kummer; aber bereuen kann ich meinen Schritt nicht. Sieh, Klara, ich habe mich von meinen Gefährten weggestohlen, und size hier in einer verfallenen Hütte in einem Gehölze; alle meine kleinen Feldhabseligkeiten sind hier um mich her ausgepakt, und ich schreibe auf einer Tonne. Da liegen alle deine Briefe vor mir — das Einzige, was mir theuer ist — voll von Spuren der Thränen, mit welchen ich sie so oft benezze. Einige Blätter Papier, die zu Briefen an dich bestimmt sind, liegen neben ihnen. Ach, ich fühle, das ich immer haushälterischer werden muß! Und wie reich bin ich dennoch! Deine Briefe, dein Bild, ein Paar Federn, einige Tropfen Tinte, einige Blätter Papier; und dann dieß volle, reiche Herz, Klara, das dich über alles liebt! —

Wir liegen in einem Walde, und haben uns Hütten von Baumzweigen gebauet; denn nur der kleinste Theil der Armee hat Zelte. Jezt, Klara, fühle ich, daß deine ahnende Liebe Recht hatte. Kann Liebe zum Vaterlande die nothwendigsten Bedürfnisse entbehren lehren — was würde nicht die Liebe zu Klaren können? Ach, denke ich oft, wenn ich in die Hütte gekrochen bin, und das Feuer an dem Eingange mich gegen den Nachtfrost schüzt: was würde dir hier mit Klaren fehlen? was bedarfst du mehr, als eines Lichtstrahls, der ihr schönes Gesicht erhellt, als

eines Raumes, wo deine Arme sie umfassen können? Hier sizè ich in einer Hütte, welche die Eil nur für einen Tag erbauete, welche überall noch offen, überall noch schwankend ist; vor mir sind die Feinde, die mir keine Stunde anhaltenden Schlaf gönnen: und dennoch bin ich ruhig und heiter.

Ach, Klara, welch ein Zustand müßte das seyn, worin deine Umarmung, der Ton deiner Stimme, dein bloßer Anblik mich nicht fröhlich machte! Und nun, die Entscheidung unseres Schikfals ist nahe: vielleicht auf einem andern Wege, als du glaubst; aber dennoch nahe. Laß uns auch verschieden denken, Klara, so ist doch Entscheidung das, was wir Beide hoffen, woran unsre Glükseligkeit hängt; und die Zeit wird sie herbeiführen. Ich freue mich, Klara, daß du so heiter bist. Wir wollen, hoffe ich, unser Leben nicht in einer pfadlosen, menschenleeren Einsamkeit zubringen; nein, du solist Chatillon, du sollst Pillon wiedersehen. Menschen werden Zeugen unseres Glükes seyn, und wir wollen sie lehren, daß treue Liebe die höchste Wonne der Erde ist.

Dein Bruder geht nach Flandern, schreibst du mir. Noch wissen wir nichts von einem Corps Emigrirter; uns gegenüber stehen Kaiserliche Truppen. Wohl, Klara! er streitet um Ehre, ich um Glük. Und — wenn der Himmel uns

nun vielleicht darum gegen einander führte, daß einer von uns den andern retten sollte? O Klara, wie würdest du dich freuen, wenn dein Klairant den Säbel aufflenge, der schon auf deines Bruders Leben gezükt war! — Er kommt nach Flandern. Seltsames Schikſal, das meinen Freund mir gegenüber ſtellt! Doch vielleicht iſt es gerade Wohlthat, Barmherzigkeit. Klara, ich bin ein Thor; aber — was würde dein Vater wohl ſagen, wenn ich deinem Bruder das Leben rettete? wie würde er den Retter ſeines Sohnes nennen? Ach, warum ſieht er dies Herz nicht, das ihm ſo gern durch Liebe ſeine Einwilligung abdränge? warum ſoll der Menſch erſt Thaten thun, die vom Zufall abhangen, wenn er ein Herz hat, das mehr werth iſt, als ſolche Thaten? Ich wollte mich tauſendmal für du Pleſſis in die fliegenden Kugeln ſtürzen; warum fehlt es nun dem Menſchen an Kraft, dem Glüke Gelegenheiten zu Thaten abzudringen? warum rührt uns manche zweideutige Handlung, und nicht das Herz, durch das ſie erſt mit dem Stempel des Verdienſtes bezeichnet ſeyn muß? Sieh, ſo ſchwärmt meine Phantaſie umher, bezieht alles auf dich, will den blindeſten Zufall mit der Allmacht des Himmels leiten, und — Doch, was nicht Zufall iſt, was nicht unter der Herrſchaft der Vergänglichkeit ſteht, das iſt dein Herz, Klara, deine Treue. Warum ſollte ich Fremden etwas danken, das ich mit einer unendlich ſüße-

ren Empfindung dir allein danken kann: mein Glük, meine Ruhe, mein Leben, mein Alles!

Mein Vater hat verſprochen, meine Briefe richtig nach Mainz zu ſchaffen, oder wohin ihr ſonſt gehen mögt. Ich adreſſire dieſen an deine Lucie. Deine Briefe ſchike nur an meinen Vater.

## XXV.

### Klara an Klairant.

Noch immer habe ich keine Antwort von dir. Wir wohnen wieder in Koblenz, lieber Klairant, und in unſrem alten Logis am Rhein. O, wie freue ich mich, Klairant, daß ich wieder bei Menſchen bin, die mich, und jezt auch dich, lieb haben! Du kannſt dir nicht vorſtellen, Klairant, was ich fühlte, als die Tochter vom Hauſe mir ſagte, daß ſie dich kennte. Ich habe lange nicht eine ſo reine Freude gehabt. Gleich den Tag nach unſrer Ankunft kam ſie zu mir auf mein Zimmer, und fieng an zu erzählen, wie es ihr mit dir gegangen war, doch ohne deinen Namen zu nennen. Sie ſagte mir: ein junger Mann hätte da auf dem Steine geſeſſen, und mit Thränen in den Augen nach meinem Fenſter hinauf geſehen. „Ein junger Mann?“ fragte ich; „nach meinem Fenſter?“ Nun erzählte ſie weiter: du wäreſt dann auf einmal aufgeſprungen, und hätteſt dich wollen in den Rhein für-

zen. Noch immer wußt' ich nicht, von wem die Rede war. Zulezt aber sah sie mich starr an, und sagte: und dieser junge Mann hieß Klairant!

„Klairant?" rief ich; „Klairant?" und in dem Augenblike war mir alles deutlich. Ich umarmte das Mädchen und tanzte mit ihr umher, weil die Freude, das Entzüken, mich wirbelnd machte. Klairant hieß er! sagte sie; und ich antwortete: „ja, Klairant war es!" Nun aber erkundigte ich mich nach den näheren Umständen; und so wie sie erzählte, kamen mir Thränen in die Augen. Ich danke dir, Klairant, für deine Liebe, deine Treue. Sie hat mich tief gerührt. O, ich kann es mir sehr deutlich vorstellen, wie du auf dem Steine gesessen und an mich gedacht hast. Jezt size ich alle Abende auf demselben Steine, und denke an dich. Dann kommt das Mädchen aus dem Hause gehüpft, und zischelt mir ins Ohr: der junge Mann, der hier saß, hieß Klairant! Sie nekt mich unaufhörlich mit dir: bald hat sie noch Spuren von Thränen auf dem Steine gefunden; bald zeigt sie mir ein Blatt Papier, das du verloren haben sollst. Ich Thörin weiß, daß sie Possen treibt; aber dennoch hasche ich wie ein Kind nach dem Papiere, und blike auf dem Steine umher. Ach, und wenn sie sich dann zu mir sezt und anfängt dich zu loben! Zuerst thue ich, als ob es mir gleichgültig wäre; dann aber (denn sie hört nicht auf) muß ich doch aufstehen und sie umarmen. Das

Mädchen hat den wahren Weg zu meinem Herzen gefunden.

Sieh, und welchen Vortheil ich schon von meinem Deutschreden habe! Ist mein Vater oder meine Mutter zugegen, geschwind ein Paar Worte, die sie nicht verstehen, über den jungen Mann, und sein interessantes Gesicht! Mein Vater sieht es gern, wenn ich Deutsch rede. Das erste Mal, als er es von mir hörte, wunderte er sich nicht wenig. Ich sprach auf unsrer Rheinfahrt mit dem Schiffer, und ließ mir von ihm die Oerter nennen, an denen wir vorbeifuhren. — Hätte ich doch beinahe vergessen, dir von unserer schönen Wasserreise zu erzählen! Wir fuhren von Mainz in einem fremden Wagen ab (unsern eigenen haben wir nicht mehr). Schon auf der ersten Station wurde meiner Mutter übel, weil sie das Stossen des Wagens nicht aushalten konnte. Mein Vater war in Verlegenheit, bis die Wirthin, bei der wir abgetreten waren, die Fahrt auf dem Rhein vorschlug. Mir wurde bange bei dem Vorschlage; aber die Wirthin, mit der ich nachher noch allein sprach, versicherte, daß nicht die kleinste Gefahr bei dieser Reise wäre.

Wir nahmen einen Nachen, eine Art von bequemer Gondel, in der wohl zwanzig Personen bequem seyn können. Meine Mutter bekam einen Lehnstuhl; wir übrigen (es waren unser ungefähr zwölf) sezten uns auf Bänke,

die an der Seite des Nachens befestiget sind. Als wir an den Hafen giengen, sagte ein Bekannter zu mir: Sie werden es nicht bereuen, die Fahrt gemacht zu haben. Und er hatte Recht. Zu wiederholen, Klairant, was ich gesehen, was ich empfunden habe, ist mir nicht möglich; der Gegenstände waren zu viel. Sieh, man fährt so schnell hinunter, als ob sechs Pferde in vollem Gallop einen zögen; und noch schneller: denn man legt alle Stunden zwei Meilen (lieues) zurük. O, ich hätte ganz Auge seyn mögen bei allen den reizenden Gegenständen! Man fährt nicht fünf Minuten, so sieht man auf den Felsen, die den Rhein wie eine Wand einschliessen, eine alte verfallene Burg, dann wieder eine, und so unaufhörlich. „Ist es nicht," fragte ein junger Franzose, der mit auf dem Nachen war, und zeigte auf eine Menge verfallener Schlösser — „ist es nicht, als ob auch hier eine Revolution gewesen wäre?" Es antwortete niemand. Unser alter Jakob, den er bei seiner Frage in der Reihe herum mit ansah, nikte treuherzig mit dem Kopfe, und sagte: ja, ja! denn es sollen auch lauter Raubschlösser gewesen seyn, wie . . . — Ich glaube, er hätte ganz treuherzig hinzugesezt: „wie in Frankreich;" wenn der junge Mensch bei dem Worte Raubschlösser nicht aufgefahren wäre. Mein Vater stellte die Ruhe wieder her, und es wurde nicht weiter an die Revolution gedacht.

Du glaubst nicht, wie schön die Ufer sind! Ungeheure Felsenhöhen, von tausendfachen Formen, und alle mit Weingärten oder Waldung besezt, pressen den Rhein wie in eine Rinne zusammen. Zwischen dieser Felsenhöhle strömt er schnell dahin, in lauter Krümmungen, die auch das schärfste Auge täuschen. Sieh, vor dir schließt die Felsenwand den Rhein. Er hat keinen Ausgang, und scheint ein weiter See, den Felsen umgeben. Die Täuschung ist so groß, daß man darauf schwören sollte, man müsse umkehren *). Man glaubt nicht eher, daß ein Weg durch die Felsen geht, als bis man nahe bei den lezten ist, und nun zwischen neuen den Strom vor sich sieht. Oft ist dieser bei einer Krümmung so schnell, daß man befürchtet, an den gegenüberstehenden Felsen zerschmettert zu werden. So eben schöpft man vor Angst die Brust voll Athem, strekt die Arme der gefährlichen Stelle entgegen, auf welche der Nachen unwiderstehlich hingetrieben wird, und will aufschreien; aber auf einmal fliegt der Nachen um den Felsen hin, und der breite Strom liegt aufs neue wie ein ungeheurer Spiegel vor den Augen da.

Und nun betrachte wieder die schmalen Ufer! Da liegt Dorf an Dorf, Stadt an Stadt: jedes

*) Il faut se convaincre par soi-même, qu'il y a une route.

nur eine Reihe Häuser mit einem schmalen Gange davor; jedes zwischen dem ungeheuren Strome und den unersteiglichen Felsenmassen, die schrecklich herab drohen. Oben auf den Felsen stehen alte Ruinen, oder gar neue Dörfer und Städte, terrassenweise über einander. Der Anblik war einzig, Menschen in diesen dem Auge ganz unfruchtbar scheinenden Felsen so nahe auf einander wohnend, so fröhlich, so glüklich, zu sehen. Kinder, die vor den Hütten spielten, begleiteten mit Geschrei und Händeklatschen das vorüberfliegende Fahrzeug.

An einem Städtchen, oder einer Festung *), oder an beiden, (denn eins schien unter dem andern zu liegen) bat ein rechtlicher Mann meinen Vater um Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Das war mir lieb; denn nun brauchte ich mir von den Schiffern, die uns ruderten, nicht länger Mährchen erzählen zu lassen. So sagte der eine von einem Thurme, der mitten im Rheine steht: ein Fürst wäre dahin geflohen, um einer Menge Mäuse zu entkommen, die ihn, ich weiß nicht warum, verfolgt hätten. Von einem niedlich gebaueten Schlosse, das im Rheine zu schwimmen scheint, und auf dem ich schon tausendmal mit dir wohnen zu können gewünscht habe, behauptete er: dahin wären ehedem die Kurfürstinnen von der Pfalz gebracht worden, um ihr Wochen-

*) Wahrscheinlich St. Goar und die Festung Rheinfels.

bett zu halten. Von jeder Burg wußte er ein Mährchen zu erzählen, das grotesk genug war. Ich lächelte über seine Gespenstergeschichten, und nun suchte er, wie das ja die Art solcher Leute ist, mich mit den gefährlichen Stellen im Rheine zu schreken. Wirklich kamen ein Paar, wo der Rhein seine Rolle übernahm, und mit heftigem Gebrause von ehemaligen Gefahren an diesen Stellen erzählte.

Die ganze Gegend mit den ungeheuren Felsen auf beiden Seiten, mit den zerfallenen, schauerlichen Burgen, half seinen Fabeln doch so viel, daß sie eine feierliche Stimmung bewirkten; und so war der Seele jede auch noch so wunderbare Erdichtung willkommen. Die seltsamsten, mährchenhaftesten Erzählungen erhielten hier durch die Wunder, welche die Natur gebauet hat, eine Art von Wahrheit. Alles, was man hier sah, war ungeheuer; und so paßten die Fabeln zu dem gegenwärtigen Anblik. Selbst mein Vater, der von dem ganzen Geschwäze nicht ein Wort verstand, sagte, indem er auf alte Ruinen zeigte: „hier müßte man die Geschichte von Karls des Großen Zeiten lesen!“

Du kannst leicht denken, was ich hier that. Brach ein Thal durch die Felsenwand hervor (und das war oft der Fall), so wünschte ich mich hinaus in diese Kluft. Da stand eine einzelne Hütte in der Schluft des Felsens; hier ein Paar

blühende Bäume, dort eine ganze Gruppe. Dann, Klairant, wünschte ich mich hinaus mit dir unter die blühenden Bäume. Ach, die Zeit sollte uns dann so schnell hinfliegen, wie der Nachen, auf dem ich saß und wünschte. Mit lauter Freude wollten wir ihr nachsehen, und glüklich seyn! — An dem Felsen hiengen einzelne Menschen, welche ihre Reben behakten. Sie wendeten sich zu uns, sahen einen Augenblik nach uns hin, setzten dann ruhig ihre Arbeit wieder fort, und wir waren vergessen. So, eben so, würden wir den Kummer ruhig vorübergehen lassen; einen Augenblik wollten wir ihn ansehen, und dann ruhig wieder zu unserer Glükseligkeit zurükkehren, und sie desto reizender zu finden. Ja, Klairant! denn ist nicht die Liebe unser Glük? und würde nicht der Kummer nur in der Ferne bei uns vorüberfliegen? Klairant, wann wird die Zeit kommen?

Auf der zweiten Hälfte der Reise lernte ich mehr von den Gegenständen kennen. Der Schiffer fieng seine Mährchen aufs neue an; aber der Reisende, den wir mitgenommen hatten, führte jezt den Faden fort, den jener, wie es schien, nur ungern fahren ließ. Zuerst machte er mich aufmerksam auf die Aehnlichkeit der Felsen, die einander gegenüber stehen. Das ist wirklich seltsam. Es scheint, als ob das eine Ufer nur eine Kopie des anderen wären. Ziehen die Felsen sich hier von dem einen zurük, so thun sie es am

andren auch. Hier ſteht ein Felſen, wie ein Kegel; und gegenüber gewiß ein völlig gleicher. Hier läuft der Felſen in einem langen Rüken hin, und dort eben ſo. Daher ſtehen bei nahe immer Dorf und Dorf, Stadt und Stadt einander gegenüber. Der Reiſende ſagte mir nun: wahrſcheinlich habe der Strom ſich ſein Bett in dieſen Felſen ſelbſt gebrochen. Ich ſann der Idee nach, und ſtellte mir lebhaft den Augenblik vor, da der Strom in die Felſen, die ihn von allen Seiten umgeben, eingepreßt iſt. Er wächſt, brauſt, ſchäumt, wirft ſchmetternd Welle auf Welle an das, was ihm im Wege liegt, ſteigt höher, dringt endlich in eine Spalte, zerreißt den Felſen bis zu ſeinem Fuß, und wühlt ſeinen Grund auf. Der himmelhohe Felſen zittert, ſchwankt; der Strom ſtößt, ſchlägt, wüthet, zerſchmettert, bis er ihn ſtürzt. Schäumend ſpringt er eher mit Felsſtüken empor, rollt in wilder Zerſtörung dahin, ſchleudert entwurzelte Eichen, ungeheure Granitmaſſen auf ſeiner neuen Bahn mit ſich fort. Wüthend zerreißt er mit der Gewalt ſeines Sieges den Weg, den er nehmen will, ſtürzt den zerbrochenen Felſen vor ſich hin, und ſchafft ſich durch ſeinen Ueberwundenen neue Siege. Klar! rief ich, ich möchte das gemahlt haben, was mein Auge ſah; es müßte ein erhabenes Gemählde ſeyn! — Um mir ſeine Behauptung glaublich zu machen, erzählte mir der Mann von den fürchterlichen Wirkungen des Fluſſes im Frühjahr. Und

doch wohnen Menschen an seinen Ufern, und sind glüklich!

Mein Vater bemerkte meine Bewegung, und fragte, was mich so gerührt habe. Ich erzählte ihm, was ich gehört, und noch mehr, wie ich mir es vorgestellt hatte. Man sprach nun im Allgemeinen von den fürchterlichen Wirkungen der Natur. „Denen," sagte meine Mutter, „ist doch keine Gewalt unter den Menschen zu vergleichen!" Jeder nikte mit dem Kopfe, als ob er diese Anmerkung bestätigte. Nur ein alter, hagerer Mann, den bis jezt niemand bemerkt hatte, sagte: „warum nicht? Mich dünkt, der Ehrgeiz und die Liebe brechen sich mit noch zerstörenderer Gewalt ihrer Bahnen." Jeder wendete den Kopf in den Winkel hin, woher die Anmerkung kam. „Wenn," fuhr der Mann fort, „manches Mitglied der Nationalversammlung, oder" — er schien etwas zu unterdrüken — „hier auf dem Schiffe wäre, so würde es meine Behauptung von dem Ehrgeize bestätigen; und Sie, Mademoiselle" — damit wendete er sich zu mir — „vertheidigen wohl die Gewalt der Liebe." Ich erröthete über und über. Mein Vater unterbrach das Gespräch mit finsterer Stirn; ich aber warf von Zeit zu Zeit einen freundlichen Blik auf den alten hageren Mann in dem Winkel. Findest du nicht auch, daß er Recht hat? Sonderbar, daß ich nicht selbst auf den Gedanken kam! Ich sann nun wohl eine halbe Stunde

darüber nach, und fühlte immer mehr, Klairant, daß der Rhein, der sich in Felsen ein Bett bricht, das wahre Bild unserer Liebe ist.

Näher nach Koblenz zu, werden die Ufer immer sanfter, und es erstrekt sich schon ein Thal mit Bäumen landeinwärts. Zwischen sanften Hügeln bricht schon ein kleiner Bach hervor, und ergießt sich in den Rhein. Die großen Naturscenen haben nun aufgehört; aber noch immer bleiben die Ufer merkwürdig. Rechts liegt ein Städchen, wo ein Deutscher Kaiser von den versammelten Fürsten des Reiches abgesezt worden ist; und gerade gegenüber, in einem Kreise sehr schöner Bäume, steht der Königsstuhl, auf welchem ehemals alle Deutschen Kaiser gekrönt wurden: ein Saal, der ganz frei auf acht Säulen ruhet. Und nun kam, ganz nahe bei diesen feierlich großen Gegenständen, die Lahn aus ihren Gebirgen hervor, und goß sich in den Rhein — die Lahn, Klairant, an deren Ufern, in deren schönen Thälern, ich dich so oft gesehen habe! — „Das ist die Lahn," sagte mein Lehrer. Die Lahn? rief ich, und gewiß leuchteten meine Augen vor Freude. Ich schlug die Deke, welche über das Schiff herunter hieng, ganz auf, um die demüthige Lahn, die mit ihrem sanften, spiegelhellen Laufe so recht zu meinem Herzen paßt, daher kommen zu sehen und mit inniger Dankbarkeit zu empfangen. Ach, Klairant, wie groß war mein Glük, als ich noch fröhlich längs ihr

hin gieng, um in deine Arme zu eilen! Weißt du noch, wie ich mich einmal in einem schmalen Fischerkahne mit meinem Bruder übersezen ließ? Da sah ich dich schon am jenseitigen Ufer hinter einer Eiche stehen, und zitterte so heftig, daß der Kahn schwankte. Ich wollte aufspringen, und wäre in das Wasser gestürzt, wenn mein Bruder mich nicht gehalten hätte. Wie könnte ich die Lahn nicht lieben, an deren stillem Ufer ich so glükliche Tage lebte! Wann Klairant, werden sie wieder zurükkehren, diese Tage, da du hinter einem Gebüsche stehst, und auf mich hofft; da ich dich erblike, und dennoch still an dem Baume weggehe, der dich verbirgt, weil ich noch zu nahe an der Stadt bin; da ich den steilsten Hügel hinanklettere, und in Dornen fasse, um geschwinder hinaufzukommen, einen Pulsschlag eher an deiner Brust zu seyn und dir aufs neue zu sagen: „Klairant, ich liebe dich,“ und von dir zu hören: „Klara, meine Geliebte!“ Weißt du noch, wie du meine Hand bluten sahest, die Dornen herauszogest, mir Vorwürfe machtest, und mir dabei die Hand zärtlich drüktest? O, ich wünschte, daß ich ein Paar Blutstropfen mehr möchte hervorpressen können, um noch einmal das alles zu hören; und gern hätte ich meine Hände aufs neue in die Dornen geschlagen. Weißt du noch, wie du dich den Abend, als es so stark regnete, vor unser Haus wagtest? Ich war den Tag über traurig gewesen, und wollte

mich gerade auskleiden lassen, als ich auf einmal mein Lieblingslied hörte. Nun entschlüpfte ich meiner Lucie, lief an das Fenster, eilte die Treppe hinunter, öffnete leise die Hausthür, drükte dich an meine Brust, und blieb so einige Minuten im Regen stehen. Als ich wieder zurükkam, und Lucie nichts sagte, da merkte ich wohl, daß sie alles wußte, und glühete vor Scham; denn ich war, wie ich erst jezt bemerkte, halb entkleidet. Ich erröthete am folgenden Tage, als ich dich wieder sah; aber du hattest auf meine Kleidung nicht gesehen. Du wußtest nicht, warum ich den Tag über so heiter war; jezt weißt du es, lieber Klairant.

An das alles erinnere ich mich noch so oft, so lebhaft, und dann bin ich traurig, daß diese schönen Tage vorüber sind. Ach, sonst konnte ich doch allein auf meinem Zimmer sizen, und darüber nachsinnen; dann vergaß ich, wie weit du von mir entfernt warst. Doch jezt! wir haben nur ein einziges Zimmer, meine Eltern und ich; und so kann ich fast nie einen Augenblik ungestört an dich denken. Stüze ich den Kopf, so sagt meine Mutter: „Klara, dir fehlt doch nichts?“ und dabei ist ihr Blik so freundlich mitleidig, daß es unverantwortlich wäre, wenn ich mich nicht zwänge, meinen Kummer zu verbergen. Macht ich aber eine freundliche Miene, so kann ich nicht an dich denken, und dennoch die Miene behalten. Wenn unseres

Wirths Tochter heraufkommt, so geht es beſſer. Dann plaudern wir von dem jungen Manne, der ſich in den Rhein ſtürzen wollte. Wir ſezen uns in ein vier Fuß langes und breites Kabinet, das ich jezt mein Zimmer nenne, und worin Lucie arbeitet; da bleiben wir ganze Stunden, und zuweilen ſo lange, bis ich denn endlich zu Bette gehe. Dann erſt kann ich recht ungeſtört an dich denken; und immer gehen meine Gedanken an dich in Träume von dir über.

Mein Bruder kommt aus Flandern zurük, und wird vielleicht unter dem Prinzen von Condé dienen. Mein Vater iſt jezt unruhiger als je, doch nicht mehr über mich. Macht die Lage unſres Vaterlandes ihn beſorgt? Oder wäre es wohl gar — ach, ich zittre, daran zu denken — wäre es Mangel? Auch unſre Pferde ſind nun verkauft; überall ſehe ich Einſchränkungen: in der Wohnung, in der Kleidung und dem Tiſche. Doch haben wir ja noch immer vier Domeſtiken, und meine Mutter hat noch ihren Schmuk. Mangel kann alſo meinen Vater nicht unruhig machen; er iſt es nur aus Vorſorge, aus Behutſamkeit. Wenn er Mangel litte — o Klairant! ich wäre die Unglüklichſte von allen; denn ich hätte — Doch ich will nicht daran denken. Werde du nur nicht unglüklich, lieber Klairant! Ach, zuweilen bin ich ſo beſorgt um euch alle, daß mir das Herz vor Traurigkeit brechen möchte. Und wenn es auch Mangel wäre; nun, mein

Vater bekommt ja seine Güter wieder. Sein Park wird ihn freilich schmerzen; aber er ist ja dann wieder so reich, daß er den Park, und auch mich, vergessen kann. Ja, auch mich. Aber, Klairant, wenn er Mangel litte — o Gott! meinst du, daß ich ihn auch dann verlassen könnte? Zuweilen denke ich mit Zittern an Fälle, die — Nein, Klairant; es wird alles gut gehen. Brach doch der Rhein sich einen Weg durch ungeheure Felsen! und es sollte unserer Liebe an Bahnen fehlen?

## XXVI.

### Klara an Klairant.

Du zitterst nicht mehr, mir zu sagen, daß du morgen gegen den Feind aufbrichst? du freuest dich, daß du bei der Avantgarde stehst? — Und ich liege mitten in der Nacht, bleich, gequält von Angst, verfolgt von tausend wimmernden Stimmen eines blutigen Schlachtfeldes, verzweifelnd, auf den Knieen, und erflehe jammernd vom Himmel nur den kleinsten Strahl der Hoffnung. „Morgen, morgen," ruf' ich, „geht er dem Feinde entgegen!" und ich bedenke nicht, daß dieses schrekliche „Morgen" schon vorüber ist, daß du jezt, da ich für dich bete, zittre, verzweifle, daß du jezt vielleicht schon da liegst, starrt — O; ich Unglükliche!

Klairant! wie war es möglich! Warum schriebst du mir nicht schon lange, daß du Soldat werden wolltest? Meine Thränen, meine Angst, hätten dich in Chatillon zurükgehalten. Das schrekliche „morgen!“ hätte dann nicht mein Gehirn zerrüttet, mein Herz zerschmettert, mein ganzes Wesen vernichtet. Warum behieltest du nicht wenigstens den Brief noch einige Stunden, und schreibst in ein Paar Worten! „Das schrekliche morgen ist vorbei; ich bin gesund!“ Warum machst du mir diese folternde, entsezliche Angst? Mein Herz schlägt laut an meine Brust, so oft jemand die Lippen öffnet; ich zittre, daß er sagen wird: Klairant ist todt! Sieht jemand mich an, so werde ich bleich, weil ich glaube, er will mir deinen Tod ankündigen. Ein neues Zeitungsblatt erregt in mir immer ein Fieber. Jezt brenne und glühe ich vor Hize; dann bin ich starr und todt vor Kälte. Ich kann nicht essen; es ist, als ob der Schmerz mich sättigte. Und dabei jagt eine matternde Unruhe mich unaufhörlich hin und her.

Klairant, es ist nicht Liebe, was dich treibt; nein, thörichter, grausamer Ehrgeiz. Laß mich dir den Preis sagen, um den du kämpfest. Meine Angst um dich wird noch den zarten Faden meines Lebens zerreissen; du wirst den Lorbeer, den du erfechten willst, unter die Blumen mischen, die eine mitleidige Hand in meinen Sarg streuet, und Verzweiflung wird der Lohn seyn, den du

am Ende davon trägst! — Mit Triumph willst du mich in dein freies Vaterland führen? Unglüklicher! Triumph? Ich will lieber unbemerkt mit dir bis ans Ende der Erde fliehen, als mit diesem Triumphe die Stufen eines Thrones betreten. Und würde ich ihn denn bei meiner unaussprechlichen Angst, bei meiner Verzweiflung, erleben? Ich bin matter, als du glaubst. Bedenke, Klairant, welche Erschütterungen mein Herz schon ertragen hat! Bedenke, daß ich jezt immer bei meinen Eltern bin; daß ich jede Thräne in mein Herz zurükdrängen, die Angst meiner Seele wie ein Verbrechen verbergen muß! Ich lächle; und bei jedem Lächeln fühle ich einen Faden meines Lebens zerreissen.

Ich bitte und beschwöre dich bei meiner Liebe! schreib deiner Klara bald, und gieb ihr Trost, daß sie nicht durch dich verzweifeln muß! Was hat meine Liebe mit Schlachten, mit Blut zu schaffen! Klairant, jezt fordere ich mit tief aufgereiztem Herzen von dir, meine Liebe zu vergelten, und die Waffen niederzulegen, die du nie erheben kannst, ohne mein Herz zu treffen. Jezt ruft deine Klara, deine Geliebte, in Ernst dir zu: „Kennst du ein Vaterland, Grausamer, ohne mich?“ — Antworte, Klairant! müßtest du mir nicht alles, alles aufopfern? O, soll ich mit dir rechnen?

Klairant, mußt du mich täuschen, wie man ein Kind täuscht? „Du könntest meinen Bruder

retten:“ Wohl! aber kannſt du ihn nicht eben ſo gut ermorden? und wäre dann nicht eine neue Scheidewand zwiſchen mir und dir: das Blut meines Bruders und deines Freundes? Könnte ich je in Arme ſinken, die meinen Bruder ermordet hätten? — O, mein Vater ſieht mich theilnehmend an, meine Mutter iſt von meiner Liebe gerührt, Lucie weint Thränen um mich, Alles beklagt mich; und dir allein muß ich zurufen: Klairant, du haſt kein Gefühl!

Soll ich dir meinen Zuſtand beſchreiben? Für meine Sinne iſt nichts mehr da; alles um mich her zerrinnt vor meinen Bliken, wie Geſpenſter, die nach und nach verſchwinden; meine gedankenloſe, verirrte Seele wohnt nur auf dem Schlachtfelde, wo du liegſt, und beſchäftigt ſich mit deinen Seufzern, deinem Röcheln, mit dem Blute, das aus deinen Wunden dringt. — Hier haſt du ein Bild von mir. Wenn du kannſt, ſo denke dir auch meine Empfindungen! Ich ſchlafe des Nachts kaum einige Augenblike; denn meine leichte Deke liegt ſo ſchwer wie ein Fels auf mir. Ich ſchaudre, wenn ich einen Blik in den Spiegel werfe; meine Augen ſind hohl, meine Wangen bleich. Ach, Klairant, der Tod hätte nicht viel mehr zu thun, wenn er mich zu ſeiner Beute machen wollte.

Weiter, Klairant, habe ich dir nichts zu ſagen. Ich ſtreke meine Arme nach dir aus, und

hete. Wie ich für dich gelebt habe, für dich allein, so kann ich auch für dich sterben, und meine Lippen werden noch im Tode sagen: ich liebe dich, Klairant! O, schreib mir, und leg die Waffen nieder.

## XXVII.

### Klairant an Klaren.

Ein ausgewechselter Gefangener, der heute zurükgeht, will dir dieses Blättchen schiken. Noch immer, Klara, habe ich keine Antwort von dir. Dein Brief wäre eine stärkende Erquikung in diesen Mühseligkeiten. Die Armee ist unzufrieden mit den Repräsentanten des Volkes. Wir stehen hier müßig an der Schelde, ohne Zelte, ohne Lebensmittel, selbst ohne Waffen; kurz, wir leiden an allem Mangel. La Fayette ist nach Paris gereis't, um, wie er selbst geäussert hat, der Armee die Unterstüzung des Vaterlandes, für das sie kämpft, zu verschaffen, oder seine Stelle niederzulegen. Man sagt einander ins Ohr, gewisse Leute wollten erst la Fayetten, und dann den König stürzen, um die Konstitution zu vernichten. Wozu hätte ich denn die Waffen ergriffen? Um Mördern zu dienen? Ich eilte freudig, jauchzend, hierher; und nun mag ich meine Augen nicht aufheben vor Scham und Verwirrung. Wenn mich jemand fragt: für

wen ſichſt du? bei Gott! ich weiß nichts zu antworten. Ich ſehe ſtumme Vorwürfe in den Blikken meiner Waffenbrüder, die mein Beiſpiel verführte, und wage es nicht, ſie zu tröſten. Aber ſtürzt man die Verfaſſung, für die ich Soldat ward, ſo werfe ich die Waffen weg, die dann nur ſchänden ſind, und nehme ſie nicht eher wieder, als bis la Fayette uns gegen Paris führt, es an ſeinen Eide zu erinnern.

Ich befinde mich wohl, Klara; eine leichte Wunde, die ich bekam, hat nicht einmal eine Spur zurükgelaſſen. Wir ſind durch einen Fluß von dem Feinde getrennt, der eben ſo wenig Luſt zum Fechten zu haben ſcheint, als wir. Ach, wenn ich bedenke, daß Tauſende jezt gegen Tauſende an den Gränzen unſres Vaterlandes ſtehen, daß ehrſüchtige Menſchen in Paris ſich verſchworen haben, uns die Freiheit, die ſchon anfieng für uns zu ſchimmern, wieder zu nehmen, wenn ich bedenke, Klara, wie ſchwer es iſt, glüklich zu werden, wie viel ich gewiß noch thun und leiden muß, ehe ich das erreiche, wozu Natur, Liebe und Vernunft mich zu berechtigen ſcheinen, das Glük dich mein zu nennen! — o, man möchte ſich im nächſten Augenblik aus dem widrigen Gedränge retten, alle ſeine Hoffnungen über das Grab hin werfen, und ihnen ohne Bedenken nachſpringen. Was iſt denn die Freiheit, um die ſie ſtreiten? Und wenn ich an jedem Tage zehn, zwölf Stunden für Klaren einen Weinberg

bestellte, einen Aker bauete, dann in ihren Armen zur morgenden Arbeit ausruhete, und jede Woche nur einen Tag ganz an ihrer Seite leben könnte: ich wäre dennoch frei und glüklich: frei; denn ich befolgte nur die Gebote der Natur und der Liebe: glüklich; denn ich hätte, was ich wünschte. Ist der Sklav, der seinen höchsten, einzigen Wunsch erreicht hat, in seiner Liebe nicht glüklicher, als Mancher auf dem Throne, der sich zu seiner Qual Unmöglichkeiten wünscht? — Klara, meine Arme kann man binden; aber nicht meine Seele. Ich wäre als Sklav am Throne eines Bassa's frei und glüklich, wenn ich nur jeden Tag einmal mein Auge heben dürfte, einen deiner Blike aufzufangen.

Klara, man tobt, man streitet gegen einander um ein Gut, das man nicht kennt, um Schattenbilder, die man für Glük hält. Ach, unsre einfachen Herzen kennen es. Wären wir doch irgendwo in der Patriarchenwelt, oder bei einem Naturvolke geboren! Wir hätten einander geliebt, uns in dem Schatten eines Baumes eine Hütte gebauet, und da in den einfachen Sitten unverderbter Menschen glüklich gelebt. Weh uns, daß wir einander in dem tobenden Gedränge dieser Unmenschen fanden, die nur Rang anbeten, Gold für Glük halten, Tugend auf das Theater, Liebe in die Romane verbannen, und nur für erdichtetes Unglük Mitleid fühlen! Ist es nicht so, Klara? ist es nicht so?

Ich habe diesen Zettel an das Bureau François in Koblenz adressirt, weil dein Bruder mir gesagt hat, daß so die Briefe am sichersten gehen. O, ich bitte dich, Klara, schreib mir. Ein Brief von dir wirkt auf mich, wie auf den Unglüklichen, den ein langer Sturm umher geschleudert hat, der Anblik einer grünen Küste. Was, Klara, was wird uns aus dem Sturme retten? Ich bitte dich, Klara, schreib mir bald!

## XXVIII.

### Klairant an Klaren.

Ich bin wieder in Chatillon, Klara. Deine Liebe ist besriedigt; ich habe die Waffen von mir geworfen, weil für mich kein Vaterland mehr zu vertheidigen da ist. Der zehnte August hat mein Schiksal entschieden. Dillon selbst, unser General, nannte ihn einen Tag der Schande für Frankreich, und erklärte, Ehrfurcht für seinen Eid, sein Gewissen verpflichte ihn, gegen die Feinde unserer Konstitution zu kämpfen. Er hat sich anders besonnen, sagt man. O, mag er, mag er, Furcht vor der übermächtigen, siegenden Parthei treibt, Geld und Ansehen loken ihn. Doch ich? Ich habe die Waffen niedergelegt, um meinem Herzen genug zu thun. O, es ist schändlich! Ich bin nach Chatillon zurükgegangen, um den Pflug

zu treiben. „Woher, Klairant?“ fragte mein Oheim. Von dem Schauplaze der Schande! erwiederte ich. Man hat freie Menschen an die Galeere geschmiedet, um sein Gold, seine Wollüste in einen sichern Haven zu rudern. Dort in Paris verwirrt man die Erde, und giebt auf der Gränze von Frankreich ein blutiges Schauspiel. Die Blike der Nation sollen sich hierher wenden, damit man seine Beute desto unbemerkter verzehren könne!

Ach, Klara! und die Blödsinnigen verdienen nichts anderes, als von jenen ehrsüchtigen Menschen in Paris beherrscht zu seyn! Den Kommissair, der ihnen befiehlt, ihren Eid zu brechen und Sklaven zu werden, empfangen sie mit eben dem Jauchzen, wie ehemals den edlen la Fayette. Sie fallen einander in die Arme, sind außer sich vor Freude, taumeln vor Entzüken, wenn das Dekret verlesen wird, das ihre Schande und das Unglük ihres Vaterlandes befiehlt. O der seltsamen, abscheulichen Widersprüche! Heute nennen die Wahnsinnigen den, vor dem sie noch gestern auf den Knieen lagen, einen Empörer, einen Verräther. Die ganze moralische Welt ist in einer Nacht verrükt. Was gestern Tugend war, gilt heute für ein Verbrechen. Der Aberwiz ist so groß, daß man eben das, was man nun Laster nennt, noch heute Tugend nennen würde, wenn die Gebieter nur winkten. — Die Elenden schworen der Freiheit, dem Könige, der

Nation; dann dem zehnten Augüst, der Schande, der Sklaverei, der Willkühr. Morgen würden sie der Raserei schwören, wenn ein Mann mit einer Nationalschärpe sie dazu aufforderte! Wie Kinder laufen sie mit aufgehobenen Händen der bunten Seifenblase nach, verfolgen sie mit freudigen Bliken, sehen sie recht gern zerplazen, und spielen wieder mit neuen.

Nun, Klara, ist es vorbei! Als ich die Pappeln von Chatillon wiedersah, strekte ich meine Arme mit unaussprechlicher Rührung nach ihnen aus. O, seid mir willkommen! sagte ich; nur unter eurem Schatten ist mein Vaterland. Hier, wo ich meine Kindheit verlebte, wo mein Herz zuerst Liebe für Klaren empfand, wo ich so glüklich war: hier wohnt meine Freiheit, hier meine Tugend, mein Daseyn, die Quelle aller meiner Kräfte.

Trop heureux le berger, ou le sage mortel
Qui vit tranquillement loin d'un monde cruel!
Il échappe aux fureurs de ces cœurs homicides,
Dont la haine jalouse arme les mains perfides *).

Nie, Klara, habe ich mein geliebtes Chatillon mit solcher Wollust wiedergesehen, als an diesem

*) Nur der Hirt oder der Weise ist glüklich, der hier ruhig und entfernt von den grausamen Menschen lebt; er allein entgeht der Wuth ihrer mordgierigen Herzen, mit der ihr Neid treulose Hände bewaffnet.

Tage. Mir daftete eine schönere, balsamischere Luft entgegen. Der Himmel war hier blauer, der Boden grüner, die Quelle frischer, als dort. Bei dem ersten Schritte, den ich in dem Schatten der Pappeln that, goß sich eine lebendige Ruhe in mein Herz. Ich athmete mit Entzüken die heimische, liebliche Luft, durchlief jeden Winkel, sezte mich in jeden Schatten, kostete die reine Quelle. Es war mir, als ob ich Jahre lang in einem finstern Gefängnisse zugebracht hätte, und nun den ersten Augenblik meiner Freiheit genösse.

Ach, wenn ich hier im Schatten der Ulmen liege, und über Welt, über Menschen und Schiksal nachdenke: dann wird es mir immer gewisser, daß die Verbindung ganzer Millionen Menschen zu Einem Volke nicht in den Planen der ewigen Weisheit lag. Ein Ehrsüchtiger faßte zuerst den Gedanken, mehr Menschen zu beherrschen, als sein Blik übersehen konnte; er traute sich das allsehende Auge der Vorsehung zu, oder überredete die treuherzigen Menschen, die er seinem Willen unterwarf, daß er es hätte. Eben dadurch wird allgemeines Glük eine Unmöglichkeit. Ehrsucht und Geldgier treiben unbemerkt ihr Spiel, schlagen täglich der stillen, einfachen Tugend, der Menschlichkeit neue Wunden, und gewöhnen das Auge an Laster, welche der Mächtige mit allen Schäzen und Reizen der Künste schmükt. Häusliche Tugend wird nicht mehr geachtet; das

einfache Glük, welches Liebe und Ruhe geben, wird unter dem Jauchzen der frohlokenden Ehrgeizigen übersehen. Man wühlt sich in das Gedränge, will mit genießen, und taumelt den Weg des Lasters, der Verbrecher, weil er zum vermeinten Glüke führt. O, wenn ich mir denke, daß nur die Dörfer von dem Ufer dieses Flusses bis an jenen Bach, von dem Gebüsche hier im Thale bis an jenen Berg, zusammen gehörten; — daß allenthalben solche kleine Bezirke einen Staat ausmachten, und daß kein Ehrgeiziger den seinigen vergrößern wollte: Arbeit und Glük, Ruhe und Zufriedenheit würden sich in schöner Eintracht über diese Völkchen verbreiten. Die Oper wäre dann nicht erfunden; die Bildhauerkunst läge noch in ihrem rohesten Anfange; man hätte vielleicht noch keinen Marmorbruch geöffnet: aber die Natur, die Liebe, die Freude würden die Menschen Spiele und Vergnügungen lehren, die keine Sorge vergällte, keine Reue vergiftete. Ach, Klara, unter einem solchen Völkchen hätte ich dich gesehen, dich geliebt, und durch einfache Beweise meiner Empfindungen dein Auge auf mich gezogen. Ich hätte deine Thür mit Blumen bekränzt, meine schönsten Lieder vor deiner Hütte gesungen, dir auf deinem Lieblingsplaze eine Laube gebauet, dir einen Strohhut geflochten, einen Stab, oder einen Becher zum Trinken geschnizt. Das alles, um dir zu sagen: ich liebe dich. Meine Treue, meine Redlichkeit, mein

Schweigen würden dein Herz gerührt haben. Du hätteſt mir zugelächelt, mir die Hand gedrükt, und endlich geſagt: ich bin dein! Triumphirend hätte ich dann die Geliebte in meine Hütte geführt, und durch Jauchzen dem Dorfe geſagt: ſie iſt mein! Niemand würde gefragt haben: wie hieß dein Eltervater, wie deine Stamm-Mutter? Mein Adel wäre Jugend, Geſundheit und Stärke; der deinige Unſchuld, Liebreiz und Sanftmuth.

Nenne das nicht Ideal, meine Klara; nenne es nicht einen täuſchenden Traum. Kannſt du mir nicht beweiſen, daß dieſe Vorſtellung der Natur, der moraliſchen Natur des Menſchen widerſpricht; daß dieſer Zuſtand unmenſchlich, oder elender für ihn iſt, als der jezige: ſo träume ich kein unerreichbares Ideal; oder der Menſch müßte weiſer ſeyn als die ewige Weisheit, und gütiger, wohlthätiger als die ewige Güte. Ich hätte dann ja einen weiſeren Plan für des Menſchen Tugenden und Glük gezeichnet, als die Vorſehung! Nein, iſt dieſer Zuſtand begreiflich, enthält die Vorſtellung dieſes einfachen Glükes nichts unmögliches, der Menſchheit Widerſprechendes: ſo hat die Vorſehung es uns beſtimmt, ſo muß es erreicht werden können, ſo wird es einſt erreicht. O die Glüklichen, die den Zeitpunkt erleben! —

Was iſt denn Göttlicheres in unſerer Natur, als Liebe, Wohlwollen, Freundſchaft? und wer

chen andern Schauplaz sucht die Liebe, die innige Freundschaft, als die Unschuld der verlachten Schäferwelt? Sollen die Wünsche, die Ahnungen der Unschuld, der Liebe, welche einer solchen Welt zu ihrem Schauplaze bedürfen, weniger beweisen, als die schlaue Berechnung des Lasters, das seinen Wirkungskreis für den Schauplaz ausgiebt, den die Vorsehung dem Menschen bestimmt habe? Erlebt nicht jeder Mensch — und gerade, wenn er das Gefühl aller seiner erwachten Kräfte hat, wenn alle Hoffnungen in ihm wirken und fordern — erlebt er nicht einen Zeitpunkt, wo ihn alle seine Kräfte, alle seine Hoffnungen mit Gewalt in den engsten Kreis der Liebe, der Freundschaft, der Einsamkeit, und in den Genuß einer einer Unschuldswelt hindrängen? Und soll dieses lebendige Gefühl, dieser allgemeine Instinkt, dem keiner an Stärke gleich kommt, nicht so viel Recht haben, als die Sophisterei einer Beredtsamkeit, die erfunden zu seyn scheint, um den Menschen für den Verlust seines schönsten Glükes durch die Nothwendigkeit — nicht zu trösten, sondern nur vor der Verzweiflung zu bewahren? — Nein, Klara, ich träume nicht. „Es ist ein Gott," sagte ein Philosoph; „denn ich kann ihn denken." Eben so wahr kann ich sagen: was ich denke, ist menschliches Glük; „denn ich kann es denken. Laß mir einen Philosophen diesen Saz umwerfen! Ihm entsprechen alle meine Gefühle, meine Wünsche, meine Hoffnungen, meine Vorstellun-

gen von Glük und Tugend. In diesem Kreise könnte die Menschlichkeit, die Tugend gedeihen; hier allein wären Tugend und Glük Blüthen und Früchte Eines Baumes, und wir dürften nicht erst das trostlose Auge in die dunkle Ewigkeit werfen, um Tugend die Quelle des Glükes zu nennen — wie sie es doch seyn muß, Klara, wenn wir an die Gottheit glauben sollen.

O, daß Laster mir, mir und dir, meine Klara, dies Paradies, das wir sehen und wünschen, nach dem wir ringen, zerstören konnten! dies Paradies, das wir jezt nur in einer menschenlosen, also auch in einer tugendleeren, Wüste suchen müßten! Und wenn wir es nur fänden, Klara, es sollte uns dennoch nicht an Gegenständen des Wohlwollens, der Menschlichkeit fehlen. Mit den Thieren umher wollten wir den Bund machen, den die Menschen verspotten: den Bund der Liebe, des Wohlthuns, der Hülfe. Die Vögel würden um uns her sicher wohnen; wir wollten ihnen Futter sammeln, und sie vor den Raubthieren schüzen; wir wollten die Herren unserer Wüste, aber auch die Schuzgötter aller empfindenden Wesen seyn!

Mir stehen bei dieser Vorstellung Thränen im Auge, Klara: Thränen, die mir zeigen, wie weit ich noch von der Wirklichkeit entfernt bin! Und du, Klara, fühlst eben das. Ach, dein Herz wird sich auf diesem Blatte wiederfinden. Je

öfter ich deine Briefe lese, Klara, desto mehr sehe ich, daß die Vorsehung uns für einander schuf, und daß es die abscheulichste Tyrannei ist, mir mein Gut vorzuenthalten. Sieh; da stehst du an den Thälern der Lahn, und schaffest dir eben das Paradies, das ich hier für uns unter den Bäumen in Pillon pflanze. O Klara, wir würden es an jeden Ort der Welt mit uns hin nehmen; denn es ist unser Herz, unsere Unschuld, unsere Einfalt, für die jeder Wohnplaz auf der Erde der rechte ist. Ein Baum, ein Hügel, eine Hütte, einfache Menschen, denen wir Gutes thun könnten: weiter bedürfen wir nichts; es ist unser Elend, daß man glaubt, wir bedürfen mehr, und nun nicht will, daß wir glüklich seyn sollen.

Ich lebe jezt ruhig, und in der Stille. Die Preußische Armee steht, sagt man, bei Luxemburg. Man flüchtet von allen Seiten; auch mein Vater und die Mönche der Abtei sind entflohen. Mein Oheim bleibt noch immer krank, und ich bin sein Wärter. „Klairant," sagte er neulich; „fliehe!" Ich lächelte: und wer sollte Ihrer pflegen? — Auch wenn er nicht krank wäre, würde ich keinen Schritt von ihm weichen. Es ist so besser; ich thue meine Pflicht.

Truppen sind nicht hier. Dumouriez steht bei La Chene, jenseits der Maas. Jedermann ist voll Erwartung, und fürchtet oder hofft, je nachdem er sich die Absichten der Nation, oder

ihrer Stellvertreter, denkt. Man zittert vor dem Verluste der Freiheit; ich lächle dazu: was kann ein ganzes Heer mir nehmen? Ruhig gehe ich unter dem Laubdache meiner Pappeln auf und nieder, denke an dich, und vergesse, daß Feinde an der Grenze sind.

„Die Gefährtin und Mutter der Freude, die Freiheit, wohnt mit mir unter meinem Laubdach *),“ und kein Dekret der Nation braucht dies Gefühl in meiner Brust zu erhalten, so wenig, wie Heere es vernichten können. Ach, wenn ich so glüklich wäre, als ich frei bin; ich wollte nicht mehr klagen! — Zwar siegle ich meinen Brief, Klara; doch alle Wege sind jezt abgeschnitten. Nun, ich trage dem Glüke, und lasse ihn über Sarlouis gehen. Ich hoffe, Klara; ich hoffe! Die Entscheidung ist nahe; ich hoffe.

## XXIX.

### Klara an Klairant.

Deinen Zettel durch den ausgewechselten Gefangenen **) habe ich richtig bekommen; aber sonst nicht eine Zeile. Adressire nicht mehr etwas für mich

*) La liberté, compagne & mère de la joie
Sur ses sombres berceaux à l'envie se déploie.

**) Seite 126.

an das Bureau François; es hat aufgehört, seitdem Preußische Truppen hier liegen. Ach, Klairant, ich wäre hundertmal vor Unruhe und Sorge um dich gestorben, wenn wir nicht aus Pillon Nachrichten erhalten hätten, die auch deiner, als des Wärters an dem Sterbebette deines Oheims, erwähnten. Mein Brief ist also richtig angekommen, Klairant. Ich danke dir, mein treuer Geliebter, daß du meine Bitte erfüllt hast und wieder nach Chatillon gegangen bist.

Jezt, da ich dich ausser Gefahr weiß, les' ich deinen Brief noch hundertmal, und dein Heldenmuth gefällt mir wohl. Jezt wollte ich, du wärest aus zehn Schlachten als Sieger zurükgekehrt. Sieh, nun trete ich muthig an den Weg, den du mit deinen Waffenbrüdern aus der Schlacht zurükkommst, jauchze dir entgegen, und bringe dir den Lorbeer für deine Stirn; sogar eine kleine, schmerzlose Wunde kann ich ertragen. Ich seze mich zu dir, wische dir das Blut ab, verbinde dich, und lasse mir dabei deine Thaten erzählen. Gott Lob! liebster Klairant, daß du wieder in Chatillon bist. Sieh, jezt danke ich dir, daß du Soldat wurdest, weil du deine Klara liebtest. Ich lese jezt meiner Freundin, unsrer Wirthin, die Stellen vor, aus denen dein Muth, deine Tapferkeit so bestimmt hervorleuchtet; und du solltest nur sehen, wie stolz ich dabei bin. Ich habe ihr noch nicht gesagt, daß du schon wieder in Chatillon bist, und lasse mich auch nichts

davon merken. Da bewundert sie denn meinen Muth und meine Standhaftigkeit. Alle die Stellen, bei denen ich sonst vor Angst bleich wurde, bei denen ich sonst zitterte, daß ich den Brief nicht halten konnte — alle die Stellen les' ich ihr jezt mit lauter, fester Stimme vor.

Aber sie darf nur einmal sagen: „wenn er nun bliebe!" dann wird mir, ob ich dich gleich in Sicherheit weiß, doch so bange, daß ich gern die Wahrheit gestände, wenn ich mich nicht schämte. Ich halte es dann für Vermessenheit, mich so muthig zu stellen; ich bin abergläubisch furchtsam, und werde ihr am Ende noch gestehen, daß du in Sicherheit bist.

La Fayette'n, Klairant, habe ich jezt wieder ein wenig lieb, ob man ihn gleich hier noch mehr haßt, als Petion, Robespierre, Marat, und alle Andern. „Er wäre der rechte Mann," sagte mein Vater neulich, „unser Unglük, unsere Erniedrigung ewig zu machen." Ueberall höre ich seltsame Urtheile. Man läugnet nicht, man behauptet sogar, la Fayette habe den König retten wollen; und gerade das scheint den Haß gegen ihn noch stärker zu entflammen. Neulich sagte ein Emigrirter: „noch einige Marats, und wir siegen!"

La Fayette soll etwas Einnehmendes in seinem Wesen haben. Jezt kann ich ihn mir denken, mit welcher Miene er dich anhörte, mit

welchem Tone er dir antwortete. Und doch, Klairant, bin ich nicht unzufrieden damit, daß er nicht der Schuzengel unserer Liebe seyn kann. Habe auch ich noch Haß gegen ihn in meiner Seele? oder will ich unser Glük nur dir, nicht gern einem Fremden, danken? Ich weiß es nicht.

Die Beschreibung deiner kleinen Wirthschaft im Felde macht mir jezt viele Freude. Anfangs hat sie mir manche Thräne gekostet; jezt aber möchte ich um vieles nicht, daß du sie nicht geführt hättest. Nun weißt du doch, wie leicht es ist, sein Leben zu erhalten. Und brauchen wir jemals mehr? — Ich zeichne jezt wieder: dich in der Hütte im Walde, an der Tonne, auf der du an mich schreibst. O, ich arbeite mit rechter Freude daran, und ganze Tage. Da stüzest du den Kopf mit der einen Hand, hältst in der andern mein Bild, und hast die Augen in die Wolken gerichtet; an der Hütte steht deine Flinte, die mir so viele Angst gemacht hat. Mein Lehrer findet die Zeichnung gut.

Dein Billet, Klairant, ist in einer melancholischen Stimmung geschrieben. Mir gefällt der Verdruß darin gar nicht; denn ich sehe es ihm zu deutlich an, daß nicht die Trennung von mir, sondern die Bosheiten in Paris seine Quelle sind. Lieber Klairant, habe ich einen andern Kummer, als den, daß ich nicht bei dir bin? Ich lebe nur in dir; du aber, Klairant, theilst

dich zwischen deine Geliebte und dein Vaterland: und es ist noch die Frage, wer von uns beiden deinen Blik öfter auf sich zieht! Denn, läugne es nur nicht, in das Gedränge der Ehrgeizigen, welche dir die Freiheit raubten, stössest du mich nur so von ungefähr mit hinein, um über Beide mit Einer Stimme klagen zu können. Da klagst du, daß man dir deine Geliebte verweigert, drohest, mit einem Sprunge deine Hoffnungen über das Grab hin zu retten, und nun fährst du fort — man denkt wie du nun deine Klara in den Gefilden der Ewigkeit wiedersehen wirst; nein, du fährst fort: „was ist denn die Freiheit, um die sie streiten?“ Sollte man nicht glauben, daß du den Sprung eigentlich der Freiheit wegen wagen willst, und daß du mich nur so mitnimmst, weil man sich gern doppelt versorgt? — Dann size ich da wieder am Throne eines Bassa. Was hab' ich denn mit der Freiheit zu schaffen! und immer nur als die zweite Figur im Gemälde! Ich will mehr seyn, als das.

Das Ende hat mir gefallen, lieber Klairant. O, ich weiß sogleich, was für mich ist. Mein Herz schlägt dann so sanft, wenn ich lese, und mein Auge lächelt mit solchen lieblichen Empfindungen in den Thränen, die das Entzüken hervordrängt. — Da bin ich es einmal ganz, und allein; das versteh' ich. Ich begegne dir, wie eine Patriarchentochter, an einem Brunnen, den zwei Linden beschatten, führe dich von da in

meines Vaters Hütte, werde deine Gattin, und wir wohnen unter dem Laubdache schöner Bäume, ein Paar glükliche Menschen. Sieh, da hast du an mich allein gedacht, Klairant. Ja, wie glüklich wollt' ich seyn, wenn wir so gelebt hätten, oder, besser, noch so leben könnten! Diese Vorstellung hast du aus meiner Seele gestohlen.

Ach, ich überlasse mich so gern dem Zuge dieser reizenden unschuldigen Vorstellungen, mag mir so gern einbilden, daß es so sei; aber der fürchterliche Anblik des Krieges, der sich täglich stärker vor meine Blike drängt, wekt mich immer aus diesen Träumen. Ich stand am Fenster, als die ersten Preußischen Regimenter über den Rhein kamen. Das ganze jenseitige Ufer war mit Menschen und Pferden bedekt. Die blizenden Waffen, das Lärmen der Musik, das Trommeln, und die furchtbare, lautlose Ordnung der Regimenter wirkten mächtig auf mein Herz. Als sie einmarschirten, bewunderte unsere Herren den militärischen Geist der Preußen. Mir schien es furchtbar und schreklich, dieses starre Leben, diese einförmige Bewegung der großen Maschine. — So kamen nach und nach die viele Tausende von Preußen über den Rhein, und bezogen nicht weit von der Stadt ein Lager.

Wir haben es besehen, Klairant. Der Anblik ist herrlich: die langen Reihen von Zelten, und

dazwiſchen, dahinter, davor, das bunte Gewimmel der Menſchen in den ſeltſamſten Gruppen und Stellungen. Wahrlich, ich beneidete die Männer um dieſes Leben der Natur. Freilich, wenn ich meine Blike wieder ganz vorn hinwarf, und die Menge von tödtlichen Waffen, von aufgepflanzten Kanonen ſah: dann vergieng die Freude, welche der Anblik dieſer wandelnden Stadt mir machte. Und dieſes Heer zieht nach Frankreich, gegen meine Mitbürger, gegen Klairant! — Es iſt Muſterung geweſen. Ich ſollte mit hinfahren, und ſchlug es aus. Nachher bereuete ich es doch; denn mein Vater und mein Bruder konnten nicht aufhören, von der Schönheit dieſer Truppen zu reden, welche ſogar die beſten Franzöſiſchen übertreffen ſollen. Indeß ſo ſehr man auch mit den Truppen zufrieden iſt, ſo iſt man es doch nicht ganz mit ihren Officieren. Es herrſcht, ſagt mir meine Mutter, zwiſchen ihnen und unſern Herren eine Kälte, die, bei der jezigen genauen Verbindung zwiſchen beiden, unerklärbar iſt. Ich habe nur Einen Preußiſchen Officier einige Stunden bei dem hieſigen Gouverneur, General W**, wo wir zu Mittage aßen, geſehen. Ein artiger Mann, der ſehr zurükhaltend, ſtill, nicht vorlaut war. Man macht ihnen allen das zum Vorwurf, und ſchreibt es einer Nationalträgheit oder dem Phlegma zu. Ich kann nicht darüber urtheilen. Den, welchen ich ſah, kleidete es wie Beſcheidenheit;

doch diese Tugend ist unsern jungen Herren abscheulich *).

Mein Vater hat Erlaubniß bekommen, in Koblenz wohnen zu bleiben; die meisten andren Familien haben die Stadt verlassen. Ich sehe das nicht ungern, lieber Klairant. Mein Vater stand in Verbindungen, die sehr kostbar waren, für unsern Zustand vielleicht zu kostbar. Man wollte aus falscher Scham nicht gestehen, daß man arm geworden, und daß man für die Zukunft besorgt sei. So haben sich hier schon viele Familien zu Grunde gerichtet. Die Gräfin B*** machte Anfangs einen übermässigen Aufwand, und jezt lebt sie mit ihrer Familie von dem Verkauf ihrer Kleider. So geht es den Meisten. Jeder fängt an die Last eines mehrjährigen Lebens in der Fremde zu fühlen, und zumal hier, wo es so theuer ist, wie selbst nicht in Paris, ohne daß man, wie dort, den Vortheil hat, sich mit Ehren zurükziehen zu können *). Alles wohnt in dem Kreise einer halben Stunde beisammen, und jeder bewacht den andern. Eine Schüssel, ein Ring, ein Domestik weniger; und die ganze Stadt weiß es. Daher geht der Auf-

*) Mais cette vertu est la bête d'aversion des nos muscadins.

**) l'avantage d'une retraite honorable.

wand fort, bis eine ganze Familie auf einmal in den Abgrund der Armuth verſunken iſt.

Du kannſt leicht denken, mit welcher Liebe und welchem Zutrauen man die braven Truppen betrachtet, die das gefährliche Spiel gewinnen ſollen. O, Klairant, ich zittre, wenn ich nur einmal ganz von weitem denke, daß es mißlingen könnte; und, nach deinen Briefen ſcheinſt du das nicht nur für möglich, ſondern für wahrſcheinlich zu halten. Klairant, was würde ſelbſt aus uns werden, wenn es mißlänge! Ach, ich fürchte, auch wir haben unſre Hoffnungen mit auf das Kartenblatt geſezt, auf dem die Hoffnung aller Emigrirten ſteht!

Ich mag mich an nichts erinnern, mag nichts zuſammen reimen, gehe den Gedanken an den Zuſtand meiner Eltern aus dem Wege, wenn ſie ſich mir aufdrängen; denn ich zittre dabei vor Angſt. Neulich trat ich durch die Schlafſtube von hinten leiſe in das Kabinet, das an unſer Zimmer ſtößt. Ich ſezte mich, und zeichnete ein wenig. Ein halblautes Geſpräch meiner Eltern machte mich aufmerkſam. Nein, nimmermehr! ſagte mein Vater in auſſerordentlicher Bewegung; lieber will ich . . . — Meine Mutter fiel ein: „nun denn; ich kannte deine Delikateſſe. Es iſt geſchehen; er iſt verkauft!“ — Wie? verkauft? iſt es möglich? — „Sind nicht,“ ſagte meine Mutter (erinnere dich ihrer rührenden Stimme,

wenn sie einem etwas Angenehmes sagen will) — „sind mir nicht diese beiden Thränen der Dankbarkeit in den Augen meines geliebten Mannes mehr werth, als alle Steine der Welt? Soll ich nicht lieber wollen, daß mein Sohn glüklich lebt, als einen unnüzen Schmuk alle Jahr einmal tragen?“ — O Gott! rief mein Vater. Ich blikte, weil ich ein Geräusch hörte, durch die halboffne Thür. Mein Vater sank vor meiner Mutter auf die Kniee, und sie in seine Arme. Der Anblik war zu heilig. Mein ehrwürdiger Vater auf den Knieen! das konnte ich nicht sehen. Ich eilte zum Kabinet hinaus, durch das Schlafzimmer, und verbarg mich in einen Winkel des Gartenhauses. Seit diesem Augenblike bin ich nun so sparsam, so vorsichtig! Ich gebrauche tausend kleine Kunstgriffe, um ein leinenes oder baumwollenes Kleid den ganzen Tag über anzubehalten, weil ich die seidenen schonen will. Meine Mutter betrachte ich seitdem mit noch grössererer Ehrfurcht. Sie verkauft heimlich ihren Schmuk, um ihrem Manne eine bittere Stunde zu ersparen. Klairant, welche Eltern hab' ich! O, wie unaussprechlich glüklich würde ich seyn, wenn mein Vater mir und dir erlaubte, für ihn zu arbeiten! Wie gern wollt' ich, um ihn zu ernähren, mir den Schlaf entziehen, wie gern Tagelang selbst deinen Anblik! Wie glüklich könnt' ich seyn, wenn mein Vater wüßte, was Liebe ist!

Ach, Klairant, das weiß er nicht. Seltsam! er ist ein gütiger Herr, ein Mann von Ehre, ein sanfter, mitleidiger Vater, ein zärtlicher Gatte, ein treuer Freund, ein guter Unterthan, ein anständiger Gesellschafter; aber — wie soll ich mich ausdrüken? — alles nur in gewisser Rükſicht. Die Ehre, das Verhältniß seines Standes, gilt ihm für einen Grundsaz. Er ist alles, was man von ihm verlangen kann; nur kein Mensch. Oft, wenn man ihn handeln sieht, sollte man glauben, sein Herz sei von Empfindung ergrifſen. Er unterstüzt einen Armen mit Thätigkeit, mit zuvorkommender Feinheit; er hört das langweiligste, ja, das ekelhafteste Detail von einem Unglüklichen an, tröstet ihn, und hilft ihm mit Rath, mit Geld, mit seinem Ansehen. Man denkt, er wird, wenn der Arme weggeht, nicht aufhören davon zu reden; aber nein: nicht Mitleiden hat ihm die Hülfe abgelokt; sein Herz ist kalt geblieben. „Ich war es meinem Stande schuldig, ihm zu helfen!“ sagt er ganz kalt. Ach, wenn ich diese Seite an dem Charakter meines Vaters bedenke, so gebe ich alle Hofnung auf, daß er je in unsere Verbindung einwilligen wird. Ich schwärme mit meiner Einbildungskraft in der ganzen Natur umher, suche die seltsamsten Begebenheiten auf, reihe sie zusammen, und frage mich: ob nicht Eine meinen Vater vermögen könnte, dir meine Hand zu geben. Doch ich finde keine. Rette meinem Bruder,

rette mir, rette ihm selbst das Leben: er theilt sein Vermögen mit dir, verwendet seinen ganzen Einfluß für dich; er wird nie glauben, dankbar genug gewesen zu seyn: aber die Hand seiner Tochter? Unmöglich! — Höre ein Gespräch zwischen ihm und dem Parlamentsrathe, seinem Freunde, über die Aufhebung der Nonnenklöster. Ich saß, als es gehalten wurde, im Kabinet, und wurde nicht bemerkt.

„Sezen Sie den Fall," sagte mein Vater, „ich hätte eine Tochter, deren Hand niemand verlangte?"

Niemand? Sie sezen da einen sonderbaren Fall, Herr Vicomte. Ein Mädchen wird immer einen Mann finden, dem sie, und der ihr gefällt, wenn nur die Eltern nicht zu viel verlangen.

„Ich verlange nichts, als einen ehrlichen Mann von meinem Stande. Und wenn sich der nicht findet?"

Nun so findet sich ein Mann, dessen Bedienung . . .

„Nein; die Bedienung würde meine Enkel nicht adeln. Für diesen Fall, sage ich, sind Klöster nöthig."

Und Sie wollten Ihre Tochter lieber in ein freudenloses Kloster vergraben, als . . .

„Was kann ich machen? Bin ich allmächtig? Ich sorge für sie, wie ein Mann von Ehre."

Und wenn Ihre Tochter liebte; wenn Sie vorausſehen könnten, daß ſie unglüklich ſeyn würde . . .

„Kann ich es ändern? Ich ſehe, daß meine Tochter krank iſt, und gebrauche die gehörigen Mittel, bezahle den Arzt. Wird ſie dadurch nicht geheilt, ſo iſt es ein Unglük, aber nicht meine Schuld.“

Sonderbar! Sie können ja Ihre Tochter dem Manne geben, den ſie liebt.

„Ich ſage Ihnen: nein; das kann ich nicht, Es iſt mir eben ſo unmöglich, als ſie vom Tode zu retten, wenn die Krankheit ihren Körper zerſtört hat. Ich würde ihr Unglük bedauern; aber ſie müßte den Schleier nehmen, wenn nicht ein Mann von meinem Range ſich um ihre Hand bewürbe. Einen dritten Fall giebt es nicht.“

So wurde das Geſpräch eine Zeitlang fortgeſezt. Meine Mutter, die meine Liebe im Sinne zu haben ſchien, miſchte ſich hinein; aber es half nichts. Mein Vater blieb ganz kalt und feſt bei der Verſicherung, daß er nie ſeine Einwilligung zu meinem Glüke geben würde. Sieh, Klairant, das ſind unſre Hoffnungen! Das Geſpräch machte mich zwar traurig; aber doch behielt eine bittere Empfindung in meiner Seele die Oberhand. Nun denn, ſagte ich leiſe vor mir: wenn Ihre Tochter Ihnen nicht mehr iſt, ſo mag ſie noch weniger ſeyn! Ich will aufhören Ihren Namen

zu führen, und nie mehr soll der Name du Plessis über meine Lippen kommen. Wenn Jemand mich fragt; wer war dein Vater? so will ich antworten: ich habe nie einen gehabt. Oder ich will sagen: er war ein ganz geringer Mann in Frankreich, ein Hirt, ein Tagelöhner. Ich will aufhören meines Vaters Tochter zu seyn, damit ich nicht länger unglüklich zu seyn brauche. Ja, ich rechne mit meinem Vater ab. Ich will ihm den Namen zurükgeben, der ihn so stolz macht, und an den mein Unglük gebunden ist. Klairant, von jezt an bin ich ganz dein. Meiner Mutter eine Thräne des Abschiedes, so bald du kommst; und dann eile ich ohne Unruhe in deine Arme. Jezt muß selbst das zarteste Gewissen meine Vertheidigung übernehmen, und sagen: sie that recht! Unsere Rechnung ist abgethan, so bald ich seinen Namen nicht mehr habe; und so unterschreibe ich mich zum erstenmal, und nun mein ganzes Leben hindurch, Klara Klairant.

## XXX.

### Klara an Klairant.

Ich habe deinen lezten Brief, Klairant, und danke dir für die unbeschreibliche Ruhe, die jezt meine ganze Seele füllt. Ja, mein Herz hat sich in deinem Briefe wiedergefunden. O, wie kannst du mir sagen, ich soll das nicht für Wahn

für einen Traum halten, was so lebendig in mir ist! Ich fühle es, wie mich selbst, daß wir zu diesem Glüke, zu keinem anderen, geboren sind. Und eben dieses Gefühl, diese Liebe zur Natur, zur Einsamkeit, zu einem Leben voll der harmlosesten Unschuld, voll des einfachsten Glükes; dieses Herz, das so empfindlich für Anderer Freude und Leiden ist: das, Klairant, macht unsre Liebe so unüberwindlich. Mein Vater hätte sie längst besiegt, wenn sie etwas anderes, als Unschuld, als Tugend, wäre.

Diesen Brief von dir les' ich am öftesten. Ja, Klairant, es ist wahr: unaufhörlich schaff' ich in den Lahnthälern, die ich so liebe, ein Paradies für dich und mich. Und dabei fühl' ich, daß wir, bei unsren Herzen, nie ganz unglüklich werden können. Ich bin oft so ruhig, ja, wenn ich deine Briefe lese, oft so fröhlich! Die Entscheidung ist nahe, Klairant? Ist sie das, ist sie das? Mein Herz würde jauchzen, so entschlossen ich auch bin, unser Glük geduldig abzuwarten. Ich bin dein, Klairant. Frag mich nicht; handle. W a s du auch von mir verlangst, w a n n und w i e du es verlangst — ich bin dein!

Longwy ist über. Klairant, die Angst meiner Mutter zeigt mir, was ich gelitten hätte, wenn du Soldat geblieben wärest. Kommt ein Brief, so wird meine Mutter bleich. Sie will eine Frage thun, und die Worte ersterben ihr auf

den Lippen. Da steht sie, und betrachtet meinen Vater, während er liest, mit Bliken, die sich nicht beschreiben lassen, in denen Furcht und Verzweiflung mit der Hoffnung ringen. Kommt ein Brief von meinem Bruder selbst, so lacht der Himmel in ihren Augen. Sie zittert vor Freude, wenn sie hört, daß er gesund ist.

Du glaubst nicht, welch eine Scene das war, als er zur Armee abgieng. Meine Mutter hielt ihn lange in ihren Armen, und benezte ihn mit heissen Thränen. Endlich sagte sie, was ihr Herz ihr gewiß nicht eingab: „sei brav, mein Sohn!“ Und in diesem Augenblike schien ihre Empfindung die einmal geöffneten Lippen zu überwältigen; sie schrie laut auf, und bat den Himmel um Erbarmen. Meines Vaters gerunzelte Stirn schien sie zu sich selbst zu bringen. „Leb wohl!“ sagte sie. „Ach denke, mein Sohn, daß du eine Mutter hast!“ Sie gieng; aber nach einigen Augenbliken war sie wieder da: sie hatte ihm noch immer etwas zu sagen, um ihn nur noch einmal küssen zu können. Als er endlich gehen wollte, umarmte sie mich, und drükte mich so seltsam, so heftig an sich, als ob sie sich zu betäuben suchte. Mein Vater umfaßte meinen Bruder, und sagte ihm: deine Ehre hat dich aufgefordert, Soldat zu werden; so wie sie dich nun auffordert, ein Mann zu seyn und dein Leben nicht zu achten. Mein Bruder schien für seine Lage keine Empfindung zu haben und die

ganze Scene gern abbrechen zu wollen. Er flog in vollem Gallop dahin; aber gewiß hat er empfunden, was er uns Allen ist. Noch den Abend vorher fand ich ihn in einem Lehnstuhle sizen, und es rollten helle Thränen aus seinen Augen, die er mit den Fingern bedekte.

Bruder, sagte ich, laß unsre Mutter die Thränen nicht sehen! — „O," erwiederte er, „mag die ganze Welt sie sehen! Ich schäme mich nicht ein Mensch zu seyn." Was ich dabei gelitten habe, kannst du leicht denken. — Wir haben Briefe von ihm aus Longwy. Er ist gesund. Wie es zugeht, weiß ich nicht; aber — ich nehme keinen Theil mehr an der allgemeinen Freude, welche der glükliche Anfang des Feldzuges hier verursacht. Sie ist unbeschreiblich. Am meisten wundern mich die ungeheuren Plane zu Aufwand und Verschwendung, die man sogleich wieder machte. Mein Vater meint, die lange Verbannung müsse den größten Theil der Emigrirten gebessert haben; ich glaube das aber nicht: die Verbannung ist ihnen nichts als eine Zeit der Entbehrung, die sie durch desto stärkeren Genuß wieder einbringen wollen. Als die Nachricht kam, daß Longwy eingenommen wäre — wir waren gerade in einer groſſen Gesellschaft, als die Tochter des Marschalls von V** einen Brief durch eine Staffette erhielt. Man sah, daß sie etwas Angenehmes las, und drängte sich um sie her. „Ha!" rief sie mit einem unbeschreiblichen Entzüken, und

umarmte die Marquise von C**: „Ha! es ist richtig! — Freuen Sie Sich! wir sehen wieder die Oper!“ Nun erhob sich ein Händeklatschen, ein lautes Freudengeschrei, unter dem man nun die Wörter: „Oper, Theater, Ball, Boulevard,“ verstehen konnte. Und fast Alle haben sie Verwandten, die in Gefängnissen sizen, und auch Verwandte bei der Armee, die geblieben seyn konnten. „Die Festung ist ohne Blutvergießen übergegangen,“ las man weiter. — Gott Lob! seufzten ein Paar Mütter, die doch menschlich genug waren, ihre Söhne nicht über Paris zu vergessen, das hier bei den Meisten alle andern Gedanken und Empfindungen verschlingt.

Nein, Klairant, ich konnte keinen Theil an dieser Freude nehmen, und blieb bei der Nachricht kalt. Ist man doch kalt und ungerührt bei meinem Zustande. Niemand ... — Doch meine Mutter will ich ausnehmen. Gestern sah sie, daß ich mir Papier und Feder holte, und fragte: an wen ich schreiben wollte. Ich nannte du Plessis. Sie lächelte, und sagte: „es wird ihm lieb seyn, seine alten Freunde wiederzusehen, besonders den Freund seiner Jugend. — Grüsse ihn von mir!“ sezte sie zweideutig hinzu. Ich küßte ihr die Hand. „O mein Kind,“ fuhr sie fort; „ich konnte dein Schikſal nicht bestimmen. Grüße ihn!“ — Du Plessis, oder den Freund seiner Jugend? Ihre Miene war, als ob sie sich freuete, daß ihr „Grüße ihn!“ auf Beide gehen konnte. Es kann

nicht lange mehr dauren, meint man, so wird man in Paris seyn. Die B** haben, ich glaube für das lezte Silberzeug, das sie hatten, einen prächtigen Wagen gekauft, um ihren Einzug in Frankreich recht stattlich halten zu können. In Longwy soll die Freude des Volkes über die Wiederherstellung der Ordnung unbeschreiblich groß gewesen seyn. Wohin es nun geht, weiß noch Niemand; man meint aber, gerade nach Paris.

Klairant, darf ich noch die einzige furchtsame Bitte thun, dich der Gefahr zu entziehen, in die du gerathen könntest? Vielleicht bist du schon fort; vielleicht ist die Angst vergeblich, die ich noch so lange haben werde, bis ich Briefe von dir bekomme. Lieber Klairant, ich wüßte wohl einen Ort, wo du Sicherheit und Glük finden könntest: das Herz deiner Klara. Ich zittre für dich; denn du kannst nicht schweigen. Laß sie doch ihre weit ausgedehnten Ansprüche, selbst ihre ungerechten Forderungen geltend machen; was geht es uns an? Laß sie alle Vorrechte, alle Gewalt wieder an sich reissen! So lange sie die Kunst nicht verstehen, uns unsere Liebe zu nehmen, so lange können sie nicht ungerecht gegen uns seyn. Ich bitte dich, Klairant, geh' ihnen aus dem Wege, und schweig.

## XXXI.

### Klairant an Klaren.

Um mich her tobt der Krieg, und ich ſize noch immer an dem Krankenbette meines Oheims. Ich danke Gott für die Stimmung meiner Seele; denn ſei es, wie es ſei — es iſt doch mein Vaterland. Chatillon ſteht leer; in Pillon und Mangienne ſind nur noch Weiber, Kinder und Kreiſe: die jungen Leute liegen in den Wäldern. Als ſich die erſten Truppen ſehen lieſſen — ich hatte beſtellt, daß es meinem kranken Oheim verſchwiegen werden ſollte — trat eine alte Frau, die einzige auf der Abtei, mit todtenbleichem Geſichte, mit großen, vor Angſt ſtarren Augen, und mit bebenden Knieen in das Zimmer. Ich gieng hinaus. Der Hof war voll Huſaren. „Meine Herren,“ ſagte ich Deutſch; „ich erſuche Sie, ſo menſchlich zu ſeyn, hier auf dem Hofe wo möglich das Lärmen zu vermeiden. Mein Oheim, der Prior dieſer Abtei, liegt auf den Tod krank. Alles was zu Ihrer Bequemlichkeit dienen kann, nehmen Sie Sich. Dort, das groſſe Haus an der Chauſſee, iſt das meinige; ſeyn Sie ſo gütig, dem den Vorzug zu gönnen. Sie werden niemanden finden; die Furcht hat Alle verjagt.“ — Die alte Frau ſtand hinter mir. Ich gab ihr den Schlüſſel zu unſerm Hauſe, und ſagte: „meine Mutter iſt auf der Abtei. Schließe ſie den

Herren auf. Ich werde selbst zu Ihnen kommen, so bald ich nicht mehr bei meinem kranken Oheim nöthig bin.“ So wurde ich mit ihnen fertig, und es gieng alles recht gut. Die Hauptarmee bezog den Tag nachher ein Lager bei Pillon. Meine Mutter hatte auf mein Zureden ihr Haus wieder bezogen. Ich saß ruhig bei meinem Oheim, und gieng ab und zu. Es fielen weiter keine Unordnungen vor, als die im Kriege unvermeidlich sind. Ich mußte sogar einige Officier in der Kirche der Abtei umher führen. Man besah die Bibliothek, schwazte über unsre Konstitution, die nicht mehr existirt, und schalt auf die Emigrirten. Ich schwieg zu allem. So gieng der Tag hin. Am folgenden Morgen kam denn endlich dein Bruder du Plessis, und mit ihm ein Schwarm von Ausgewanderten. Meine Mutter rief mich. Ich eilte ihm entgegen, verbeugte mich gegen ihn, weil man ihn umringt hatte, und fieng an: Herr du Plessis . . .

„Nicht so, Klairant; nicht so!“ sagte er, und schlang seine Arme um mich. „Meine Herren, dies ist der Freund meiner Jugend. Und soll ich Ihnen noch mehr sagen? Er hat einen großen Theil meines Vermögens gerettet.“ Sie traten mit mir ein. Ich fragte, ob er in Pillon gewesen wäre. Er schüttelte den Kopf, und flüsterte mir zu: „wenn alles gut geht, so seh' ich es noch oft genug; und geht es anders, dann

hab' ich es schon zu viel gesehen." Ich brachte den lezten Wein, den ich noch hatte, und sie tranken darin auch deine Gesundheit, Klara. Du Plessis gieng einen Augenblik zu meinem Oheim. Dann war er ein halbes Stündchen mit mir allein im Klostergarten. Wir vergossen Beide Thränen. Ich befragte ihn auf sein Gewissen über seine Hoffnungen. „So, so!" antwortete er; „ich fürchte, man hat zu sehr auf die Linientruppen gerechnet! Hoffnungen, Freund, sind das Glük des menschlichen Herzens; aber bei wichtigen Dingen sollte man thun, als ob es keine in der Welt gäbe. Sie machen verwegen, und dann, wenn sie unerfüllt bleiben, mißtrauisch. Ich kenne Dümouriez nicht; aber man sollte doch auf Einen Menschen nie alle seine Hoffnungen sezen." Dann sprachen wir von dir, liebe Klara. Er schloß mich herzlich in seine Arme, und sagte mit Innigkeit: „wenn mein Schikksal mich auch weiter nichts gelehrt hätte, so habe ich doch gelernt, daß Freundschaft mehr ist, mehr thut und giebt, als Politik. Ich ehre eure Liebe; denn Klara war vielleicht die Einzige in Koblenz, die das allgemeine Unglük unsres Standes mit Gleichgültigkeit ertrug. Selbst die Thränen, die sie um dich weinte, waren ihr süsser, als uns die süssesten Hoffnungen. „Wenn" — sezte er gerührt hinzu — „wenn mein Schikksal mit mir versöhnt ist, dann, Klairant, soll dein und meiner Schwester Glük meine erste Handlung seyn."

Du kannst leicht denken, Klara, wie mich das rührte.

Er gieng mit mir auf mein Zimmer. Als er deine Möblen bemerkte, lächelte er mir zu, und sagte: „jezt weiß ich, was dich so an Chatillon fesselt.“ Ich sah ihn ungern von mir Abschied nehmen; ja, ich habe ihn schon einmal im Lager aufgesucht, so wenig es mir auch unter den Menschen gefällt, die mit Entzüken von dem Verderben ihres Vaterlandes reden. Man belagert Verdun; und auch das wird übergehen, meint dein Bruder. Ich hatte eine sehr ernsthafte Unterredung mit ihm, die denn freilich, wie alle Unterredungen der Art, uns erhizte, ohne etwas zu helfen. Ob ich ihn gleich mit dem Geiste der Nation bekannt gemacht habe, so nährt er doch noch immer seine Hoffnungen; er will sie nicht aufgeben, und erbittert sich gegen den Freund, der ihn gern von dem Abgrunde wegreissen möchte, dem er so nahe ist.

Dieser Feldzug kostet dir und deinen Eltern? fragte ich — „Viel, sehr viel!“ antwortete er. — O, Plessis! ihr solltet nicht die lezten Trümmer eures Glükes an unmögliche Hoffnungen verschwenden. Wie? wenn nun dieser Feldzug mißlänge — und du selbst läugnest doch die Möglichkeit nicht — wie . . .? — „Dann,“ sagte er bitter und spottend, „dann sezen wir unsere Hoffnung auf dich.“ — O, rief ich,

und schlug gerührt die Hände zusammen — o, bei Gott, diese Hoffnung würde euch nicht betriegen! Plessis, Plessis, ich würde mein Leben mit dir theilen. — „So weit," erwiederte er kalt und fremd — „so weit sind wir noch nicht!"

Sieh, Klara, so ist es, so ist es selbst mit deinem Bruder! Er verstand mich nicht; er verwarf das Herz, das ihm entgegen kam, mit allem Stolze seines Ranges. Auch in seinem Herzen liegt dieser Stolz verborgen, vielleicht ihm selbst unbewußt. Die leichteste Berührung macht ihn lebendig. Und wie? frag' ich nun — wie, wenn wir ihm alle unsre Hoffnungen anvertrauet hätten, und sein Stolz auch dann erwachte? Nein, Klara, wir dürfen nichts hoffen, als von uns selbst Und sag mir nur, wie hast du es angefangen, mich so zu lieben? so! Denn welch ein Unterschied zwischen deinem Bruder und dir! Er sagt, wenn ich bei ihm bin, zu jedem: dies ist der Freund meiner Jugend. Aber in dem Tone der Worte, in seinem Blike dabei, liegt, ich weiß nicht was. „Sieh, das thu' ich für dich!" höre und lese ich darin. Ich soll empfinden, wie groß er handelt, daß er mich erkennt. Wie ganz anders, Klara, wenn du mich hier in einer Gesellschaft erblicktest, würdest du ausrufen: mein Klairant! mein Geliebter! Es kostete dir Ueberwindung, das nicht zu sa-

gen. Nein, Klara, dein Bruder verſteht mich nicht, wie das ja meiſtens bei den Menſchen der Fall iſt.

---

Verdün iſt eingenommen, und die Armee über die Maas gegangen. Ich habe deinem Bruder Lebewohl geſagt. Er hofft, noch länger in dieſer Gegend zu bleiben; denn das Corps, bei dem er ſteht, ſoll, glaubt er, den Paß bei Biesme beobachten. Die Hauptarmee wird über Bar le Düc vorrüken. Meinen Oheim habe ich, ſo krank er auch iſt, nach Pillon bringen laſſen, wo auch ich mich jezt aufhalte. Man hatte die Kirche der Abtei zu einem Heumagazine gemacht. Durch Unvorſichtigkeit entſtand Feuer, und die Kirche brannte ab. Die Abtei iſt zwar gerettet; aber meinem Oheim kann der Schreken das Leben koſten. Es waren Heſſiſche und Oeſtreichiſche Truppen, die hier lagen. Ich bin ruhig, Klara, ſo viele Mühe es mir auch koſtet. Iſt Ihnen etwas begegnet? fragte mich ein Offizier, als ich meinen Oheim von der Abtei herunter tragen ließ. Eine Kleinigkeit, antwortete ich lächelnd: die Feuersbrunſt wird einem alten guten Manne wahrſcheinlich das Leben koſten! Der Offizier war ſo gefällig, mir einen Wagen anzubieten, daß ich meinen Oheim darin transportiren könnte. Nun wohne ich hier in Pillon.

Auch deine arme Madame Drouet iſt in groſſer Gefahr geweſen; indeß iſt ſie glüklich gerettet.

Eines Morgens ganz früh kommen Husaren nach St. Michel, um ihren Mann abzuholen. Er ist nicht da. Man will es nicht glauben, und droht. Madame Drouet hält sich und ihre Töchter für verloren. Sie verläßt ganz ohne Besinnung das Zimmer, und stürzt sich in den Brunnen auf ihrem Hofe. Man hat sie gerettet, und es soll sich wieder mit ihr bessern. — Ach, die im Kriege unvermeidlichen Grausamkeiten machen ihn zu einem entsezlichen Ungeheuer. Wehe dem Menschen, der diese Grausamkeiten noch durch ein hartes Wort vermehren kann! Und nun dieser Krieg, den nicht Ehr-, nicht Eroberungssucht, den die Rachbegierde führt! Oft lege ich mitten in einem Geschäfte die Hand an die Stirn, und frage mich selbst, ob ich wache, ob ich unter Menschen bin. Die jüngste Tochter der Madame Drouet war hier. Wenn sie den Unfall ihrer Mutter erzählte, wurde sie noch jedesmal bleich, wie ein Todter. „Und mein Vater war wahrhaftig nicht im Hause!“ so schwor sie mit eben so vielem Eifer, als ob sie noch von den Husaren umringt wäre. — Ich höre das an, lächle, als ob es mich nicht angienge, und antworte keine Sylbe; aber meine Brust ist voll Schmerz, so voll, daß sie zerspringen möchte. Was sind doch alle menschlichen Hoffnungen!

---

Die Armee steht in Grandpré. Alle Dörfer sind beinahe leer, wenigstens die über der Maas.

Die Wälder sind voll bewaffneter Landleute. Man hofft nur auf etwas Entscheidendes, um von allen Seiten loszubrechen.

Ich habe du Plessis einige Lebensmittel gebracht, woran es ganz fehlt. Einige Flaschen Wein waren ihm am willkommensten. Er begleitete mich nach Romagne, wo ich wegen des abscheulichen Wetters und Weges bleiben mußte. Ich bat ihn, mit nach Pillon zu gehen; er schlug es ab. So zieht jeden sein Schikſal! — Da stehen sie, Dumouriez und die feindlichen Armeen, an den Felsen und an den Bergen von Grandpré, wie feindliche Geister. Sie verlangen den Sieg, um Frankreich verderben zu können. Wer wird ihn davon tragen? — Ich danke dem Himmel, daß ich nicht mehr in Chatillon bin. Auch meine Mutter ist wieder hierher geflohen; mein Vater läßt nichts von sich hören. Es gehen unzählige Wagen durch Chatillon zur Armee. Alles flieht nach Clermont in die Wälder. — Ist es doch, als wollte der Himmel Frankreich mit einer Wasserfluth verderben, ehe die höllische Rotte in Paris, oder der Feind es thut.

---

Dumouriez ist geschlagen, Grandpré genommen. Ich habe einen Zettel von deinem Bruder, und einen Brief an deinen Vater. Er nennt Dumouriez einen Verräther, und verwünscht sein

Daſein. Ich habe ihm Lebensmittel geſchikt. Er iſt geſund, ſchreibt er mir. Ein halbes Wunder; denn zwei Drittel der Armee ſind krank: ſo höre ich von Bauern, die entflohen waren und zurükgekommen ſind. Dümouriezs Armee verſtärkt ſich mit jeder Stunde. Er zieht ſich gegen Chalons. Einige ſagen auch: er marſchire nach Flandern, um dort einen Einfall zu thun. Alles iſt beſtürzt über das Vorrüken der Feinde. Auch Thionville, Lille und Landau ſollen genommen ſeyn. Eine Nachricht widerſpricht der andern. — Alles verwünſcht die Emigrirten. Das Mitleiden mit ihrem Schikſale, das ſich hin und wieder zu regen anfieng, verwandelt ſich in glühenden Haß. O, Klara, oft iſt es mir, als ſähe ich den Allmächtigen, wie er die Welt in Trümmer ſchlägt. Mein armes Vaterland! Ach, Klara, ſoll ich gelaſſen zuſehen, wie der Feind — Entſezlich!

Ich gehe umher wie ein Blödſinniger; ich lächle, wenn ich von der Uebergabe unſerer erſten Feſtungen höre, wie ein Raſender. Ach, es iſt mein Vaterland! Und da leſ' ich nun den Zettel deines Bruders. Auch er klagt über ſein unglükliches Schikſal. Sind wir denn Alle unglüklich? oder iſt in der entſezlichen Zerrüttung aller Dinge die Erfüllung heiſſer Wünſche kein Glük mehr? —

Ich ſchließe unter dem Donner der Kanonen, der mit dem Geplätſcher des ſchreklichen Regens

und mit meinen Empfindungen eine so entsezliche Harmonie macht, daß ich — daß ich —

Leb' wohl, Klara! Weine über den Fall deines Vaterlandes! — Mitten in meinem Schmerze fühle ich dennoch, wie sehr ich dich liebe! Klara, warum leben wir Beide zu einer Zeit, da ich, auch an deinem Herzen, ganz dein, ganz glüklich, dennoch seufzen müßte! Ach, daß ich meine Arme mitten unter den Trümmern meines Vaterlandes nach dir ausstreken muß! Leb wohl!

## XXXII.

### Klairant an Klaren.

Klara, unser Schiksal ist entschieden. Man hat den König in ein Gefängniß geworfen und seinen Tod beschlossen. Die Tugend ist im Kerker, die Vaterlandsliebe gilt für ein Verbrechen. Das Glük, das sonst die Rachbegierde mildert und selbst die rasendste Wuth besänftigt, hat sie noch stärker entflammt, und treibt die Abscheulichen in Paris zu Gräueln, welche die Menschheit empören.

Die feindliche Armee zieht sich, von Noth entkräftet, auf allen Seiten zurük. Die Kanonade bei Valmy hat entschieden, und Verdun ist schon wieder in den Händen der wilden Republikaner.

Seit drei Tagen steht die Armee der Deutschen in unserem Walde längs der Chaussee. Der unaufhörliche Regen hat das ganze Feld zu einem See gemacht, in welchem die Wagen und die Kanonen, mit ihren elenden Pferden, fast schwimmen. Die armen Menschen sind ohne Zelte, ohne Lebensmittel, dem Zorne des Himmels ausgesezt, der noch immer mit Regengüssen das unglükliche Land überschwemmt, welches bald ein Schauplaz der Zerstörung, und wahrscheinlich des blutigsten Bürgerkrieges seyn wird. O, Klara, du solltest jezt die Menschen sehen, die mit so grossen Hoffnungen einem sichern Siege entgegen zu gehen glaubten! An meinem innigen Mitleiden fühle ich, daß ich dennoch mehr Mensch, als Franzose bin.

Auch deinen Bruder habe ich gesehen, Klara. Ach, möge ich es nie wieder erleben, einen Menschen in meine Arme zu drüken, der alles, alles, auch die fernste Hoffnung, auch den Muth zur Hoffnung, verloren hat! Ich liebe ihn; und er ist Klarans Bruder. — Nun bin ich doch wohl so elend, als ein Mensch nur werden kann. Mein Vater erschossen, mein Oheim am Rande des Grabes, meine Mutter von den wiederholten Schreken krank, um mich her zehn Hospitäler, in denen Tausende hülflos jammern, und dort in Paris eine Rotte, die sich verschworen hat, ihr Glük zum Sturze meines Vaterlandes zu

nüzen. O, soll mich noch mehr Unglük treffen, so gebe mein Schikſal es mir in dieſer Minute! Bei meinem Schmerze könnte ich die Noth der ganzen Erde tragen, ohne ſie ſtärker zu fühlen.

Sieh, Klara, und wenn ich nun die Hände aufhebe — der Himmel bleibt meinen Bitten verſchloſſen. So verſchwinden alle Hoffnungen; ſo reißt Ein Faden des Glükes nach dem andern! Es iſt, als wollte der Himmel alle meine Gedanken, Wünſche und Begierden nur auf dich richten; als ſollte alles Andre für mich aufhören, damit du mir Alles ſeyſt. Was du für mein Herz ſchon biſt, das ſollſt du allen Kräften meiner Seele werden: mein Alles, meine Welt. Wohl denn, Klara! Mehr als ſonſt, kann ich dich nicht lieben; aber jezt will ich dich einzig lieben. Nur du ſollſt für mich da ſeyn. Kalt und ruhig wollte ich jezt zuſehen, wie der Tod jedes Leben um mich her vernichtete, wenn er nur dich verſchonte. Mein Mitleiden hat aufgehört, ſeitdem ich alles um mich her elend ſehe. Der Kampf iſt zu Ende, und der Sieg hat mein Vaterland zertreten.

---

Alles um mich her iſt ruhig, Klara; ruhig — wie das Grab, wie eine ſchrekliche Einöde. Nur die Seufzer meines Oheims, die Klagen meiner Mütter, unterbrechen die gräßliche Stille. Ich erwarte nichts mehr, Klara, als noch einen Brief von dir, und den lezten Seufzer meines

sterbenden Wohlthäters. Wenn ich dann um ihn geweint, und ihn begraben habe, fliehe ich mit allem, was mein ist, zu dir, und will in deinen Armen vergessen, daß ich ein Mensch bin. In die tiefste Einsamkeit will ich mit dir flüchten. Der Raum, den wir bewohnen, soll mein Vaterland seyn, du sein Schuzgeist, dein Lächeln seine Ruhe, deine Freude sein Glük. Klara, ich will mein vergangenes Leben wie einen Traum vergessen, und mir einbilden, der Seufzer unsrer Liebe sei mein einziges Geschäft, mein einziger Gedanke gewesen. Schreib mir Klara, wo du bist. Unser Schiksal ist entschieden. Wir wollen noch glüklich leben, Troz der Rotte, die deinen Stand, und Troz deinem Stande, der unsere Liebe ächtete. Irgend ein Weg wird deinen Brief zu mir führen; und weißt du keinen andern, so schike ihn in einem Couvert an das Postamt in Basel, wohin auch dieser gehen soll. Ach, Klara, wann werde ich endlich nicht mehr von Seufzern der Sterbenden umringt seyn, und die Seufzer der Liebe wieder hören! Wann werde ich aus dem Abgrunde des Elendes erlöst werden, und bei dir des einzigen Glükes genieſsen, das den Menschen bestimmt ward! Du sollst darüber entscheiden. Ich erwarte deine Briefe mit der Ungeduld eines Verzweifelnden.

---

Das war der lezte Brief, den Klara von Klairant erhielt. Er kam gerade zu der Zeit, als in

Koblenz die beiden unglüklichen Nachrichten eintrafen, daß der Feldzug an der Maas gänzlich mißlungen, und daß Cüstine von Landau her in Deutschland eingefallen sei. Das Elend aller ausgewanderten Französischen Familien wurde nun unbeschreiblich groß. Alle ihre Hoffnungen waren verschwunden, und sie sahen einer völligen Hülflosigkeit entgegen. Klärens Mutter litt, bei ihrer ohnedies schon schwankenden Gesundheit, durch diese Schrekensnachrichten noch stärker, als die übrigen. Ihr Sohn war mit nach Flandern gegangen, und schrieb seinem Vater: es gehe ihm recht gut; er könne seine Bedürfnisse bestreiten. Um dies glaublich zu machen, erdichtete er glükliche Umstände; in der That aber war er noch hülfloser als seine Eltern. Seine heitren Briefe trösteten die Familie; es war ihre Freude, daß doch einer von ihnen ohne Mängel lebte.

Klara schrieb an Klairant mit jeder Gelegenheit, die sie finden konnte. In mehr als Einem Briefe sagte sie: so lange meine Eltern in diesem Elende sind, wird mich auch deine Stimme nicht aus ihren Armen loken." Sie bat ihn, noch Geduld zu haben, bis ihr Schikfal eine bessere Wendung bekäme. Aber sie erhielt keine Antwort, weil die Briefe verloren giengen.

Um diese Zeit schien Cüstine von Mainz aus Koblenz zu bedrohen. Alle ausgewanderten Familien eilten aus der Stadt, welche sich durch sie

bereichert hatte, und jezt ihrem Feinde flehende Deputirten entgegen schikte. Viele verließen Koblenz, in das sie mit mehreren glänzenden Wagen eingezogen waren, jezt, im Herbste, zu Fuß, ohne zu wissen, wohin sie gehen sollten, und ohne die Sitten, die Sprache des Landes, worin sie nun leben mußten, zu kennen.

Der Vicomte kam schweigend nach Hause, sah mit finstren Bliken auf seine schwache Gattin, und erklärte endlich mit unterdrüktem Schmerze, daß Koblenz ihm und seiner Familie nicht länger Sicherheit gewähre. Die Vicomtesse blikte ängstlich gen Himmel, und seufzte; Klara küßte ihr die Hand, und weinte. „Morgen müssen wir reisen!“ sagte der Vicomte. Er hatte noch etwas auf dem Herzen, und gieng, mit sich selbst kämpfend, im Zimmer auf und ab. Endlich reichte er seiner Gattin die Hand, und sagte: „liebe Frau, unser Elend ist groß — noch größer, als du denkst!“

„O, mein Sohn!“ „O, mein Bruder! riefen Mutter und Tochter zugleich, und sanken laut schreiend einander in die Arme. — „Er lebt!“ sagte der Vicomte. Nun sahen Beide ihm ins Gesicht, und erwarteten ängstlich, was für ein Unglük er ihnen anzukündigen hätte. „Unser Vermögen ist hin,“ hob er zögernd an; „wir werden Mühe haben, uns zu ernähren. Es geht mir durch die Seele; aber — wir müssen

unsre Domestiken entlassen.“ Klaren stiegen Thränen in die Augen. Sie weinte nicht über den Verlust ihrer Bequemlichkeit; nein, über Lucien, die sie liebte, und noch mehr, die nun unglüklich werden sollte. Ihr Vater suchte sie zu trösten, und bat sie, den beiden noch übrigen Domestiken ihre Entlassung anzukündigen.

Der Bediente nahm, was ihm gehörte, und gieng. Lucie aber weinte schon, als sie nur Klarens Thränen sah; und als sie den Auftrag ihres Fräuleins gehört hatte, blieb sie fest dabei, diese Trennung sei unmöglich. Sie schwor, Klaren nie zu verlassen, lief dann zu dem Vicomte, und sezte ihn in nicht geringe Verlegenheit durch ihre Erklärung, daß sie bei seiner Tochter bleiben wollte. Klara sagte endlich: mein Vater kann dich nicht länger ernähren. Der Vicomte stampfte vor Verdruß auf den Boden. Lucie sagte gerührt: ich verlange ja keinen Lohn. Von dem, was ich mir im Dienst erspart habe, kann ich eine Zeitlang leben; und dann — dann habe ich Arme, mit denen ich Sie, mein theures Fräulein, wohl gegen den Hunger schüzen will. Das nahm der Vicomte beinahe übel; Klara aber schloß das Mädchen zärtlich in ihre Arme, und sagte: ja, Lucie, du sollst bei mir bleiben, und wir wollen um die Wette arbeiten. An Großmuth kann ich es dir nicht gleichthun; aber an Liebe, meine gute Lucie, an Liebe gewiß. Der Vicomte konnte seine Tochter nicht tadeln; aber er fühlte

sich doch durch diese Scene erniedrigt, und verließ das Zimmer.

Am Abend wollte Lucie Klaren ausziehen, und sezte ihren Willen durch, so viel sich diese auch sträubte. Sie entkleidete ihr Fräulein mit ganz ungezwungener Ehrerbietung, wie immer. Nun aber bestand Klara darauf, Lucien auszuziehen, und diese mußte es sich gefallen lassen.

Am folgenden Morgen reiste die Familie ab, den Rhein hinunter, nach Westphalen zu. Auf der ersten Poststation näherte sich ein junger Mensch dem Vicomte beim Aussteigen, und bat ihn um Lucien, die er für seine Braut erklärte. Lucie gestand mit Erröthen, sie habe ihm ihr Herz und ihr Wort gegeben. „Allein die Liebe zu meinem Fräulein . . . .," sagte sie zögernd; — „mein Bräutigam ist ja noch jung, und ich auch. Wir können Beide noch warten." Klara gieng mit Lucien auf die Seite, und fragte: liebst du den jungen Menschen? — „Ja!" — Zärtlich? — „Ja!" — Nun, so mußt du mit ihm gehen. Wie? sagte sie mit gefaltenen Händen: ich sollte einen Augenblik dein Glük verzögern? — Lucie, auch ich liebe. Ach, ich weiß, was Zögern ist.

Lucie gehorchte, zumal da Klara ihr noch überdies sagte: als Frau (der Bräutigam war nehmlich wohlhabend) kannst du mir nüzlicher seyn.

„Ach, ich weiß wohl," erwiederte Lucie, „daß Sie meine Dienste nicht annehmen werden." —

Gewiß, Lucie, das werd' ich. — „Nun, so beweisen Sie es. Hier ist das Geld, das ich mir erspart habe. Nehmen Sie.“ Klara lächelte und küßte das gute Mädchen. Warum nicht, Lucie? Gieb! Und zur Belohnung bestelle diesen Brief. Er ist an meinen Geliebten, einen Bauer, Namens Klairant. Du findest die Adresse auf dem Briefe. — Klara nahm mit einer Umarmung von Lucien Abschied, und diese kehrte nun mit ihrem Geliebten nach Koblenz zurük.

Das seltsame Mädchen! sagte der Vicomte. Ich wünschte, daß ich ihre Anhänglichkeit an uns belohnen könnte. — „Das hab' ich gethan, mein Vater!“ — Womit? — „Ich habe diese Börse von ihr angenommen.“ — Der Vicomte fuhr auf: abscheulich! Das nennst du belohnen? He! wen schik' ich ihr nach? Ein Dienstmädchen! und soll mir eine Wohlthat erweisen? Das nennst du eine Belohnung? — „Für das Herz dieses Mädchens ist es ganz gewiß eine. Und ich gäbe diese Börse um vieles nicht weg. O; mein Vater, glauben Sie denn, daß nun in Frankreich kein Herz mehr menschlich fühlen wird, weil der Adel aufgehört hat?“ Der Vicomte befahl Klaren unwillig, zu schweigen.

Eine Schwachheit der Mutter nöthigte die Familie, schon an diesem Tage in einem kleinen Städtchen liegen zu bleiben. Von hier aus schrieb Klara noch einigemal an Klairant die wehmüthig-

sten und die liebevollsten Briefe; aber sie erhielt keine Antwort. Endlich schrieb sie an die Rosiere, und legte einen Brief für Klairant ein. Sie bekam von dieser einen Brief, worin es hieß: Klairant sei gesund und munter; er würde schon längst geantwortet haben, wenn er nach dem Tode seiner Mutter nicht eine unglaubliche Menge Geschäfte bekommen hätte.

Das war wieder eine gutherzige, wohlgemeinte Unwahrheit von der Rosiere. Der arme Klairant hoffte schon lange mit immer steigender Ungeduld auf einen Brief von Klaren. Seine Mutter war gestorben, und er verkaufte nun alles, was er hatte, unter dem Vorwande, in ein anderes Departement zu ziehen. Nun hielt er sich bereit, mit seinem Gelde, und mit dem Nachlasse seines Oheims, sobald dieser todt wäre und ein Brief von Klaren ihn riefe, nach Deutschland abzureisen. Seit dem Ende des August hatte er keine Zeile von seiner Geliebten bekommen, und auch seine Briefe an sie giengen verloren, weil sie, bei der damaligen großen Unordnung der Posten am Rhein, höchst seltsame Wege nehmen mußten. Endlich konnte er seine Unruhe nicht länger ertragen. Er stekte eine Summe in Golde zu sich, nahm auf einige Tage von seinem Oheim Abschied, gieng durch Wälder und unwegsame Gegenden bis an die Gränze, und kam glüklich nach Trier. Von da eilte er nach Koblenz. Hier erfuhr er, daß die Familie

du Plessis nicht mehr in dieser Stadt sei; aber niemand wußte, wohin sie gegangen war. Er hinterließ bei dem ehemaligen Wirthe des Vicomte einen Brief an Klarens Bruder, den er dringend bat, ihm so bald als möglich von dem Aufenthalte der Familie Nachricht zu geben. Diesen Brief bekam du Plessis, obgleich erst spät; indeß antwortete er eben so wenig darauf, als er Klaren etwas von dem Empfange desselben merken ließ.

Gerade zu der Zeit, als Klairant in Deutschland war, bekam die Rosiere Klarens Brief. Was sollte sie thun? Die arme Klara jammerte in ihrem Briefe an sie über Klairant, und bat sie, ihm zu sagen: er möchte schreiben, wenn er nicht bald hören wollte, daß seine Klara vor Gram gestorben sei. Nun war Klairant gar fort, und die Rosiere konnte weiter nichts von ihm erfahren, als daß er nach Paris gereist wäre, und dort Erlaubniß, sich in einem andern Departement anzukaufen, nachsuchen wollte. Durfte sie das der trostlosen Klara schreiben? Sie gab also vor, was wir wissen, und zwar in der Hoffnung, daß Klairant entweder zurükkommen, oder von seinem neuen Wohnorte aus schreiben würde. Klairant kam wirklich zurük. Die Rosiere erschrak nicht wenig, weil sie unterdessen Klarens Brief an ihn verloren hatte. Sie schwieg nun gänzlich; und Klairant konnte

nicht schreiben, weil er nicht wußte, wo Klara sich aufhielt.

Klara bekam die Antwort der Rosiere. „Gesund? munter? kann nicht schreiben wegen vieler Geschäfte?“ Sie wurde bleich und starr, als sie den Brief las. „Es ist nicht möglich!“ rief sie, und sah ihn aufs neue durch. Da stand in dürren Worten: er ist gesund, munter, und so weiter. Nun faltete sie die Hände über dem Briefe, der in ihrem Schooße lag, lehnte den Kopf hinten über, heftete die großen Augen an die Deke des kalten Kämmerchens, worin sie saß, und dachte nach, bis ihre Gedanken sich verwirrten und ihr Nachsinnen in eine dumpfe Gefühllosigkeit übergieng, die sich endlich in einen Strom von Thränen auflöste. Sie nahm die Feder, und schrieb — o, man hätte mit ihren Klagen dem wildesten Herzen Thränen abpressen können; aber sie zerriß den Brief wieder, weil sie aufs neue rief: „es ist nicht möglich!“ Mit jedem Posttage hoffte sie ungeduldiger; und mit jedem fieng sie stärker an zu fürchten, es wäre dennoch wohl möglich, daß Klairant ihre treue Liebe mit dem abscheulichsten Undanke belohnte.

Sie schrieb wohl zwanzig Briefe, und ließ nicht Einen abgehen. Diesen fand sie beim Durchlesen zu bitter: denn es war doch nicht möglich; jenen zu demüthig: denn sie konnte

doch nicht um seine Liebe betteln! — Schon nach einigen Wochen, in denen sie noch immer keinen Brief erhielt, war ihre Verzweiflung ein stiller Gram geworden, der ihr ganzes Herz zernagte. Klairants Undankbarkeit that eine seltsame Wirkung auf die arme Klara; sie glaubte mit ihrem Gram der Spott ihres Vaters zu werden, und verbarg ihn daher. Nun wurde sie kalt, untheilnehmend. In ihrer Seele entstand ein gewisser Menschenhaß, der sich aber durch weiter nichts äusserte, als durch ihre Kälte. Sie zeigte keine Erbitterung; vielmehr that sie, was sie zu thun hatte, noch zärtlicher als sonst, und mit immer gleicher Gefälligkeit. Nur in den einsamen Stunden der Nacht weinte sie dem Undankbaren Thränen des schmerzlichsten Andenkens und des zerstörendsten Grames.

Auf einmal kam Touai wieder und brachte Briefe von du Plessis, den er ganz von ungefähr in Holland getroffen hatte. Du Plessis wollte ihm dort gern entkommen; Touai umarmte ihn aber, hielt ihn fest, und drängte sich an ihn, obgleich mit vieler Schonung. Man sprach vom Kriege, von Koblenz, von alten Begebenheiten. Touai erkundigte sich nach dem Vicomte, und dann, hoch erröthend, nach Klaren. Mit Zittern fragte er, ob sie verheirathet sei. Sein Auge funkelte vor Freude, als ihr Bruder ihm „Nein“ antwortete, und er schloß freudig den jungen Mann in seine Arme. Beide

sahen einander wieder, und das Gespräch kam von neuem auf Klaren. Touai fragte, ob sie noch in Verbindung mit dem jungen Menschen stehe, dessen Briefe er gelesen habe. Du Plessis, den sein Elend niederdrükte, vergaß seinen Freund, dachte nur an seine Eltern, und sagte: ich glaube, die Verbindung ist aufgehoben. Nun bat Touai um du Plessis Beistand, entdekte ihm, daß er Klaren noch immer mit heisser Leidenschaft liebe, und bot ihm sein Vermögen an. Du Plessis sagte: „wenn Klara Ihnen ihre Hand giebt, Touai, dann will ich mit Vergnügen Ihr Schuldner werden. Jezt aber . . . Reisen Sie. Ich wünsche Ihnen Glük, und hoffe, bald Nachrichten von Ihnen zu hören.“

Nun kam Touai zu dem Vicomte, und ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein. Klara trat in das Zimmer. Touai gieng ihr entgegen und küßte ihre Hand. Sie erblaßte zitternd. Er wünschte vergebens mit ihr allein zu seyn; der Vicomte gieng nicht weg. Nun wünschte er, wenigstens eine Anspielung auf seine alte Neigung zu hören, um dann weiter sprechen zu können; doch eben so vergebens. Der Vicomte behandelte ihn gerade wie einen Fremden, den man ein Paarmal gesehen hat. Er war zu stolz, um nur den leisesten Verdacht zu veranlassen, als wünsche er noch jezt eine Verbindung seiner Tochter mit einem reichen Manne. Klara gieng

nach einigen Minuten wieder weg. Touai, der gern wissen wollte, wie er mit ihrem Vater daran sei, gestand ihm offenherzig die Absicht seiner Reise.

„Meine Lage, Herr Baron," sagte der Vicomte, „ist jezt so, daß ich überall auf Bedenklichkeiten stosse, die ich sonst nirgends sah. Ich wünschte ehedem die Verbindung meiner Tochter mit Ihnen. Damals war ich, wenigstens in der Hoffnung, noch sehr reich, jezt bin ich ein Bettler. Ich weiß nun nicht, ob ich diese Verbindung noch wünschen darf. Unterstüzen, mein Herr, kann ich Sie jezt nicht, so viele Ehre Ihre Bewerbung meiner Familie auch macht. Meine Tochter ist frei."

Touai verbeugte sich, und fragte: darf ich Ihre Tochter allein sehen? — Darüber gerieth der Vicomte in Verlegenheit, weil er nur ein einziges Zimmer hatte. Er stand auf, und gieng weg. Nach einigen Augenbliken kam Klara, zitternd wie eine Verbrecherin. Bei diesem Anblike versprach Touai sich nichts Gutes. Er sagte ängstlich: die Versicherung Ihres Bruders, meine edle Freundin, daß Ihre ehemalige Verbindung aufgehoben sei, führt mich aufs neue zu Ihnen.— Klara sah ihn mit starren Augen an. Nun war ihr Klairants Untreue gewiß; selbst ihr Bruder wußte sie schon: wie konnte sie jezt noch zweifeln? Touai wartete auf ihre Antwort. Klara

stand, mit Entsezen in den Bliken, mit kalten Wangen, da, hob beide Hände auf, und rief: „es ist abscheulich! Ach, mein Herz hatte Recht! Nun ist es möglich, daß ein Kind seine Mutter mit kaltem Blute ermordet! O Gott! o Gott!“ — Sie ließ die Arme fallen, schien vergessen zu haben, daß jemand bei ihr war, und sank, mit großen Thränen in den Augen, auf einen Stuhl.

Touai sezte sich neben sie, nahm ihre Hand, und fragte: ist es wahr, daß Ihre Verbindung abgebrochen ist? — „O, nur allzu wahr!“ rief Klara mit zerrissenem Herzen. Touai machte ihr jezt seinen Antrag. Sie sah ihn an, und schwieg, weil in diesem Augenblike tausend Gedanken vor ihrer Seele schwebten. „Eine Verbindung mit Touai rächt mich an dem Unwürdigen, und rettet meine Eltern von Mangel:“ diese beiden Vorstellungen zeigten sich ihr in tausend verschiedenen Bildern. Doch eine ganz leise Stimme, deren Laut ihr Herz wie ein Pfeil durchdrang, sprach noch immer zu Klairants Vortheil. Es war ihr, als ob der Geliebte im Innern ihres Herzens seufzte: ich bin nicht untreu. Sie sah den Baron noch immer starr ins Gesicht, ohne zu antworten. Er lächelte über dies sonderbare Anschauen, und sie lächelte mit. Darf ich, fragte er, dieses Lächeln für eine Vorbedeutung meines Glükes halten? Sie schwieg. Er drükte ihre Hand, und sie erwachte aus ihrem Traume. Nun fragte

er noch einmal: wollen Sie mich glüklich machen? In Klarens Seele erhob sich ein neuer Kampf, der sich wieder, gleich dem ersten, mit Abscheu vor jeder neuen Verbindung endigte. „Nein," sagte sie, und zog ihre Hand zurük; „es ist unerhört, es ist abscheulich! Herr Baron, wurde ich betrogen, so bin ich es für mein ganzes Leben; so ist mein Zutrauen hin, meine Liebe todt, mein Wohlwollen vernichtet. „O" — rief sie mit lauter Stimme, mit allen Zeichen des Abscheues — „so bin ich um alle meine Tugenden betrogen! Aber ich will betrogen seyn, ohne zu betriegen! ein Denkmal der unmenschlichsten Undankbarkeit, und zugleich ein Beispiel der unerschütterlichsten Treue. Herr Baron, mein Vater hat mir gesagt, was sie von mir wünschen. Es ist unmöglich. Müßte ich aufhören, ihn zu lieben — o, welcher Mann könnte dann je von mir fordern, daß ich ihn lieben sollte? Nein, ich werde nicht aufhören ihn zu lieben; aber hassen sollte ich jeden andern Mann, um mich zu rächen!" — Sie versank nun in einen stillen, verschlossenen Kummer, und Eine Thräne nach der andern rollte über ihre Wangen. Tonai fieng noch einige male an zu reden; sie hörte ihn aber nicht, und saß noch so da, als ihr Vater wieder in das Zimmer trat.

Der Baron sagte nachher dem Vicomte, er habe noch einige Hoffnung, Klarens Hand zu erhalten. Aber nach einigen Besuchen, bei denen

ihr Vater ihm Gelegenheit gab, mit ihr allein zu seyn, überzeugte er sich aus ihren Aeusserungen und ihrem Betragen, daß sie ihre Liebe zu Klairant unmöglich besiegen könnte. Herr Vicomte, sagte er eines Abends unter vier Augen, ich danke Ihnen, daß Sie die Güte hatten, mir Hoffnung auf den Besiz Ihrer schönen Tochter zu erlauben; jezt aber gebe ich diese Hoffnung freiwillig auf. Sie liebt; und diese Liebe ist die Quelle ihres Lebens, ihres Daseyns. So viel ich gemerkt habe, Herr Vicomte, ist jezt ein Mißverständniß zwischen den beiden Liebenden. Wenn Ihnen das Leben Ihrer Tochter . . . — Der Vicomte unterbrach ihn, bitter lächelnd: „wissen Sie denn, daß der Mensch ein Bauer ist?“ — Das weiß ich. — „Meinen Sie vielleicht, weil ich jezt ein Bettler bin, daß ein Bauer . . .“ — Herr Vicomte, sagte Touai betreten, ich wollte Sie nicht beleidigen; allein ich glaube, Ihre Tochter ist in Gefahr, ein Opfer einer unüberwindlichen, und doch auch sehr natürlichen, Leidenschaft zu werden. — Der Vicomte lachte bitter. „Natürlich? Sie halten es also für natürlich, daß eine du Plessis einen Bauer liebt? Ich nicht, mein Herr. Und darum seh' ich diese Leidenschaft für eine Posse an, die das falsche Mitleiden einer schwachen Mutter, empfindsamer Kammerjungfern, und nun wieder auch das Ihrige, Herr Baron, dem Mädchen als eine Tugend vorstellt. Ich weiß, was einer

du Pleſſis natürlich iſt!“ — Poſſe, Herr Vicomte, oder nicht! Wenigſtens können Sie darüber Ihre Tochter verlieren. — „Die Krankheit dauert nun ſchon Jahre lang, Herr Baron. Und Gefahr, oder nicht Gefahr — davon kann nie die Rede ſeyn, wenn es darauf ankommt, was ich meiner Ehre ſchuldig bin.“ — Die Ehre beurtheilt Jeder aus ſeinem eigenen Geſichtspunkte, alſo auch Sie, Herr Vicomte; aber ob die Ehre Sie am Sarge Ihrer Tochter tröſten wird: das, dünkt mich, iſt die Hauptfrage. Beſonders jezt, Herr Vicomte, da Ihr Rang von Ihrer Nation nicht anerkannt wird, das Glük einer Tochter dieſem . . . — „Herr Baron, es iſt grauſam, eines Unglüklichen zu ſpotten, und ihm das Lezte zu verkümmern, was das Schikſal ihm gelaſſen hat: ſeine Ehre!“ — ‘Nein, Herr Vicomte, das Schikſal hat Ihnen mehr gelaſſen: zwei Kinder, deren Wohl Sie über jeden Verluſt tröſten könnte, und die Sie alſo glüklich machen ſollten, um ſelbſt glüklich zu ſeyn. Und dann, Herr Vicomte, — ich bitte Sie, auch von mir ein Wort ſagen zu dürfen — dann hat der Himmel Ihnen einen Freund gelaſſen, der Sie anbeten würde, wenn Sie ihm erlaubten, das Elendeſte, was er hat, ſein Vermögen, mit Ihnen zu theilen, da das Schikſal es ihm verbietet, Sie Vater zu nennen. — Der Vicomte ſprang heftig auf. „Kein Wort mehr davon, Herr Baron. Ich bin noch nicht arm

genug, mich beschimpfen zu lassen. Nur Eins verspreche ich Ihnen," sezte er bitter hinzu: „wenn ich Almosen suche, sollen Sie der Erste seyn, bei dem ich anfange, dies schändliche Handwerk zu treiben."

Touai verbeugte sich, und gieng. Er machte noch einige feine Versuche, den Vicomte mit Geld zu unterstüzen; da sie aber mißlangen, so trug er einem Bekannten in dem Städtchen auf, ihm von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Zustande der Familie zu geben, und reis'te ab.

Der Vicomte befürchtete in der That schon Mangel. Seine meisten Kostbarkeiten waren verschwunden; und eine kleine Summe Geld, die er noch hatte, reichte, nach seiner Rechnung, kaum auf einige Monate zum Unterhalte seiner Familie hin. Indeß, so groß sein Kummer auch war, so ließ er sich dennoch mit Klarens Grame nicht vergleichen. Sie glaubte von Klairant verlassen zu seyn, und machte sich die bittersten Vorwürfe über den Mangel ihrer Eltern, die sie hatte retten können. Nun aber kam endlich der unglüklichste Tag — Doch wir wollen nicht erzählen, was Klara selbst an ihren Geliebten schreibt.

## XXXIII.

### Klara an Klairant.

Mit schwacher Hand, Klairant, — Klairant, den ich noch immer liebe! — nehme ich die Feder, Nein, ich will nicht um deine Liebe bitten; — ach, es wäre doch zu spät: der Gram hat die besten Fäden meines Lebens schon zernagt —; ich will dir nur, ehe ich sterbe, Lebewohl sagen. Meine Eltern sind unglüklich geworden, und deine treue, deine ehemals geliebte Klara auch. Wir flohen von Koblenz, wie ich dir geschrieben habe. Es war mein größtes Elend, daß ich keine Antwort von dir bekam; aber, ach, noch größer wurde es, als die Rosiere mir schrieb, du hättest so viele Geschäfte, daß dir keine Zeit zu einem Briefe an mich übrig bliebe.

Endlich, als Touai mir sagte, du habest deine Treue gebrochen — Klairant, da zerbrach mein Leben mit deiner Treue, mit meinem Herzen, mit meiner lezten einzigen Hoffnung, ach, mit meiner ganzen Seele. Das Andre, was nun noch kommen sollte, vielleicht noch kommt — ach, Klairant! wenn ich es überlege, so sind es doch nur Kleinigkeiten, die ich mit Thränen bezahlt haben würde.

Touai reiste ab, und wir wurden mit jedem Tage ärmer. Mein Vater mußte zulezt eine

Börse mit Geld angreifen, die meine Lucie mir gegeben hatte. Ich arbeitete heimlich, so viel ich konnte. Viel war es nicht; aber es freuete mich dennoch. Da kam endlich der unglükliche Tag — Ach, Klairant, ich hätte keine Thränen mehr, es wäre kein Ort in meiner Seele, wo ich noch Schmerzen fühlen könnte; und doch! —

Wir Drei saſſen eines Tages einander gegenüber, und seufzten. Ich strikte, und dachte an dich — ach! wie es möglich gewesen wäre, daß du deiner Klara hätteſt untreu werden können. Da pochte es an unser Stübchen, und ein Bursche brachte meinem Vater ein Billet. Er las, wurde ängſtlich, und gieng hinaus. Wir hörten einen lauten Schrei. Meine Mutter eilte ihm nach, und ich folgte ihr. Da stand — ach, Klairant! es muß doch eine Ewigkeit geben, in der du mich wieder lieben wirſt, und in der meine Mutter ihre Kinder glüklich sieht! — da stand mein Bruder, in einem zerrissenen Röke, ohne Strümpfe, ohne Hut, bleich, gelb, mit hohlen Augen, blauen Lippen, zitternd vor Frost, mit niedergeschlagenen Bliken. Meine Mutter war zu Boden gesunken. Ich fiel neben ihr nieder zur Erde, und verbarg mein Gesicht in ihren Schooß. Ach! herzlicher hat noch niemand um Leben gebetet, als ich jezt um den Tod.

Mein Vater weinte laut. Sein Schluchzen, das ich noch nie gehört hatte, zerschnitt meine

Seele. Wäre Tonai da gewesen — ich hätte ihn auf den Knieen um seine Hand gebeten. Ach, ich sprang auf, stürzte vor meinem Vater nieder, umfaßte seine Kniee, und jammerte laut, um nur sein Weinen nicht mehr zu hören!

---

Klairant, du sollst Mitleiden mit Klären haben, wenn du auch meine Liebe gänzlich vergessen hast. Ich will weiter erzählen. Meine Mutter lag am Boden; mein Bruder — ach, die schrekliche Gestalt! frierend, entsezlich zitternd, daß man das Klappernd der Zähne hörte! — er stand auf einer Stelle da, ohne das Auge zu erheben. Ich schleppte mich auf den Knieen zu ihm, und jammerte: „armer Bruder!“. Da besann er sich, und sagte in langen Absäzen: „ich wollte euch — noch einmal — sehen — ehe ich sterbe!“ Jezt sah er unsere Mutter. Er sank an ihrer Seite auf die Kniee, küßte ihre Hand, und fragte mich: „wann ist sie gestorben?“ Klairant, das alles war so schrekklich, daß ich es nicht länger ertragen konnte. Ich sprang in das Zimmer, fiel da vor einem Krucifixe nieder, und rief: o erbarme dich, und nimm mir meinen Verstand!“ Als ich so da lag, war es mir, als ob ich die Besinnung verlöre. Nun brachten sie meine Mutter in das Zimmer, und auf ihr Bett. Mein Vater befahl mir, dem Bruder Wäsche und Kleidung von ihm zu geben; ich hörte aber nichts, und er gab sie ihm selbst.

Meine Mutter kam wieder zu sich, als mein Bruder schon angekleidet war. Er und mein Vater lächelten, um sie zu täuschen. Ich mußte fortgehen; denn ich würde jezt nicht haben lächeln können, und wenn mir auch jemand gesagt hätte, daß du mich noch liebtest.

Nun erzählte mein Bruder sein Schikſal. Ach, Klairant! wir hatten dagegen gar nichts gelitten; und meine Mutter durfte davon nichts erfahren, weil ſie gewiß auf der Stelle geſtorben wäre. Nun ſaſſen wir da und überlegten, wie es werden ſollte. Ach, Klairant, unſer Elend iſt unbeſchreiblich groß. Lucie hat mir ſchon öfters Geld geſchikt. Wir wären verhungert, wenn wir nicht ein Paarmal etwas von unbekannter Hand bekommen hätten. Mein Vater nahm es, ſo viel Ueberwindung es ihm auch koſtete.

Ach, ſogar das lezte Andenken von dir habe ich aufopfern müſſen. Ich benezte den Ring erſt lange mit heißen Thränen, ehe ich ihn hingab, um meiner Mutter einen Wagen zu verſchaffen, daß ſie nicht zu gehen brauchte. Wir haben wieder eine kleine Summe Geld bekommen, ich glaube von meiner Lucie in Koblenz. Das Geld war in ein Papier gewikelt, auf dem einige Worte ſtehen; ich wollte ſchwören, daß ihre wohlthätige Hand dieſe Worte geſchrieben hat. Davon wurde mein Bruder ausgeſtattet, und er iſt nun am Rhein bei Condē. Als er gieng,

Klairant, erzählte er mir von dir, mit Thränen in den Augen: wie du ihm, als er fast eben so elend gekleidet gewesen ist — wie du ihm dein einziges Paar Schuhe gegeben, deine Wäsche mit ihm getheilt, ihm Geld aufgedrungen, und an seinem Halse geweint, gejammert hast. Klairant, an dieser zärtlichen Empfindung, an diesem schönen Mitleiden, erkannte ich dich.

Da rede ich mit dir, Klairant, als ob, als ob — o Gott! ich kann es nicht ausschreiben! Klairant, wie oft hat mein Herz dich vertheidigt! wie oft dich unschuldig genannt! Und doch — dein Schweigen — Mein Bruder selbst will nicht mit der Sprache heraus. Zuweilen fürchte ich, daß du sehr unglüklich bist, und daß man es mir verbirgt, damit ich dich lieber für untreu halten soll. Nein, sei mir lieber untreu, als — unglüklich? ach nein, nein, Klairant!

Da will ich meine lange Verzweiflung noch einmal mit einem süßen Wahne besänftigen! Wie es auch sei — bist du unschuldig, Klairant, so mußt du unglüklicher seyn als ich; und bist du mir untreu, so — Dieser Brief soll dich an nichts erinnern, nicht an deine Schwüre, nicht einmal an das Elend, in welches Klara versunken ist.

Ich habe schon oft an dich geschrieben. Während des Schreibens fühle ich mich zuweilen ruhig; denn wenn meine Hand den Namen „Klai-

rant" mahlt, so täuscht sich meine Seele oft mit dem Traume voriger Zeiten. Ich habe die Briefe wieder zerrissen, und auch dieser hat vielleicht dasselbe Schikſal. Bist du unschuldig, so würde er dich sehr unglüklich machen; und bist du es nicht — — O Klairant, Klairant, ich habe dich zu lieb, um die Schuld auf dein Herz zu laden, daß du meinen Brief mit einer spottenden Miene läsest. Sieh, so schreib' ich, um mich zu täuschen, zu trösten, und zerreisse die Briefe wieder, um dich nicht unglüklicher zu machen.

Ich will dir nur Lebewohl sagen, Klairant. Wir gehen von hier nach Heidelberg; und wohin dann weiter, wissen wir noch nicht. Ich size hier in Weinheim, in einem elenden Stübchen, und schreibe. Sieh, wie ich an dich erinnert wurde. Hier gerade am Wirthshause über einen Bach hinüber, und an demselben hin, führt ein Weg in den Odenwald: nach der Beschreibung des Wirths, die rauheste, unbesuchteste, wildeste Gegend in ganz Deutschland. Ich gieng ein halbes Stündchen in das Gebirge hinauf. Der Weg führte ununterbrochen auf Fels, immer längs dem Bache, in den diken Wald. Endlich sezte ich mich ermüdet auf einen Stein. Die ganze Gegend um mich her war todt; überall sah ich mich von Felsen und Gebirgen eingeschlossen. O, sagte ich, könnte ich durch unergründliche Schlünde um mich her die ganze Welt von mir absondern! könnte ich allein . . . — Bei

dem Worte „allein“ brachte mein schwaches Herz mir dein Bild vor die Augen. Ich verlor mich in jene süßen Träume, die ehemals mein Glük waren, und deren Wirklichkeit ich mit so vieler Gewißheit hoffte. Ach, noch heute machten sie mich glüklich, Klairant; denn was wäre der Liebe nicht möglich zu glauben! „Er ist unschuldig!“ sagte mein Herz; „er hatte Geschäfte; seine Briefe giengen verloren; er suchte dich; er hat deine Briefe nicht bekommen!“ Ich vergoß Freudenthränen über mein Gefühl, worin der Schmerz doch Einmal nicht die Hauptempfindung war.

Jezt, da ich zu Hause bin, ist es wieder verschwunden; ich bin wieder die verlassene Unglükliche, die getäuschte Liebende. O, ich möchte auch diesen Brief zerreissen!

---

Nein, Klairant! du sollst ihn haben. Er enthält meinen Abschied von dir, mein Lebewohl auf immer. Auf immer? Nein, es kommt eine Zeit, wo das Unglük endet, wo das wankelmüthige Herz treu ist, und das gebrochene verzeihen lernt. Ja, ich wünschte, die ganze Welt hätte mich beleidigt, damit ich die Freude hätte, ihr verzeihen zu können. Daß ich dir, Klairant, dir, mein Elend zu verzeihen habe, nur das thut mir weh. Ach, wenn man so bleich ist, so matt, so sanft wie ich, dann ist Verzeihen

nicht schwer. Der Tod besänftigt alle Leidenschaften, nur die Liebe nicht; denn die fühlt mein Herz dann am meisten, wenn es brechen will. So lebe denn wohl, Klairant! Ich gebe diesem Briefe meinen Segen, meinen Abschiedskuß mit. Von nun an sollst du nichts wieder von mir hören; doch mein lezter Seufzer wird noch deinen Nahmen nennen.

Der hiesige Postmeister hat meinen Thränen versprochen, diesen Brief auf jeden Fall in deine Hände zu schaffen. „Glauben Sie mir," sagte ich ihm mit weinenden Augen, als ich ihn fragte, ob er meinen Wunsch erfüllen könnte — „glauben Sie mir, an diesem Briefe hängt mein Leben, die lezte ruhige Minute eines Menschen." Er schwor mir, ihn in deine Hände zu bringen. Also, Klairant, lebe wohl! Sieh, jezt falte ich meine Hände, und bete.

---

Mein Klairant, lebe wohl! Gott segne dich!

---

Der Postmeister in Weinheim hielt Klarens Thränen Wort, und dieser Brief kam richtig nach Pillon. Klairant war bis dahin in unbeschreiblicher Unruhe gewesen, weil er nicht eine Zeile von Klaren bekam, ob er gleich mehreremal an den Hauswirth des Vicomte in Koblenz geschrieben hatte. Jezt trug er selbst seine Briefe heimlich nach Trier, und nahm auch immer einen Theil seines baaren Geldes mit, um es dort niederzu-

legen. Aus Koblenz wurde ihm endlich geschrieben: man wüßte nicht, wo die Familie du Pleſſis wäre. Seine Unruhe ſtieg mit jedem Tage, und zulezt fieng er ſogar an, Klaren der Untreue zu beſchuldigen. In ſtummen Gram, doch bisweilen auch mit Bitterkeit, ſaß er an dem Bette ſeines Oheims, der mit jedem Tage ſchwächer wurde. Schon längſt wäre er nach Deutſchland geflohen, wenn nicht die Pflicht gegen ſeinen Wohlthäter ihn gehalten hätte.

Endlich wurde ihm Klarens Brief gebracht. So wie er ihre Handſchrift erkannte, ſchlug ſeine Bruſt hoch, und ſeine Augen füllten ſich mit ahnenden Thränen. Gleich die erſten Zeilen ſchmetterten ihn nieder. Eine Menge von verworrenen Gedanken, Entſchlüſſen und Gefühlen beſtürmten ihn; ſeine Seele flog ſchon längſt den Weg zu Klaren, als ſein Körper noch ohne Bewegung da ſtand. Er wußte nicht, was er thun ſollte; ſein einziger Gedanke war, daß er zu Klaren müßte. Ganz mechaniſch gieng er in das Zimmer ſeines Oheims. Der alte Mann hatte kaum einen Blik auf ihn geworfen, ſo fragte er: „Klairant, was iſt dir? Haſt du endlich Briefe von Klaren? Was macht ſie? wie geht es meinem alten Freunde, dem Vicomte?“

Klairant reichte ſeinem Oheim den Brief. Dieſer ſagte lächelnd: „lies mir vor, mein Sohn!“ Klairant las ſchluchzend, unterbrach ſich wohl hundertmal mit heftigen Ausrufungen, nannte

sich einen Elenden, einen Unmenschen, kniete im Zimmer nieder, und bat den Himmel, Klarens Leben nur so lange zu erhalten, bis er in ihren Armen sterben könne, um sie zu überzeugen, daß er nichts als sie geliebt habe.

Der Prior rief ihn endlich an sein Bett, und sagte bewegt: „gieb mir einen Kuß, mein Sohn!“ Klairant beugte sich über den Greis hin, und drükte seinen Mund auf dessen blasse Lippen. „Nun reise,“ sagte der Prior; „reise mit Gott! Ich kann allein sterben, und es ist möglich, daß du Klaren noch rettest!“ Kaum hatte Klairant diese Worte gehört, so rief er mit Heftigkeit: ja, retten! Klaren retten! — Sein Oheim strekte die Arme nach ihm aus, und sagte: „Klairant, leb wohl! wir sehen uns nicht wieder!“ Klairant lächelte schmerzlich, sank in des Greises Arme, riß sich dann los, und eilte nach Chatillon. Hier grub er im Garten das Vermögen seines Oheims aus, und so, mit Gold beladen, war er schon am folgenden Morgen über der Gränze. In Trier nahm er den Rest seines Eigenthums zu sich, und adressirte es nach Heidelberg, an sich selbst. Dann gieng er den kürzeren Weg über den Hundsrük nach Mannheim zu. Die Leidenschaft gab seinem Körper übermässige Kräfte; er lief mehr, als er gieng, und hatte in kurzer Zeit einen weiten Weg zurükgelegt. Man hätte ihn für wahnsinnig halten können: so starrten seine Augen vorwärts. Er

dankte nicht, wenn er gegrüßt wurde, und sah die Vorübergehenden nicht. Endlich war, unweit Lautern, seine Kraft erschöpft. An der Hütte eines Wildhüters *), mitten im Walde, nahe bei der alten verfallenen Burg Hohenek, sank er nieder. Er suchte vergebens sich aufzurichten, und rief mit ängstlichen Tone: Klara! Klara! meine Geliebte!

Auf dies Geschrei kam der Wildhüter aus der Hütte hervor, und sah den Wanderer einige Augenblike an. „Mich durstet!“ sagte Klairant; und der Mann brachte ihm einen Trunk Wasser. Er trank, und fühlte erst jezt die Erschöpfung aller seiner Kräfte. Mit Hülfe des Wildhüters kam er in die Hütte, sank auf ein Strohlager nieder, und war schon nach einigen Minuten in festem Schlafe. Als er erwachte, klagte er über Schmerzen in den Füßen. Der alte wusch sie ihm, und erzählte dabei, wer er wäre, und wie die Franzosen die Fenster seiner Hütte, sein ganzes Hausgeräth zerschlagen, und ihn selbst gemißhandelt hätten, weil er ihnen keine Lebensmittel habe schaffen können. „Wo sollt' ich sie hernehmen?“ sagte er. „Ich wohne hier im Walde, ganz von allen Menschen abgelegen. Was ich brauche, muß ich mir in den benachbarten Dörfern einkaufen.“ Klairant gab, um den Unfug seiner Landsleute wieder gut zu ma-

*) Garde de gibier.

chen, dem Manne zwei Laubthaler. Nun wurde dieser noch gesprächiger, und erzählte seine Familiengeschichte, den Tod seiner Frau. — Ich hatte sie, fuhr er fort, sehr lieb; und darum wohne ich hier gern, abgesondert von allen Menschen. Hier kann man recht nach Lust traurig seyn.

„Abgesondert von allen Menschen!“ wiederholte Klairant. „Hier sollte ich wohnen!“ — Von Herzen gern! sagte der Alte. Ich bin den Tag über selten zu Hause, und des Nachts kann ich in dem Kämmerchen hinten schlafen; so hat Herr das ganze Häuschen für sich. — Sehr natürlich fiel Klairant auf die ehemaligen Vorstellungen, mit Klaren von allen Menschen entfernt zu leben. Er besah die Hütte, und versprach, dem Alten bald Nachricht zu bringen, ob er hier wohnen wolle, oder nicht. „Find' ich meine Frau,“ sagte er, „dann komme ich zurük, und lebe mit ihm bis an seinen Tod.“ Er gieng nach Lautern, und von da durch die schönen Thäler in die Rheinebenen auf Mannheim zu. Hier nahm er Postpferde nach Weinheim. Der Postmeister besann sich vergebens auf „das schönste Mädchen der Welt“ (wie Klairant seine Geliebte nannte), „das ihn weinend einen Brief zu besorgen gebeten habe.“ Aber im Wirthshause am Ende des Ortes erinnerte sich die junge Frau der unglüklichen Klara desto genauer. Sie erzählte Klairant eine ganze Stunde von dem schönen, blassen,

sanften Mädchen. So wie sie gehört hätte, sagte sie, wäre die Familie nach Heidelberg gereist, um dort einige Zeit zu bleiben. Der alte Herr wollte auf Nachrichten von seinem Bruder in England warten. Die Frau nannte auch das Wirthshaus, das sie der Familie, als das wohlfeilste in Heidelberg, empfohlen hätte. Klairant mußte die Nacht in Weinheim bleiben, und ließ sich auf ein Zimmer führen. Hier in diesem Bette, sagte die Wirthin, hat das arme Mädchen, von dem Sie reden, gelegen; geschlafen wohl nicht, sondern geweint: sie hatte noch am folgenden Morgen Thränen in den Augen. — Auch Klairant konnte nicht eine Minute schlafen; auch er benezte das Kopfküssen mit heissen Thränen. Noch ehe die Sonne aufgegangen war, fuhr er den schönen Weg nach Heidelberg. Aber vergebens schlugen die Nachtigallen in den Gebüschen, mit denen die Berge gekränzt sind; vergebens schütteten die Fruchtbäume an der Chaussee, unter denen er hin fuhr, ihre Blüthen auf ihn herab. Er hörte, er sah nichts, starrte nur vorwärts nach Heidelberg hin, und fragte nach jeder Minute: „sehen wir es bald?“ — Da liegt es! rief der Postillon endlich. Klairant stand in der Chaise auf, und hieng mit starren Blikken an dem alten Schlosse des Kurfürsten von der Pfalz. Nun bog der Wagen um den Berg, und er sah den Nekar, jenseits die Stadt. „O, um Gottes willen!“ rief er, als man ihn auf

der Brüke wegen des Zolles aufhalten wollte. Er warf ein Stük Geld aus dem Wagen, um nur geschwind weiter zu kommen. — Da! da! sagte der Postillion, und zeigte mit seiner Peitsche auf die Statüe des Kurfürsten, die auf der Brüke steht. — „Wo? wo?“ rief Klairant, und wäre beinahe aus dem Wagen gesprungen, weil er glaubte, daß Klara käme. Als der Wagen endlich hielt, bezahlte er, fragte nach dem Gasthause, wo der Vicomte logiren sollte, und eilte dahin. Er stürzte ganz athemlos in das Haus, und konnte erst nach einigen Minuten sprechen. Der Vicomte und seine Familie wohnten noch da; aber sie waren nicht zu Hause. — „Wo sind sie?“ — Spazieren gegangen, auf den Wolfsbrunnen. — „Wie komme ich dahin?“ — An dem Nekar hinauf, die Strasse links, dann gerade fort. — Er eilte sogleich den bezeichneten Weg.

Oben aus Heidelberg, am linken Ufer des Nekar, geht ein Weg am Gebirge hin zum Wolfsbrunnen. Dann wendet er sich rechts in das Gebirge, läuft in verschlungenen Thälern, in Gebüsch, um Berge hin, aufwärts, und führt endlich zu dem lieblichsten aller Thäler in ganz Deutschland. Man steigt unmerklich in die Höhe, geht eine Hütte vorüber, kommt an einige Terrassen, zu denen steinerne Stufen führen, und endlich auf die lezte Terrasse, wo die Quelle, welche der Wolfsbrunnen genannt wird, aus ei-

nem Felsen hervorsprudelt. Die Seite ist mit einer Mauer eingefaßt, und aus ihr sind drei Linden hervorgewachsen, die über den freien gepflasterten Plaz herüberhangen. In der Mitte steht eine ungeheure Linde, mit weit umher verbreiteten Zweigen. Das Laubdach dieser vier Linden ist so dicht, daß kein Sonnenstrahl sich durchstehlen kann, und giebt eine so angenehme, so erfrischende Kühle, daß niemand dieses heimliche vertraute Plätzchen betritt, ohne entzükt zu werden. Noch lieblicher wird der Plaz durch einige ausgemauerte Bassins, in welche die Quelle ihr Krystall-Wasser gießt, und worin Hunderte von Forellen spielen. Die ältesten Dichter haben diese Quelle und die schattenreiche Linde besungen, und das Volk weiß davon sehr liebliche Mährchen zu erzählen.

Zu diesem Thale eilte Klairant. Er gieng den Weg längs dem Flusse; und ein Mädchen, das ihm begegnete, zeigte ihm den Fußpfad, welcher zu der Quelle führt. Als er durch das Gebüsch höher hinaufkam, suchte sein Auge umher, und fand nichts. Er lief zu einer Hütte, und die darin befindliche Frau zeigte aufwärts. Nun eilte er die Stufen hinan, und sah am Bassin — Klaren, die ein Stükchen Milchbrod, ihr Frühstük, mit den Forellen theilte. Sie hörte Jemanden die Stufen heraufstürzen, sah sich um, und rief mit einer zerschmetternden Stimme, mit ausgebreiteten Armen: „Klai-

rant!“ — „Klara!“ rief er, eilte auf sie zu, und warf sich sprachlos, schluchzend, vor ihr nieder. Sie sank schweigend in seinen Armen immer tiefer, und endlich ihm gegenüber auf die Kniee. Es rollten Thränen aus ihren erloschenen Augen die blassen Wangen herunter. Sie hatte ihn mit beiden Armen umfaßt, und sah ihn an, lächelnd, traurig, entzükt, verzweiflungsvoll. Alle Leidenschaften jagten einander auf ihrem Gesichte. „Klairant,“ flisterte sie; „bist du endlich da?“ In ihrem Tone war ein halber Vorwurf, den aber ihr sanftes Lächeln wieder zurüknahm.

Jezt näherte sich der Vicomte langsam, mit bittrem Unmuth in den Mienen, mit tief niedergezogenen Augenbraunen. Im ersten Aufwallen wollte er Klairant für seine Verwegenheit bestrafen; aber sein Unglük hatte ihm den Muth, wenn auch nicht den Stolz auf seinen Rang, genommen. Er sah einige Augenblike den Liebenden schweigend zu; dann gieng er auf Klairant los, und zwang sich, seinen Unwillen zu verbergen. Sieh da, Klairant, sagte er mit zweideutiger Stimme: — wie treffen wir uns hier? Klairant war ganz in das Anschauen der Thränen, die über Klarens blasse Wangen herabflossen, verloren, und hörte den Vicomte nicht. Klara! sagte er von Zeit zu Zeit, mit der zärtlichsten, rührendsten Stimme. Aber der stolze Vicomte blieb ungerührt. Er faßte Klairant

bei der Schulter, schüttelte ihn heftig, und wiederholte seine Frage. Jezt wendete Klairant sich um, erblikte den Vicomte, sprang auf, zog auch Klaren in die Höhe, und stellte sich vor sie. Er sagte, auf seine Geliebte zeigend, zwar mit gemäßigter Stimme, aber doch fest: „dahin hat es Ihre Grausamkeit gebracht! Aber von jezt an, bei dem ewigen Gott! ist sie mein.“ Er umfaßte Klaren mit dem einen Arm, und hielt den andern, halb drohend, dem Vicomte entgegen. „Wagen Sie es nicht, Hand an das Mädchen zu legen; Sie hätten es sonst mit mir zu thun, mit der entschiedensten Verzweiflung! Mein Leben ist mir nichts werth, gar nichts, nicht das Sandkorn, das mein Fuß tritt. Hier, wo unmenschliche Gesezе für Sie sprechen, hier, oder vor den Augen aller Fürsten, überall, schlag' ich meinen Arm um diesen leidenden Engel, den Ihr barbarischer Stolz hingerichtet hat; und wehe dem, der es wagen wollte, mich von ihr weg zu reissen! Sie ist mein! Klara, du bist mein!“ — Dieser feste, entschlossene Ton brachte den Vicomte aus aller Fassung.

Klara lehnte jezt ihren Kopf sanft auf Klairants Schulter, und sagte: „o Gott, Klairant! du liebst mich noch? du bist mir treu gewesen?“ — Er lächelte; hast du wirklich daran gezweifelt?... Sieh, Klara, grausame Menschen haben unsere Briefe aufgefangen, weil sie uns trennen wollten. Deinen lezten Brief bekam ich endlich. Nun

bin ich hier, dich zu retten, oder mit dir zu sterben.

Jezt näherte sich Klarens Mutter mit sanft benezten Augen. Sie nahm die Hand des Vicomte, und sagte bittend: theurer Mann, laß doch Einen von uns glüklich werden! — Er riß seine Hand los, und gieng den Plaz auf und ab. Klara eilte ihm nach, warf sich vor ihm nieder, und bat ihn rührend um seine Einwilligung. Ihre Mutter faßte zum zweitenmale seine Hand; er riß sich aber wieder los, und rief: nimmermehr sollt ihr mich dahin bringen, in meine Schande zu willigen. Steh auf, Thörin! du knieest vergebens! — Jezt sprang Klairant hinzu, hob Klaren auf, und sagte stolz: „kniee vor Gott, der dir dein Herz gab, und mir den Muth, dich zu besizen. Klara, bist du mein? Hier stehen wir: dort dein Vater, hier ich. Wähle! Bist du mein? — Klara warf sich in die Arme des Geliebten. Der Vicomte sprang hinzu. Klairant trat ihm entgegen, und sagte: „Jezt, Herr Vicomte, ist sie mein! Klara, sag deiner Mutter Lebewohl!“ Klara sank weinend vor ihr nieder. Die Mutter drükte sie an ihr Herz, und sagte leise: geh, mein Kind. Mit dir verliere ich meine lezte Freude; aber geh, und sei glüklich in den Armen eines Mannes, der dich liebt!

Thörichter Mensch, sagte der Vicomte, laut und bitter lachend: wohin willst du gehen? Je-

des Geſez nimmt meine Rechte in Schuz; und ich ſchwöre dir, du Elender, daß ich alles Mögliche thun werde, dich ganz unglüklich zu machen. Ewiges Gefängniß ſoll die Strafe deiner Unverſchämtheit werden! — „Herr Vicomte, zuerſt wäre es noch die Frage, ob die Geſeze nicht eine Liebe beſchüzen würden, welche Jeder billigt, nur Sie nicht, eine Liebe, die Ihre Tochter aus dem Abgrunde des Elendes und der Armuth rettet. Aber, Herr Vicomte, thun Sie, was Sie wollen! Klaren laſſe ich nicht anders als todt aus meinen Armen. Soll ſie geopfert werden, ſo will ich ſie opfern. Hören Sie, Herr Vicomte, was ich zu thun entſchloſſen bin. Ich gehe mit Klaren, und vertheidige ſie, ſo lange mein Arm noch Kraft hat; kann ich es nicht länger, ſo ſoll ein Stoß in ihre Bruſt ihr Leben und ihr Elend endigen. Mich ſchleppe man dann auf das Blutgerüſt. Ich werde um weiter nichts bitten, als daß Sie auf Ihre ermordete Tochter, und dann auf mich, wenn ich in Ketten ſize, einen Blik werfen müſſen. Das ſoll Ihre Strafe ſeyn! . . . Haben Sie mich verſtanden?“ Der Vicomte gieng in einem heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt umher. Klairant warf ſich vor Klarens Mutter nieder, küßte weinend ihre Hand, ſprang dann auf, und faßte Klaren an, um mit ihr wegzugehen. Klara ſtrekte die Hände bittend nach dem Vicomte aus, und rief mit Schluchzen: o, mein Vater!

Mein Fluch begleitet dich, du Elende! rief der Vicomte. — Und mein Segen, liebe Tochter! rief jezt die Mutter in Leidenschaft. Geht, und seid glüklich! Geht meine Kinder! mein Sohn, Klairant! meine Tochter, Klara! geht! — „So bin ich gesegnet, und endlich glüklich!“ sagte Klairant, umfaßte seine Geliebte, die noch immer weinend da stand, und führte sie die Stufen hinunter, aus dem Thale. Sie gieng stumm, weinend, und mit zögernden Schritten neben ihm her. In dem Schatten eines Baumes blieb er stehen, und sagte: Klara, bereuest du es, mir gefolgt zu seyn? . . . Ich will nicht auf Kosten deiner Ruhe glüklich werden. „Klairant,“ erwiederte sie: „bereuen? Stürze dich da in den Fluß; ich springe ohne Zögern dir nach, und finde den Himmel in den Wellen. Aber, ach! mein Vater arm, hülflos; meine Mutter . . . Beide dem bittersten Mangel ausgesezt. Klairant! und in diesen Umständen soll ich sie verlassen! Das thut mir weh!“ — Klairant schloß sie in seine Arme. Klara, wenn das dein Kummer ist, so trokne dein Auge. Ich habe Geld genug, deine Eltern lange vor Noth zu schüzen.

„Nun, so komm, mein Klairant! so komm! Laß uns eilen!“ Sie hängte sich in seinen Arm, gieng längs dem Flusse hin, und war nun bald in Heidelberg. Er führte sie in ein Gasthaus am Ende der Stadt, und gieng dann nach der Post, sein Geld zu holen. Die Hälfte, eine sehr be-

trächtliche Summe, siegelte er ein, legte sie Klaren auf den Schooß, und sagte: für deine Eltern. Jezt überlegte man, wie das Geld in ihre Hände zu schaffen wäre. Klara kam auf den Einfall, es ihrer Mutter selbst zu bringen, um dabei vielleicht etwas von den Absichten ihres Vaters zu erfahren. Klairant kaufte ihr die Kleidung einer Magd, damit sie unerkannt bliebe. So schlich sie Abends an seinem Arme, mit dem schweren Paket Geld in der Schürze, um das Haus her, worin ihre Eltern wohnten. Endlich bemerkte sie die Tochter vom Hause, und sprach einige Worte mit ihr. Nach einigen Minuten giengen Klara und Klairant in das Haus auf ein Hinterstübchen, und fanden da ihre Mutter.

Sie blieben eine Stunde in süsser Rührung mit ihr beisammen. Dann gab Klara ihrer Mutter das Geld. — Klairant, sagte diese weinend: ihr behaltet doch für euch? O, mein Sohn, laß Klaren nicht Noth leiden! — Klairant beruhigte sie über ihre Sorge, und sagte ihr, daß er mit Klaren fürs erste bei Lautern in einer abgelegenen Hütte wohnen wollte, bis die Umstände sich änderten. Dann nahmen alle Drei mit Thränen der Liebe und Wehmuth von einander Abschied. „Schreib mir nicht, mein Kind," sagte die Mutter noch zulezt: „denn ich fürchte . . . Aber fragt ihr zuweilen auf der Post in Lautern nach. Ich weede euch Nachricht geben, wie es uns geht."

Meine Schwester! sagte Klairant im Gasthofe, und Klara erröthete. Man gab ihr ein besonderes Stübchen. Am folgenden Morgen packte sie ihre Wäsche ein, welche die Mutter noch am späten Abend geschikt hatte. Sie zeigte sich ihrem Klairant in einem niedlichen Anzuge, halb Bäuerin, halb Städterin. Klairant faßte sie entzükt in seine Arme, und küßte ihre Lippen, die schon jezt wieder anfiengen zu blühen. Nun wollten Beide fort; aber es kam ein Billet, worin Klarens Mutter den Wunsch äusserte, ihre Kinder noch einmal in der Kirche zu sehen. Sie eilten dahin. Nach der Messe führte die Mutter sie in das Haus des Geistlichen, und gab diesem ihre Erlaubniß zur Trauung schriftlich. Er segnete die beiden Liebenden ein, und sie umarmten dann einander und die gütige Mutter mit gerührter Freude. „Nun geht," sagte die Mutter; „geht, meine Kinder. Was ich nicht zu erleben hoffte, hab' ich erlebt; ich bin bei deiner Trauung zugegen gewesen."

Klairant gieng an der Seite seiner jungen Gattin, mit Augen, aus denen der Himmel strahlte, durch die Stadt, und dann bald, unter zärtlichem Geschwäz und Liebkosungen, nach Mannheim, wo der freundliche Maimorgen den Glüklichen in den Armen seiner hold verschämten jungen Gattin erwachen sah. Jezt waren alle ihre Wünsche, alle geheimen Hoffnungen ihrer Her-

gen, die sie kaum zu denken gewagt hatten, so schön, so gänzlich erfüllt.

Nun giengen sie endlich ihrer Einsamkeit, ihrem von allen Menschen abgesonderten Leben, das sie sich in so vielen Stunden als das schönste auf Erden gedacht hatten, entgegen. Welch eine Reise! Sie sezten sich oft unter blühenden Bäumen, in denen Nachtigallen schlugen. Da saßen sie neben einander mit lächelnden Blikken, Hand in Hand, und Auge in Auge. Sie sahen nur sich, niemanden von denen, die vorübergiengen.

Endlich erreichten sie Lautern. Hier ließ Klairant seine Klara bleiben, und gieng zu seinem Wildhüter, der sich herzlich freuete, ihn wiederzusehen. Er traf mit einigem Gelde in aller Geschwindigkeit die nothwendigsten Einrichtungen, und schon am folgenden Tage führte er seine Geliebte in die neue Wohnung, die ihr ein Tempel des Glükes schien.

Klara bereitete noch diesen Abend eine kleine Mahlzeit, und Beide waren glüklich wie fröhliche Kinder. Mit der süssesten Freude, die nur das befriedigte Herz geben kann, warfen sie sich auf ihr kleines Lager. Sie schlummerten — süsser hat nie ein Glüklicher geschlummert — bis der Gesang der Vögel von den nahen Bäumen sie wekte. Dann giengen sie wieder Hand in Hand, heiterer und schöner als der

Frühlingsmorgen, der sie umstrahlte, wie zwei selige Wesen in dem Gefühl ihrer Unschuld und ihres Glükes, eben so glüklich, so unschuldig, wie die ersten Menschen, aber noch zärtlicher, unter dem Laubdache der Bäume umher. Endlich riß Klara sich aus Klairants Armen, trug einen kleinen Tisch aus der Hütte hervor, und sezte das einfache Frühstük auf. Klairant half ihr, betrachtete sie dann mit liebe- und freudetrunknen Bliken, wie sie kam und gieng, noch etwas zu holen, drükte sie an sein Herz, und konnte keine Worte finden, ihr zu sagen, wie glüklich er sich fühlte.

Nach dem Frühstük trug Klara den Tisch wieder hinein. Beide giengen dann auf das kleine Stükchen Gartenland, das an die Hütte stieß, und gruben ein wenig an einem Bette, das sie mit Erbsen bepflanzen wollten. Klara sann nach, ob sie nichts wüßte, das noch zu ihrer glüklichen Haushaltung gehörte. Nachmittags zündete sie Feuer an, sezte Wasser bei, streifte ihre Aermel bis an die Schultern auf, und wusch ein Paar Tücher für ihren Klairant. Er stand neben ihr, und betrachtete die weissen schönen Arme seiner Klara mit Bliken — mit fröhlicheren kann der geliebteste König seine Huldigung nicht sehen. Er störte sie, Troz ihrem Verbieten, jede Minute, und seine Lippen waren noch geschäftiger, als ihre schönen Arme. So brachten sie den

ganzen Tag damit zu, immer neue kleine Arbeiten zu erfinden, die ihnen, weil sie jede mit einander theilten, neue Quellen des Vergnügens, neue Feste der Liebe, wurden. Einen glüklichern Tag können nie zwei Menschen gehabt haben, als heute Klairant und seine Geliebte. Schon lange schlief ihr alter Wirth: da saßen sie noch, horchten auf den Gesang der Nachtigall, und sahen einander die Strahlen der hellsten Sterne in den Augen funkeln; nur die kältere Nacht trieb sie endlich auf ihr ruhiges Lager.

Schon am folgenden Tage besuchte unsre Liebenden die alte verfallene Burg Hohenek auf dem hohen Berge. Mit seelenvollem Vergnügen saß Klara neben Klairant zwischen den zertrümmerten Säulen, oder stand neben ihm am Abhange, und ließ ihre Blike in den nahen Thälern umher schweifen. Dann saß sie wieder mit ihm tief verborgen im Gesträuch, lehnte ihre Wange an seine Brust, und sagte gerührt; „auch hier wohnten vielleicht einmal glükliche Liebende. Warum, mein Klairant, ist alles so vergänglich!“

So verflossen ihnen die Tage unter Freude und Genuß. Sie hätten ihre glükliche Hütte mit keinem Pallaste vertauscht, und begriffen jezt nicht, wie Menschen, wie Gesellschaft Bedürfniß seyn könne. Mit ihren Liebkosungen, ihren Spielen, ihren einfachen Freuden, waren sie einander völlig genug, und fühlten nie, daß ihnen irgend etwas fehlte. „O, wie wenig be-

darf der Mensch!“ sagte Klara hundertmal; und sie jauchzte, als ein Brief ihrer Mutter ihnen noch die tiefste Verborgenheit anrieth. „Der Vicomte,“ sagte die Mutter, „hat an alle seine Bekannten geschrieben, daß sie euren Aufenthalt erforschen sollen. Hütet euch also, meine geliebten Kinder! Ein Befehl, durch den Klairant verhaftet würde, ist in den jezigen Zeiten leicht zu erhalten. Euer Unglük wäre entschieden und groß, wenn man euch entdekte.“

Die beiden Liebenden giengen von jezt an weniger aus; sogar ihren Lieblingsort, die alte Burg, vermieden sie, oder schlichen sich doch hinan, ohne das Dorf am Fusse des Berges zu berühren: denn Klarens schlanke, reizende Gestalt war den Einwohnern schon einmal aufgefallen. Der einzige Mensch, den sie, ohne sich zu fürchten, sahen, war ihr alter Wildhüter. Sie bekamen nach und nach immer mehr Zutrauen zu dem Manne, und die gutmüthige Klara entdekte ihm, weil er so treu und ehrlich war, sogar einen Theil ihrer Geschichte.

Klara glaubte sich in ihrer Hütte so sicher, als ob ein Meer sie von den Menschen trennte; Klairant bei weitem nicht so: er schrieb nach Chatillon an seinen Oheim, auf den Fall, daß dieser etwa noch lebte, und auch nach Verdun an einen Verwandten, um sich zu erkundigen, ob er wohl seine Gattin mit Sicherheit in sein Vaterland zurükbringen könnte. Er war Wil-

lens, die Antwort in der Hütte des Wildhüters abzuwarten, und, wenn sie ungünstig wäre, sich mit seinem Vermögen in den nördlichen Theil von Deutschland zu flüchten, wo er die Nachforschungen des erbitterten Vicomte nicht fürchten dürfte. Auf dem Schauplaze des Krieges oder in dessen Nähe, schien es ihm, als der erste Rausch seines Glükes verflogen war, überall zu unsicher. Doch sagte er Klaren nichts hiervon; er wollte sie nicht unruhig machen, und wußte überdies, daß es ihr gleich galt, an welchem Orte der Welt sie mit ihm lebte.

Eines Abends kam ihr Wildhüter nicht zu Hause. Sie hofften bis Mitternacht vergebens auf ihn; und auch den folgenden Morgen, den folgenden Abend ließ er sich nicht sehen. Klara erinnerte sich, daß er seit einigen Tagen sehr unruhig geschienen hatte; doch errieth man die Ursache seines Verschwindens noch immer nicht. Jezt mußte Klairant sich entschliessen, selbst nach Lautern zu gehen, um Lebensmittel zu holen. Er rieth Klaren, die Hütte indessen verschlossen zu halten, und wollte, der Sicherheit wegen, sein Geld noch mehr verbergen; aber — er fand kaum noch den zehnten Theil der Summe. Mitten in seinem Schreken, dachte er sogleich, daß ohne Zweifel der Wildhüter das Uebrige gestohlen hätte. Nun war sein Glük zertrümmert; wie sollte er Klaren ernähren?

Klara kam endlich, ihn zu holen. Sie schrie

auf, als sie ihn starr, wie eine Bildsäule des Schrekens, da stehen sah. „O Gott, Klairant! was ist dir?“ — Wir sind unglüklich! rief er, und drükte sie zitternd in seine Arme. Klara ließ sich erzählen, und fragte dann: „wie lange, lieber Klairant, können wir von dem Gelde wohl noch leben? versteht sich, wenn wir uns bis auf das Nothwendigste einschränken.“ — Höchstens, antwortete er seufzend, noch zwei oder drei Jahre. — „O Klairant!“ sagte Klara nun muthig, und drükte ihn an ihr Herz: — „noch drei Jahre so glüklich! Und wenn ich dann auch vor Hunger in deinen Armen stürbe; ich wollte ohne Klagen meinen Geist verhauchen!“ Sie führte ihn vor die Thür der Hütte. „Klairant, sieh, die Sonne soll uns noch drei Jahre leuchten, dreimal drei hundert fünf und sechzig Tage; und so lange werden wir glüklich seyn. Ueberrechne die Minuten, Klairant; und wie viel Glük hat nicht jede für uns! Willst du über das Schikſal klagen, das uns Millionen Minuten glüklich zu seyn, und nur Eine zu sterben giebt? Wir haben Brod, ein Dach, und Herzen voll Liebe! Sei ruhig, wie ich es bin!“

O Klara, sagte Klairant, bist du nur ruhig, so will ich nicht klagen. Er verbarg das Geld in den Boden der Hütte, warf dann seine Kleidung ab, zog den Rok an, den der Wildhüter zurükgelassen hatte, und gieng so nach Lautern, um Lebensmittel einzukaufen. Klara kam ihm,

völlig wie eine Bäuerin gekleidet, mit einem Tragekorbe entgegen, und rief ihn an, als er, in Gedanken verloren, neben ihr vorübergehen wollte. Beide giengen so heiter zurük, als hätten sie nichts verloren und nichts zu befürchten.

O, was ist das Schikſal der Menschen! Erst zwei Monate, die schönsten des Jahres, hatten die Liebenden hier gewohnt, als der Schlag fiel, der ihr Glük und sie selbst vernichtete. — Der Vicomte sah an der Ruhe seiner Frau, daß sie Klarens Aufenthalt wissen mußte. Es verdroß ihn jezt eben so sehr, daß er von ihr und seiner Tochter überlistet, als daß sein Name, wie er glaubte, beschimpft war. Jezt kam Eigensinn zu seinem Stolze; und mürrische Laune über sein Schikſal gab diesem Eigensinne die Schärfe des bittersten Hasses. Er glaubte in einem Kampfe mit seinem Schikſale zu seyn, und wollte wenigstens Einmal siegen. Jezt belauschte er die kleinsten Handlungen seiner Frau. Endlich sah er sie heimlich schreiben, und einen Brief siegeln. Er gieng zu dem Postmeister, einem Bekannten von ihm, forderte den Brief an Klairant, der so eben gebracht sei, und bekam ihn sogleich. Aus dem Briefe sah er, daß Klairant mit Klaren bei Lautern in einer Hütte wohnte. Nun schrieb er an einen seiner vertrauten Freunde bei der Armee, entdekte ihm alles, theilte ihm seinen Plan mit, und bat ihn um Hülfe bei der Ausführung desselben.

Als Klairant auf dem Wolfsbrunnen Klaren entführte, hielt der Vicomte ihn nicht zurük, wahrscheinlich weil das Bewußtseyn, er könne seine Tochter nicht länger ernähren, ihn nicht zu einem Entschlusse kommen ließ, und ihn abhielt, seine Vaterrechte geltend zu machen. Jezt aber sah er mit Verwunderung in den Händen seiner Gattin eine beträchtliche Summe, die ihn lange Zeit vor allem Mangel sicherte. Zu gleicher Zeit bekamen auch die schon erstorbenen Hoffnungen, wieder Herr seiner Güter in Frankreich zu werden, neues Leben. Nun erwachte das Verlangen, seine Tochter von Klairant zu trennen, mit neuer Stärke.

Eines Abends, als die jungen Eheleute schon auf ihrem Lager ruheten, pochte man ungestümm an die Thür der Hütte. Klairant öffnete, und fragte, wer da sei. Etwa sechs Soldaten verlangten einen Boten, der sie durch den Wald nach Pirmasens führen sollte. Klairant sagte ihnen: er kenne die Wege hier nicht. Wer bist du denn? fragte der Anführer dieser Leute, und Klairant wurde verlegen. Man gieng nun in die Hütte, und fragte schärfer. Klairant erfand eine Fabel. „Wohl," sagte der Offizier, (dafür erkannte ihn Klairant): „du bist ein Franzose, und, wie du sagst, nicht Soldat. Was denn? Das ist genauer zu untersuchen. Du mußt mit uns, in das Hauptquartier." Bei diesen Worten stürzte Klara mit lautem Angstgeschrei aus

der Kammer hervor, und in Klairants Arme. Ein Soldat zündete Licht an. Der Offizier betrachtete Klaren, schien sich zu besinnen, und sagte: „das Gesicht habe ich irgendwo gesehen.“ Klara fieng an zu sprechen. Der Offizier betrachtete sie noch immer; und sagte endlich: „ganz gewiß! die Tochter des Vicomte du Plessis! ... Wie kommen Sie hierher? in diese Hütte, in diese Kleider, zu diesem Menschen?“

Klara beschwor den Offizier mit heissen Thränen und Klagen, ihr Glük nicht zu stören. Er wurde gerührt, und sezte sich zu ihr nieder. Sie und Klairant erzählten ihm ihre Geschichte. „Ich glaube Ihnen,“ sagte der Offizier; „allein — so leid es mir auch thut — den jungen Menschen, den Sie Ihren Mann nennen, muß ich in das Hauptquartier schiken.“ Klara schrie ängstlich auf. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ sagte er dann, um Klaren zu beruhigen, „daß ihm nichts Böses widerfahren soll. Meine Dienstpflicht befiehlt mir, was ich thue. Es dauert aber höchstens einen Tag. Sie werde ich zu Ihrer Mutter bringen; und, wenn Sie wollen, sogar ohne daß Ihr Vater etwas davon erfährt.“

Man bat, man weinte; aber vergebens. Klara wurde in eine Chaise gesezt, die der Offizier zum Glük in der Nähe hatte; und Klairant mußte mit in das Hauptquartier wandern. „Lieber junger Mann,“ sagte der Offizier, „Ihre schöne Frau fährt nach Heidelberg zu ihrer Mutter; und

Sie gehen nach dem Hauptquartiere, etwa vier Stunden weiter, nach Philippsburg zu. Das ist fast derselbe Weg. Nachher holen Sie Ihre Frau von Heidelberg ab, und gehen, wohin Sie wollen. Aber, ich bitte Sie, halten Sie Sich nicht wieder so nahe bei der Armee auf, wenn Sie nicht Lust haben, alle Tage einmal in das Hauptquartier zu wandern!“ — Klairant drükte seine Geliebte noch einmal an seine Brust, und sagte leise: habe Muth, Klara. Hier oder auf dem Wolfsbrunnen findest du mich wieder, wenn man dich etwa wegschleppt! Sobald ich frei bin, suche ich dich auf, oder du mich. — Klara küßte ihn weinend, und man konnte sie kaum aus seinen Armen reissen. Der Offizier versicherte noch einmal, daß Klairant vielleicht schon diesen Abend in Heidelberg seyn werde.

In Grabe, wo das Französische Hauptquartier war, lernte ich Klairant kennen. Seine Begebenheit, die sehr romanhaft erzählt wurde, machte Aufsehen. Man sprach dort, und auch im Lager am Rheine, viel von dem jungen Franzosen und der schönen Französin, die im Gebirge, wie ein Paar Wilde, gelebt hätten. Dadurch wurde meine Neugierde rege. Ich gieng in das Ordonnanzhaus, wo Klairant saß, und fand einen jungen Mann mit sehr interessantem Gesichte, worin ein sonderbarer Zug von Schwermuth und hoffender Geduld lag. Als ich ihn theilnehmend fragte, ob er schon verhört sei, antwortete er

mit schwermüthigem Tone, und die Achsel zuckend: „wird man mich verhören? und wird man mich unschuldig finden wollen, wie ich es bin? . . . Sie scheinen ein menschlicher Mann zu seyn. Ich bitte Sie, schaffen Sie mir doch Nachricht von einem Sohne des Vicomte du Plessis, oder, noch besser, suchen Sie es möglich zu machen, daß ich ihn selbst sehen kann.“ Ich versprach, mir Mühe zu geben, und hatte den Sohn des Vicomte in Kurzem gefunden. Diesen bat ich: er möchte mit mir gehen; ein Arrestant wünsche ihn zu sprechen. Als ich wieder zu Klairant kam, sah ich eine rührende Scene. Die beiden jungen Leute waren, als sie einander erblikten, wie vom Blize getroffen. Sie staunten sich einige Sekunden schweigend, ohne Bewegung an; doch, nach ihren Bliken zu urtheilen, hatten ihre Seelen sich schon längst in einander ergossen. Dann fielen sie einander in die Arme, und blieben in dieser Stellung, bis sie sich trennten. Lange ertragene Noth lag in des jungen du Plessis; Unruhe, Furcht vor Elend, in Klairants Gesichte. So wie sie aber leise mit einander sprachen, verwandelte sich nach und nach der Gram in reine Heiterkeit, der Unmuth in süssen Genuß. Sie mußten einander verlassen, weil den jungen du Plessis Dienstgeschäfte riefen. Jezt wurde Klairants Ungeduld wieder stärker und sichtbarer. Ich versprach, alles was ich nur könnte zu thun, daß er zum Verhöre

käme. Damit ich etwas für ihn zu sagen hätte, erzählte er mir, auf meine Bitte, seine Geschichte.

Wozu sollte ich es läugnen? Ich schäme mich nicht, jedes nicht strafbare Mittel zu benuzen, um das Unglük eines Andern zu enden. Mit nassen Augen und gedrüktem Herzen, gieng ich zu der hübschen Kammerjungfer der schönen Frau von ***, und erzählte ihr im Vorzimmer meine Geschichte. — O, sagte das Mädchen mit Thränen auf den Wangen, die mir nun noch schöner zu seyn schienen, als vorher: „der arme junge Mann! Und er sizt im Gefängnisse, weil er so treu war?“ — Weil er so treu war. — „Das ist himmelschreiendes Unrecht! . . . Wenn wir ihn nur los hätten!“ — Eben das ist mein Wunsch. — „Warten Sie. Die gnädige Frau kennt den ***; der soll ihn wohl los machen.“ Sie gieng hinein zu ihrer Gebieterin. Bald wurde ich gerufen, und mußte aufs neue erzählen. Frau von *** hörte aufmerksam zu, und auch sie fragte, als ich fertig war: „wie? weil er seiner Gattin so treu ist?“ — Ja, gnädige Frau; und nur auf Sie sezt er alle seine Hoffnung.

Ich mußte manchen Umstand noch einmal und weitläuftiger erzählen. Endlich forderte sie Feder und Tinte, schrieb ein Billet an den ***, und schikte sogleich einen Bedienten damit weg. Nicht lange, so kam die Antwort. Die schöne

Frau von *** lächelte, und sagte: „er ist frei! hier!“ Sie gab mir einen schriftlichen Befehl an den wachthabenden Offizier, worin dieser angewiesen wurde, Klairant sogleich gehen zu lassen, wohin er wolle. „Auch wird Ihr Gefangener,“ sagte die Frau von ***, „einen Paß in bester Form bekommen, der ihn für die Zukunft sichert.“ — Ich danke ihr, und wollte gehen; sie hielt mich aber noch auf, und sagte: „ich bin doch neugierig den jungen Mann kennen zu lernen.“ — Weil er seiner Geliebten so treu war?! sagte die Kammerjungfer, in einem Tone, der halb Verwunderung ausdrükte, und halb wie eine Frage an ihre Gebieterin klang. Frau von *** sah das Mädchen an, seufzte ein wenig, und sagte: „nein, lassen Sie ihn nur reisen. Es ist besser, daß ich ihn nicht sehe; er wird Eil haben.“

Nach einigen Minuten war Klairant in Freiheit, und ich gieng mit ihm nach Heidelberg. Unterwegs erzählte er mir seine Geschichte ausführlicher, und zeigte mir Klarens Briefe, die er in einer Brieftasche auf der Brust trug. Ich äusserte den Verdacht, daß der Vicomte du Plessis ihn habe aufheben lassen, um ihn von seiner Tochter zu trennen. „Das ist sehr möglich,“ erwiederte er seufzend. „Nun, Gott Lob, daß er es nicht früher gethan hat! . . . O!“ sagte er mit Heftigkeit, und schlug die Hände zusammen: — „nur Einen Augenblik zum Sterben,

meinteſt du, Klara? Ich bin millionenmal geſtorben in dieſen drei Tagen!“

So ſehr er eilte, ſo folgte ich ihm dennoch, weil ich begierig geworden war, ſeine Klara zu ſehen, die er mir als das reizendſte Weib beſchrieb. Er blieb vor der Stadt. Ich allein gieng hinein, und erkundigte mich in dem Wirthshauſe, das er mir genannt hatte, nach der Familie des Vicomte. Man ſagte mir, er wäre geſtern, eine Stunde nach der Ankunft ſeiner Tochter, abgereiſt. Als ich mit dieſer Nachricht zu dem armen Klairant kam, ſagte er ſeufzend: „ich dacht' es; denn war ein ſolches Glük für dieſes Leben? O,“ — mit aufgehobnen Händen — „welche Tage, Stunden, Minuten! Schon Eine hatte den Werth des Himmels!“ — Er ließ den Kopf auf die Bruſt niederſinken, und verlor ſich in ſtilles Nachdenken, bei dem ihm Thränen über die Wangen floſſen. Ich weiß nicht, ob das Andenken an ſein Glük, oder ſein Gram ihm dieſe Thränen abpreßte; er lächelte dabei, wie ein Menſch, der einen angenehmen Traum hat.

Ich verſuchte, ihn mit Hoffnungen zu tröſten. Er ſagte aber: „Hoffnungen? daran fehlt es mir nicht. Ich werde, ich muß ſie wiederſehen. Aber wie ſoll ich ihre Abweſenheit ertragen! wie ſie die meinige!“ — Er nahm die Briefe ſeiner Klara aus der Taſche, und las mir mit leiſer,

gedämpfter, schmerzlicher Stimme den Schluß des einen vor; nemlich die Worte:

Ta Claire, cher Clairant, est un être fragile!
Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle! *)

„Das ist es!“ fuhr er fort. „Jeder Augenblik, den ich von ihr getrennt bin, zerreißt einen Faden ihres zarten Lebens. Die Angst um mich, die Härte ihres Vaters, das Leiden ihrer Mutter — ach!“ — Er stand auf und troknete sich die Thränen, die häufiger hervorbrachen, mit seinem Taschentuche ab. Ich fragte ihn, wohin er wollte. — „Hier in der Gegend will ich bleiben. Auf dem Wolfsbrunnen sah ich sie zuerst wieder; und da hoffe ich, sie auch diesmal zu finden.“ Ich begleitete ihn dahin. „Hier stand sie,“ sagte er, und führte mich an das Bassin — „hier stand sie, als ich herauf trat; hier sank ich zu ihren Füssen nieder!“

Klairant zog in eine der Hütten, die unten längs dem Nekar am Wege stehen. Den Tag über war er auf dem Wolfsbrunnen, oder schweifte in der Gegend umher, und suchte seine Geliebte; Abends kam er mit traurigem Kopfschütteln zurük. Ich blieb acht Tage bei ihm, weil sein Schikfal mich äusserst interessirte. Dann verließ ich ihn unter herzlichen Umarmungen,

*) Seite 78.

und mit Thränen in den Augen. Beim Abschiede fragte ich ihn: wo werde ich Sie wiedersehen? „Wo?“ erwiederte er lächelnd. „Finde ich meine Klara, so verberge ich mich mit ihr, — wo die Grausamen uns nicht verfolgen können. Finde ich sie nicht,“ — er wendete sein nasses Auge zum Himmel — „so verlebe ich den kleinen Ueberrest meiner Tage hier, oder in der Hütte des Wildhüters, oder in der Silberschmelze bei Embs. Da war ich glüklich!“ Ich verließ ihn, weil mich andre Pflichten riefen. Als ich vierzehn Tage später wieder nach Heidelberg kam, fand ich ihn auf dem Wolfsbrunnen.

Klairant hatte nur allzu sehr Recht, als er befürchtete, daß der Gram Klarens zartes Leben zerreissen würde. Der Offizier brachte Klaren nach Heidelberg zu ihren Eltern. So bald sie sah, daß ihr Weinen und ihre Bitten nichts halfen, wurde sie still, und, wie es schien, sogar ruhig. Sehen Sie wohl? sagte der Offizier; es ist so schwer nicht, sich auf einige Tage von einem Geliebten zu trennen! — Klara lächelte, und erwiederte sanft: „wenn Sie wüßten, mein Herr, was Sie thun, Sie thäten es nicht. Nicht wahr, mein Vater hat mich holen lassen? Ich kenne ihn; er ist hart genug, mich lieber im Sarge zu sehen, als in den Armen der Liebe. Doch Sie, mein Herr, Sie! O gebe der Himmel, daß Sie mein Schikfal nie erfahren!“ — Der Offizier wurde gerührt; aber er mußte ge-

horchen, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß es so schlimm nicht seyn würde. Klara versank den lezten Theil der Reise in stillen Kummer, und zuweilen lächelte sie sogar. Nun zweifelte ihr Führer vollends nicht mehr, daß alles gut gehen müßte.

Als der Wagen vor der Wohnung ihres Vaters hielt, fuhr sie ein wenig zusammen. Der Vicomte empfieng sie mit einem stolzen, verachtenden Lächeln. Sie sah ihn bescheiden an, als sie neben ihm aus dem Wagen stieg. — Nun? fragte er endlich; bist du deiner Thorheiten müde? — „Ich bin Klairants Frau," antwortete sie ruhig. — Frau? wie? Frau? Nimmermehr! — „Gewiß, seine Frau, seine angetraute Frau." — Klara! Klara! sagte der Vicomte mit erstiktem Zorne. Sie giengen Beide die Treppe hinauf, und der Offizier, der Klaren gebracht hatte, folgte ihnen. Klara! seine Frau? Sag! seine Frau? — „Ich könnte Ihnen den Trauschein zeigen." — Du seine Frau? Nun denn, beim Himmel! dann auch bald seine Wittwe! — Klara blieb neben ihrem Vater auf der Treppe stehen, und wendete ihr Gesicht zu ihm hin. Der Vicomte erschrak, als er die schönen, jezt von Leidenschaft glühenden Wangen seiner Tochter auf einmal bleich werden sah; aber noch mehr, als auch ihre Lippen erblaßten, als ihr Auge erlosch, als sie schwankend in seine Arme fiel. Er trug sie mit Hülfe des Offiziers in

ein andres Zimmer, um seine Gattin, der die Ankunft ihrer Tochter noch unbekannt war, nicht zu erschreken.

Klara lag leichenblaß, und kalt wie ein Marmorbild, auf dem Bette; und nun rang ihr Vater die Hände. Als sie anfieng die Augen aufzuschlagen, entfernte er sich auf die Bitte des Offiziers. Man gab ihr Arznei, und sie erholte sich. Nach einigen Augenbliken, in denen sie sich zu besinnen schien, bat sie, daß man ihren Vater rufen möchte. Er sah seine Tochter ruhig auf dem Bette sizen, ja, eine Art von Heiterkeit aus ihrem Gesichte strahlen. Diese Folge einer sehr exaltirten Phantasie hielt er für wirkliche Ruhe; und nun war die Furcht, die ihre Ohnmacht bei ihm erregt hatte, auf einmal gänzlich verschwunden. Er sezte sich wieder mit spöttischem Lächeln an das Bett, und machte ihr bittre, schneidende Vorwürfe. Sie hörte eine Weile ruhig zu; dann sagte sie: Vater, ich glaube, wir Beide sind entschlossen, unsern Weg zu gehen. Mir gebietet jezt die Pflicht eben so stark, wie mein Herz. Und Sie? O, wüßten Sie, was ich empfinde, gewiß, Sie ... Alle meine Hoffnungen sind am Ziele meines Weges. Ich muß sie erreichen, — oder verzweifeln. Ich betheure Ihnen, mein Vater, nichts in der Welt kann mich aufhalten. Alles wage ich, um meinen einzigen Wunsch, den Besiz meines Mannes, zu erlangen. Sie sagten, dünkt mich,

etwas von Wittwe. Glauben Sie mir, Vater, das werde ich nicht. Man kann Klairant tödten; aber er wird nie eine Wittwe haben: das schwöre ich Ihnen, bei Allem was heilig ist! . . . Sagen Sie mir, mein Vater, was ist Ihre Absicht mit meinem Manne?"

Mit deinem Manne? Du elende, niedrige Seele! Mit deinem Manne? Wohl denn! wir spielen jeder sein Spiel; aber, Töchterchen, du hast das deinige schon verloren. — Mit diesen Worten gab er ihr einen Brief von einem Grossen bei der Französischen Armee; und sie las darin: „der junge Mensch soll Ihnen weiter keine Sorge machen. Ihre Tochter wird ihn nicht wieder sehen, sobald ich ihn in meinen Händen habe." Zitternd legte Klara den Brief zusammen, und gab ihn dem Vicomte mit einem Blike wieder, in welchem er, wenn er nicht sich selbst betäubt hätte, ein zerbrochenes Herz gesehen haben würde. Nach langem Schweigen sagte sie endlich: „und kann ihn nichts retten, mein Vater? auch nicht die Versicherung, daß sein Tod mir das Herz brechen muß?" Der Vicomte lachte höhnend. Wir sind hier nicht auf dem Theater, wo die ungehorsamen Töchter ihre Väter mit solchen Drohungen schreken. Meinethalben magst du sterben, wenn du nicht mit Ehre leben willst! — Klara verhüllte das Gesicht in ihre Deke, und der Vicomte verließ sie.

Am folgenden Morgen brachte er seine Gattin zu Klaren. Sie erstaunte, als sie ihre Tochter erblikte, und sank ihr mit fürchtender Ahnung schweigend an den Busen. „Weinen Sie nicht, meine gute Mutter," sagte Klara; „ich bin sehr glüklich gewesen! Jezt sehe ich Sie wieder . . . und klage nicht." Diese Ruhe, diese anscheinende Zufriedenheit, täuschte die Mutter; auch konnte sie nicht weiter fragen, da der Vicomte zugegen war. Auf seinen Befehl, mußte Klara sogleich aufstehen und sich ankleiden. Alle Drei sezten sich in einen Wagen, den der Vicomte bestellt hatte, und fuhren nach Schwezingen. Hier traten sie in einem kleinen Hause ab, wo schon alles zu ihrem Empfange in Ordnung war. Klara merkte bald, daß der Vicomte Maßregeln genommen hatte, sie am Entfliehen zu verhindern; denn der Weg zu dem Kämmerchen, das ihr angewiesen wurde, gieng durch sein Zimmer, und er blieb immer zu Hause.

Die arme Klara gerieth bald in den unglüklichsten Zustand. Ihre Einbildungskraft, ihre Nerven waren angespannt, alle Kräfte ihrer Seele und ihres Körpers in der verderblichsten Thätigkeit. Sie dachte nur an Klairant, und hielt ihn für verloren. Man denke sich die fürchterliche Angst, welche die beiden Vorstellungen: „gefangen, ermordet," bei ihr erregten. Und diese Angst mußte sie verbergen: ihren Vater, dem sie jezt den entschiedensten Haß gegen sich

zutrauete, wollte sie nicht triumphiren sehen; ihre Mutter, die ohnedies nur Thränen für sie hatte, wollte sie nicht betrüben. Diese fürchterliche Angst, und dieses schmerzliche Bemühen, sie zu verhehlen, nagten wie zwei grausame Geier an ihrem Leben, und mußten es bald vernichten. Klara fühlte das, und freuete sich darüber mitten in ihrem Schmerze. Sie saß stumm, mit fest in einander geschlagenen Händen, da, und lächelte, wie eine entzükte Heilige. Nur von Zeit zu Zeit legte sie die Hand auf ihre Brust, und ihre Miene sagte deutlich, daß sie Schmerzen fühlte. Aber die Mutter ließ sich durch ihr Lächeln täuschen; und sonst bekümmerte sich niemand um die arme Kranke.

Klarens feste Ueberzeugung, daß Klairant gefangen sei, um ermordet zu werden, verhinderte sie an dem Entschlusse, sich ihre Freiheit zu verschaffen. Jugendliche Phantasie, und Schwärmerei der Liebe, der Treue, unterhielten in ihrer Seele den einzigen Wunsch, zu sterben. Sie fühlte ihr Leben schwinden, und gerade das machte ihre Seele heiter.

Schon nach einigen Tagen waren ihre Wangen abgefallen, und eine dunkle heisse Röthe lag bald auf der einen, bald auf der andern. Ihre heftigen Bewegungen, ihre bebende Sprache zeigten, daß sie bald erliegen mußte. Die Mutter fragte mitleidig: bist du krank, meine Tochter? — Klara antwortete jedesmal, freundlich lächelnd:

„nein, liebe Mutter; mir ist sehr wohl.“ Man ließ den Wurm nagen, weil man ihn nicht bemerkte. Der Vater, der die anscheinende Ergebung seiner Tochter in einem ganz falschen Lichte sah, glaubte sogar, er habe ihre Leidenschaft besiegt, und alles werde sich noch glüklich endigen. Der unglükliche Mann wußte nicht, daß es Herzen giebt, die man nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilen darf. Die Natur, deren Gewalt er verspottete, und für die er nichts thun zu müssen glaubte, bestrafte ihn aber bald dafür, daß er alles nur für sein Vorurtheil, die Ehre, gethan hatte.

Kaum war der Vicomte vierzehn Tage in Schwezingen, so erhielt er einen Brief, der ihm den Tod seines Sohnes meldete. Die Nachricht kam ihm so unerwartet, daß er nicht Herr seiner Empfindungen war, und in der schreklichsten Verzweiflung ausrief: o Gott! mein Sohn! mein Sohn! — Die Mutter sank, ohne Eine Thräne zu weinen, in den Lehnstuhl zurük, und jammerte mit gebrochener Stimme: Herr! dein Wille geschehe! Kaum hatte sie das gesagt, so war sie ohne Bewußtseyn.

Der Arzt, den man rufen ließ, schauderte bei dieser Scene des größten Jammers. Der Vicomte starrte auf Einen Flek vor' sich hin, seine Gattin lag im Sterben, und Klara lächelte still, heimlich, wie eine Wahnsinnige. Sie küßte, ohne ein Wort zu sagen, die bleichen Lippen

ihrer Mutter, warf sich vor ihr auf die Knie, drükte den Mund auf die kalte Hand, und blieb so liegen, bis die Sterbende zum leztenmal geathmet hatte. Dann sezte sie sich schweigend auf einen Stuhl, dem Leichnam ihrer Mutter gegenüber, sah ihn lächelnd an, und rührte die Lippen, als ob sie Gespräche mit ihm führte. Der Vicomte verschloß sich, weil er den Anblik nicht ertragen konnte, in ein Kabinet, bis seine Gattin beerdigt war. Dann kam er wieder zu Klaren in das Zimmer, faßte ihre Hand, umarmte sie zärtlich, und sagte: nun habe ich nur noch dich, dich allein, meine einzige Hoffnung, meine einzige Freude. Liebe Klara, bist du wieder mein Kind? — Klara warf sich mit einer sonderbaren, leidenschaftlichen Heftigkeit in seine Arme, und rief mehr, als sie es sagte: „ja, mein Vater, ich bin Ihre Klara, ich bin Ihr Kind!“ — Nun denn, du versprichst mir also, an den Elenden nicht wieder zu denken? — „An wen?“ fragte Klara; „an meinen Mann? meinen geliebten Klairant?“ — O geh, Elende, Undankbare! sagte der Vicomte mit heftigem Zorne, und stieß sie von sich —: geh! ich habe kein Kind mehr!

Klara sah ihn mit einem Blike an, mit einem Blike — er selbst nannte ihn jammernd späterhin „unbeschreiblich,“ und sagte: ach, ich sehe ihn noch! warum mußte ich einen solchen Blik verkennen! — Sie schauderte zusammen, sezte sich in

den Stuhl, auf welchem ihre Mutter gestorben war, und lächelte mit starren Augen. Ihr Vater glaubte noch immer nicht, daß die Leidenschaft seiner Tochter ihr eine tödtliche Krankheit zuziehen könnte, und sah sie in mehreren Tagen kaum eine Minute. Aus Theilnahme kam ungerufen der Arzt noch einigemale wieder. Er bemerkte an Klaren die wechselnde Gesichtsfarbe, hörte die abgebrochenen Töne des zurükgehaltenen Jammers und sah die seltsamen Blike. Nun faßte er im Gespräche, wie von ungefehr, ihre Hand, hielt sie einige Zeit, und sagte dann: Mademoiselle, Sie sind krank. — „So?“ erwiederte Klara ganz ruhig; „das glaub' ich wohl.“ — Und dabei sind Sie so gelassen? Ich sage Ihnen, Sie sind sehr krank! — „Ich weiß es,“ sagte Klara wieder eben so ruhig. Der Arzt erkundigte sich nach ihrem Zustande, und schüttelte bedenklich den Kopf, als sie ihn beschrieben hatte.

Er entdekte Klarens große Gefahr dem Vicomte. Dieser sah ihn mit durchdringenden Blikken an, und sagte höhnisch: ja, ja! sie will mich gern davon überreden! Nun, wenn sie krank ist, so geben Sie ihr Arznei. — Der Arzt kam am Abend wieder, sprach Klaren allein, und wollte ihr Medizin verordnen. Sie sagte wieder sehr ruhig: „mein Vater ist nicht mehr reich, und braucht, was er hat, nothwendig. Ersparen Sie ihm unnüze Ausgaben. Ich würde die Arzneien

nicht nehmen, und sie könnten mir auch nicht helfen." — Aber, Mademoiselle, Ihr Leben ist in Gefahr, wenn ... — „Ich weiß es; mir ist aber so recht wohl. Glauben Sie mir, ich sterbe gern."

Der Arzt gieng zu dem Vater. „Herr Vicomte, ich muß Ihnen noch einmal sagen, daß Ihre Tochter in großer Gefahr ist. Ich begreife nur nicht wie sie dabei so gleichgültig seyn kann. Sie hat ein heftiges Fieber. Die Ursache liegt, glaube ich, in irgend einer Leidenschaft, vielleicht in Gram." — Ist es wirklich so? fragte der Vicomte, und wurde blaß. — „Ja, Herr Vicomte; und beinahe fürchte ich, das Leben Ihrer Tochter ist nicht mehr zu retten. Ich weiß nicht, wie sie in einem solchem Zustande noch ausser dem Bette seyn kann. Aber die Natur muß unter diesem Kampfe der äussersten Anstrengung nothwendig bald erliegen."

Erliegen?... Doch nicht sterben? Um Gottes willen, nicht sterben! — Endlich hatte die Vaterliebe des Vicomte seinen Stolz besiegt. In der Angst erzählte er dem Arzte Klarens Geschichte; und er wurde bleich so oft er in dessen Miene Bedenklichkeit sah. „Herr Vicomte," sagte der Arzt, „Sie haben ein sehr gefährliches Spiel gewagt. Ihre Tochter stirbt wenn Sie so fortfahren. Gewiß es bleibt Ihnen keine andere Wahl übrig, als ihr nachzugeben, oder ihren Tod mit Muth zu ertragen. Und ... wer weiß,

ob es jezt nicht schon zu spät ist!“ — Zu spät? sagte der Vater zitternd. O Gott, dann wäre ich erst ein recht unglüklicher Mann!

Er eilte zu seiner Tochter, faßte ängstlich ihre Hand, und sagte: Klara, liebe Klara! sei ruhig mein theuerstes Kind! Werde nur wieder gesund; und Klairant soll dein seyn, mit meiner Bewilligung. Der Arzt . . . Nicht wahr, du bist so krank nicht? nicht wahr, mein liebes Kind? — „O, ist es gewiß,“ fragte sie in bestürzter Freude: „soll er wieder mein seyn? Wollen Sie uns segnen? Wo ist er, mein Vater? wo ist er? “ — Er hat schon längst seine Freiheit wieder. Du sollst ihn sehen, meine Klara. Ich selbst will ihn aufsuchen; er wird ja zu finden seyn.

Um Klaren noch mehr zu überzeugen, ließ er sie einen Brief lesen den er aus dem Hauptquartiere bekommen hatte, und worin die Nachricht von Klairants Freiheit enthalten war. „O,“ sagte Klara jezt laut und freudig: „er ist auf dem Wolfsbrunnen, oder bei Lautern. Lassen Sie uns ihn da suchen mein Vater!“

Die Reise wurde auf den folgenden Tag verabredet, und der Vicomte fühlte sich durch die Freude seines Kindes nach langer Zeit zum erstenmale wieder glüklich. Aber — o die menschlichen Hoffnungen! — Klara hatte bisher ihrem Zustande Troz geboten; und gerade in dem Augenblike, der ihr Schikſal so günstig entschied,

fühlte sie sich schwach, krank und elend. Die Kraft, welche Verzweiflung und der schwärmerische Wunsch zu sterben ihr gegeben hatten, war verschwunden, und auf einmal brach die Krankheit mit voller Stärke hervor. Gerade der schnelle, unvorbereitete Uebergang von der Verzweiflung zu der schönsten Hoffnung, vom Elende zum höchsten Glüke, vernichtete die lezten Kräfte ihres Körpers. Das Fieber vermehrte sich, und sie mußte sich zu Bett legen. Sie wollte sich stark stellen, um ihren Klairant mit suchen zu dürfen und früher in seinen Armen zu seyn; aber sie wurde ohnmächtig, als man sie ankleiden wollte, und kaum hatte sie noch Kraft genug einige Zeilen an Klairant zu schreiben. Ihr Vater eilte damit nach Heidelberg, und, ohne einen Augenblik zu verziehen, auf den Wolfsbrunnen.

Er fand den Jüngling unter der Linde sizen und rief ihm zu: Klairant! vergieb mir! Ich bitte dich, komm. Meine Tochter, deine Klara, erwartet dich. — Klairant war erst wie betäubt, und sah dem Vicomte starr ins Gesicht, als zweifelte er an dem, was er höre; doch bald faßte er sich. Ohne weitere Erklärung zu verlangen, eilte er mit dem Vicomte nach Schwezingen, und auch unterweges fragte und sprach er wenig.

Der Vicomte führte den jungen Mann an seiner Hand zu dem Bette seiner Tochter. Welch eine Scene! Selbst den Arzt rührte sie so stark, daß er sich umwendete und die Augen abtroknete.

Klara strekte ihrem Geliebten die Arme entgegen; ein Strahl der reinsten Freude brach aus ihren Augen hervor, und ihre blasse Wange kleidete sich wieder in eine schöne Rosenfarbe. Ihr Vater hielt sie schon für gerettet, und sogar der Arzt hofte; doch, ach! der lange Gram, die heftige Leidenschaft, die mannichfaltigen Stürme hatten Klaren allzu stark erschüttert. Die neue Kraft, die Klairants Anblik ihr gab, und die seine Liebkosungen in ihre Seele hauchten, dauerte nicht lange: sie war bloß das lezte Aufbliken der Flamme, ganz nahe vor dem Erlöschen.

Klara wurde mit jeder Stunde matter. Sie versagte sich den Schlaf, der sie vielleicht ein wenig erquikt hätte, um nur einige Augenblike länger mit Klairant sprechen zu können. Je mehr ihre Kräfte schwanden, desto stärker wurde die Verzweiflung des Vicomte. Klairant schien das Elend seiner Geliebten mit grossem Muthe zu ertragen, weil er wußte, daß die Aeusserung seiner wahren Gefühle ihr Leiden vermehren würde; aber zuweilen gieng er auf eine halbe Stunde aus ihrem Zimmer in ein anderes, lehnte den Kopf an die Wand, und überließ sich bald dem tiefsten Schmerze, bald der schrekklichsten Verzweiflung.

Endlich wurde Klara so schwach, daß sie selbst ihren nahen Tod fühlte, und mit Klairant allein zu seyn wünschte, um in seinen Armen sterben zu können. Sie bat ihren Vater, ein wenig zu ruhen, küßte zärtlich seine Hand, und dankte

daß er sie so glüklich gemacht hätte. — „Siehst du," sagte sie nun zu Klairant: „wie viele tausend Minuten zum Glük? und nur Eine zum Sterben!" — Nach einigen Stunden fand man Klairant in einer tiefen Ohnmacht neben der Leiche seiner Klara.

---

Man hatte mich von dem Wolfsbrunnen bei Heidelberg, wo ich Klairant suchte, nach Schwezingen gewiesen. Ich kam den Tag nach Klarens Tode dahin, und fand den Unglüklichen in stiller, verzehrender Verzweiflung. „Sie ist todt!" sagte er, als ich ihn fragte, was ihm fehle. „Sie ist todt!" wiederholte er mit unbeschreiblich rührenden, gen Himmel gewendeten Bliken. —

Klairant wies mir ihre Leiche, und ich sagte ihm, sie wäre noch im Tode schön. „O," erwiederte er; „und ihr Herz! ihr Herz!" Dabei legte er beide Hände auf die Brust. Dann warf er sich neben der Leiche hin, und küßte ihre Stirn, ihre Hände.

Jezt kam der Vater. Er kniete bei seiner Klara nieder, und bat sie mit Thränen, ihm zu verzeihen. Es war eine rührende Scene! — Klairant war aufgestanden, und sagte, halb zu mir, halb zu dem Vicomte: „ihr Herz konnte nur lieben und segnen. Aber, daß sie getödtet ist — o: das kann die ewige Barmherzigkeit nicht

nicht verzeihen!“ Der Vater schien das selbst zu fühlen; er hob die Hände seiner Tochter in die Höhe, als ob sie für ihn beten sollte.

Endlich wurde die Leiche begraben. Nur wir, Klairant und ich, folgten ihr; der Vater hatte dazu nicht Kraft genug. Als wir von dem Kirchhofe zurükkamen, führte Klairant mich in den Kurfürstlichen Garten, gieng schweigend zu dem Tempel des Merkur, und sezte sich da auf die Ruinen. Ich sprach mit ihm von Klaren, von ihren Vollkommenheiten. Er zog ihre Briefe, ihr Bild, ihren Ring hervor, küßte alles, und benezte es mit heissen Thränen — den ersten, die er wieder weinen konnte. Jezt wollte er mir etwas aus Klarens Briefen zeigen. Ich fragte ihn, ob er die seinigen wieder hätte; und er zog sie in einer seidenen Brieftasche hervor. Klara hatte sie immer bei sich getragen, und sie ihm im Sterben gegeben. Ich bat ihn, mich die Briefe lesen zu lassen, und er gab mir beide Pakete. Als ich las, stand er auf, gieng umher, kam dann eilig wieder, und fragte, als ob er aus einem Traume erwachte: „wo ist die Mutter meiner Klara?“ Er hatte bei seinem tiefen Schmerze nicht an sie gedacht. Ich sagte ihm, was ich von dem Arzte wußte: bei der Nachricht, daß ihr Sohn niedergehauen sei, habe ein Schlagfluß sie getödtet.

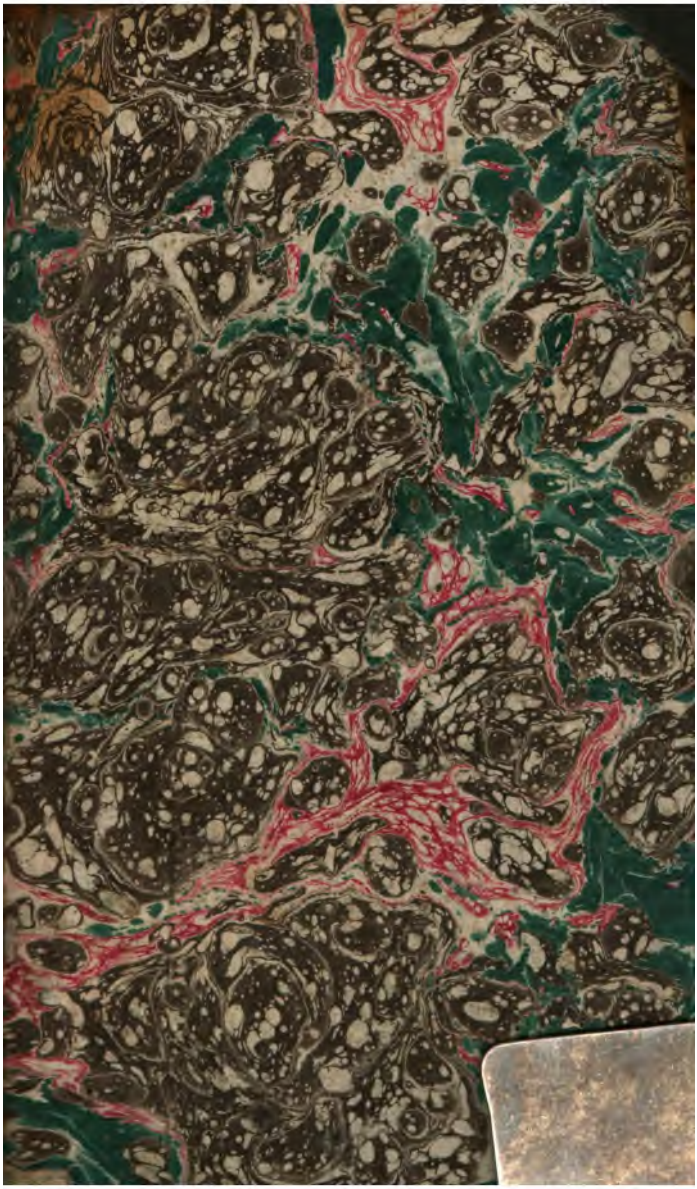
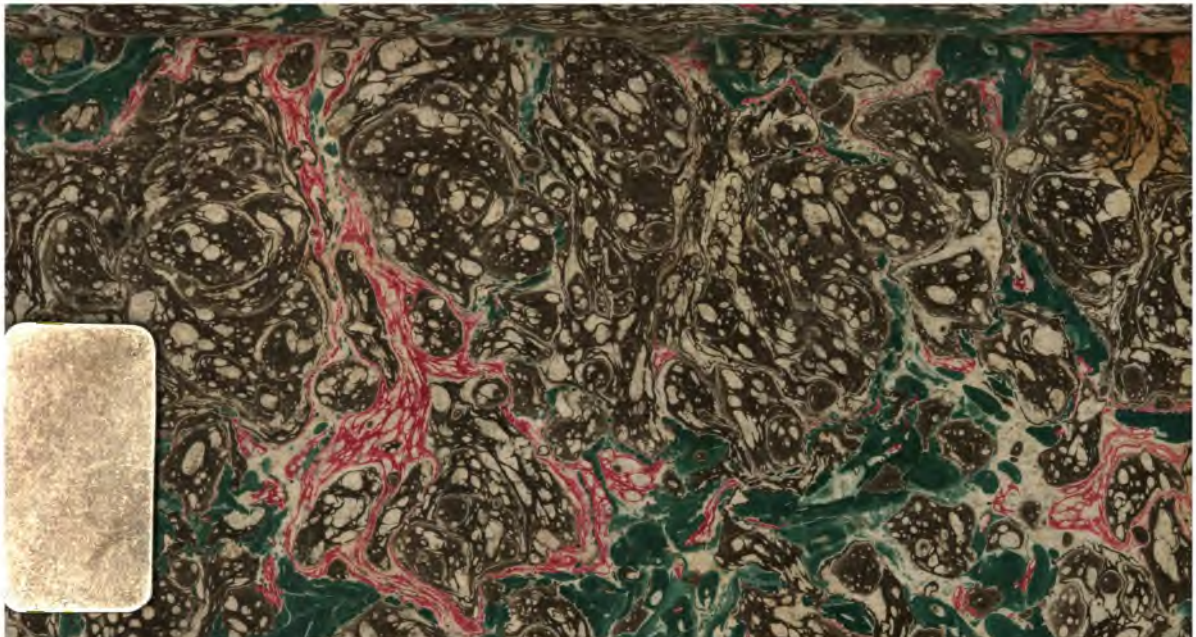
„Klara!“ rief er; „und auch ihre Mutter, und mein Freund! O Gott! was soll ich denn noch allein auf der Erde!“ Er gieng mit schnel-

len Schritten an dem Teiche weg, der Moschee zu, und ich sah ihn in den Arkaden die Hände heftig bewegen, als ob er mit sich selbst spräche. Doch bald schien er ruhiger zu werden. Nun glaubte ich, unbesorgt in den Briefen des Unglücklichen weiter lesen zu können, und vertiefte mich darin. Als ich endlich fertig war, suchte ich ihn im Garten, fand ihn aber nicht mehr. Zu Hause, wohin ich nun gieng, war er gewesen. Er hatte den Vicomte schweigend in seine Arme geschlossen, und war dann weggegangen. Auch den Kirchhof hatte er noch besucht, und sich auf das Grab seiner Klara niedergeworfen. Wo er seitdem geblieben wäre, wußte mir niemand zu sagen.

Ich hoffte noch einige Tage vergebens auf ihn. Seine beiden Brieftaschen behielt ich, und sie sind mir ein Heiligthum, das ich ihm aufbewahre. Aber ich fürchte, der unglükliche Klairant wird sie nicht wieder sehen. Ich habe nach Lautern geschrieben, und mich erkundigt, ob er etwa in der Hütte des Wildhüters gewesen sei. Er hat sich wirklich einige Tage da aufgehalten, und ist dann verschwunden. Ich bin selbst nach Embs gereist; doch auch da habe ich nichts von ihm erfahren können. Er ist wohl todt, der arme Klairant; der Gram der ihn drükte, war allzu schwer!

Den Vicomte habe ich seitdem noch einige male gesprochen. Er war in einen finstern Trüb-

sinn versunken, aus dem ihn wohl nur das Grab reissen kann.

Ich size noch oft auf Klarens Grabe, lese die Briefe, die sie und der arme Klairant einander geschrieben haben, und lerne daraus Geduld, und Ergebung in den Willen des Himmels. Wenn ich dann wieder bedenke, daß ihr Herz, ihre Liebe, durch die sie in solches Elend geriethen, sie doch so unaussprechlich glüklich machte: dann danke ich der Vorsehung, daß sie uns so schuf, daß sie einigen Menschen solche starke Empfindungen gab. Ach, wenn nur Andre, Kältere, solche Herzen nicht für eine Fabel halten wollten! — Ich sage oft, was Klarens und Klairants Trost war:

Des destins la chaine rédoutable
Nous entraine à d'éternels malheurs;
Mais l'espoir à jamais sécourable
De ses mains viendra sécher nos pleurs,
Dans nos maux il sera des délices,
Nous aurons des charmantes erreurs,
Nous serons au bord des précipices;
Mais l'amour les couvrira de fleurs.